



PETER FRITZ WALTER

AUTOBIOGRAFIE

Die ersten dreißig Jahre (1955-1985)

Eine Produktion von Peter Fritz Walter
Peter Fritz Walters Gesammelte Werke • January 7, 2016

INHALT

Vorspruch	4
Kindheit und Jugend	17
Die ersten Jahre	17
Schwere Geburt	26
Kaum Glückliches	45
Ein Tonband	73
Der Struwwelpeter	76
Schule, Lieb' und Not	84
Wochenende mit Mutti	84
Endlich Sex	87
Tonleitern Unerwünscht	90
Tagträumen und Sitzenbleiben	92
Fusspflege Beblo	95
Ein gewisser Wandel	99



DIE WANDLUNG / 2

Ein Grundig Vierspurgerät und Oma	102
Erwachende Interessen	106
Wer ist mein Cousin?	116
Sitzenbleiben und Thomas	120
Ein Lesewettbewerb	125
Sexuelles Elend	129
Erbe und Prozesse	130
Omas Entscheidung	130
Riesenskandal	140
Ein Klavier, und Krach	146
Erste Liebe	151
Studien und Ehe	154
Umzug und Liebesprobleme	180
Ein Umzug mit Folgen	180
Pesaro	184
Waltrauds Nierenleiden	186
Klotz am Bein	193
Eine kranke Familie	198
Mutters Negative Weltsicht	200
Bürgerpartei	208
Arbeitslosigkeit	210
Heldenkult um Richter	214



DIE WANDLUNG / 3

Hyosuk	217
Eine Taxifahrt nach München	225
Armut und Doktorat	243
Autoträume	243
Europäische Integration	247
Das lange Ende einer langen Ehe	251
Erste Selbstanalyse	258
Die Guten Nachbarn	262
Klar Sehen	270
Roman Warszewski	273
Deringer, Sedemund & Partners	275
Kein Liebesglück	277
Ein Brief an Richter	287
Du Bist ein Bürger!	299
Noor und neue Gefühle	302
Studienerfolg, aber Muttertrottel	307
Arbeitslos	317
Vom Muttertrottel zum Unitrottel	321
Neue Studien	325
'Mein Sohn ist ein Faulenzer!'	325
Gas im Haus	329
Viel Hoffnung, wenig Geld	333



Schwere Arbeit ohne Gewinn	335
Selbstmordversuch und Neuanfang	340
Prüfungen ohne Ende	346
Kleinliches Europa	351

VORSPRUCH

Zu diesem Buch

Es ist sicher für niemanden ein leichtes Unterfangen, das Vergangene und Erlebte treulich zu berichten.

Hingegen rumorte in mir jahrelang ein fast nicht auszurottender negativer Glaube, Erfolg sei nur für andere da, während ich dazu bestimmt sei, mich mit der frugalen und undankbaren Existenz des *verkannten Genies* abzufinden, ein Verhaltensmuster übrigens, was in den Schicksalen meiner beiden Elternteile eindeutig auszumachen ist.

Zudem kam bei mir erschwerend hinzu, dass Bestandteil dieses schrägen Glaubenssystems ein schrecklicher und im wahrsten Sinne des Wortes *fataler* Fatalismus war, ein Fatalismus, den ich in der Literatur eigentlich nur bei Dostojewski fand, und der nicht in meiner Natur ist, sich aber jedenfalls durch meine Don Quijoterien und Windmühlenkämpfe verstärkt hatte.



DIE WANDLUNG / 5

Und man möge es mir glauben oder nicht, eine solche negative Grundeinstellung mit Fatalismus verbunden ist eine hartnäckige und widerwillige innere Konstellation, die schlimmer ist als jedes astrologische Quadrat.

Die Bücher von Dr. Murphy haben mir über diese Klippe verholfen, wie ich an anderer Stelle noch genauer darlegen werde.

Und, da ich nicht an Zufälle glaube und Synchronizität für mich Teil der Großen Logik ist, sehe ich es als Omen, dass ich zahlreiche positive Reaktionen auf meine Essays über positives Denken und Dr. Murphys Lehre erhalte. Es geht eben alles Hand in Hand daher, wenn man die Höhere Fügung einmal ruhig walten lässt in seinem Leben.

Dieses Buch ist ein Rückblicken, das sich weder auf Bedauern, Melancholie, noch Anklage, noch mechanischem Aufzählen von Fakten gründet. Der Nachteil von so vielen autobiographischen Berichten ist, dass sie zu sehr an den Fakten hängen und ihre Autoren zu subjektiv sind ihrer Grundhaltung. Natürlich sind wir immer subjektiv, wenn wir über uns selbst und Eigenerlebtes berichten. Ich meine damit, dass solche Bücher selten erkennen lassen, dass der Autor sich zumindest im Nachhinein bewusst wurde, dass die Erfahrung von ihm selbst gewollt und herbeigeführt wurde und sie sich sonst nicht hätte ereignen können.



DIE WÄNDLUNG / 6

Sinn ist sozusagen spirituelles Brot. Eine Existenz, die sich als sinnlos empfindet, ist in ihrer Existenz gefährdet, und sei sie sozial noch so sehr gesichert. Viktor Frankl überlebte die schreckliche Prüfung des Konzentrationslagers nur dadurch, dass er imstande war, seinem Leben und dieser Erfahrung selbst als Teil davon, Sinn zu verleihen. Dieser Sinn allein war es, der sein Überleben sicherte, und mehr, es war auch das Geheimrezept für seinen späteren Erfolg als Psychoanalytiker in den Vereinigten Staaten.

Ich erinnere mich an viele Gespräche mit meinen Eltern und meiner Großmutter, die eben davon handelten. Da wurde geklagt in einer Zeit, wo es ihnen gut ging und mit Tränen in den Augen berichtet über die Kriegszeit und all die Entbehrungen. In jener Zeit lebten sie noch mit Sinn. Danach kam ihnen der Sinn abhanden. Wohl weil sie sich selbst abhanden kamen und entfremdete Leben führten. Aber das wurde ihnen niemals klar. Oder doch? War das vielleicht der Grund für die Aussage meiner Großmutter auf dem Sterbebett, sie habe 'alles falsch gemacht'?

Wahrhaft hätten sie weiterhin mit Sinn leben können, auch im Wohlstand, und vielleicht gerade da. Gott müsste ein perverser Bock sein, wenn er darauf aus wäre, dass wir ihn nur dann finden und finden sollten, wenn es uns dreckig geht. Im Gegenteil, so denke ich, sind wir Menschen dazu erschaffen, in Wohlstand, Sauberkeit, Komfort und Schönheit zu leben



DIE WANDLUNG / 7

und dennoch glücklich zu sein und religiös im Sinne eines Mit–Allem–Verbunden–Seins. Indem ich dies nun schreibe, möchte ich mich mitnehmen. Denn ich sehe die Gefahr, mich zu verlieren in dem, was man Erfolg nennt, die Gefahr, stolz und eigensinnig zu werden und blind, die Gefahr, sich arriviert oder sonstwas zu dünken und dabei träg und müde zu werden.

Das ist es, was ich um mich her sehe, mit wenigen Ausnahmen. Daher habe ich so wenige Freunde. Unter den widrigsten Umständen hatte ich Freunde, aber in den Jahren danach war es viel schwerer, Freunde zu gewinnen. Die meisten, denen ich Freundschaft antrug, nahmen sie nicht an. Und da ich nicht oft meine Freundschaft antrage, lebte ich ziemlich einsam dahin. Sich mitzunehmen heißt auch, das Ich, das man einst war, zu akzeptieren und gewissermaßen mit elterlicher Güte zu pflegen. Ich denke nämlich, dass es gerade dies ist, was sicherstellt, dass man den Sinn, den man in den Prüfungen des Lebens gefunden und inkarniert hat, nährt und entwickelt.

Nichts im Leben ist isoliert. Nichts ist abgespalten. Alles ist irgendwie Teil einer größeren Einheit und auch untereinander verbunden. Viele Menschen glauben, Selbstentwicklung heiße, sich selbst über Bord zu werfen und sich ein neues Ich aufzupropfen. Diejenigen, die das tun, werden hinfert selbstentfremdet und gehirngewaschen durchs Leben gehen.



DIE WANDLUNG / 8

Es sind diejenigen, die sich Sekten verschreiben oder einer Ideologie oder einer Therapie, die sie für *Religion* halten. Es sind auch diejenigen unter ihnen, die der Schwarzweißmalerei anheimfallen und glauben, ein neues und käufliches Ich könne geradeso für sie gebacken werden, damit sie es bei der nächsten Gelegenheit für ihr altes Ich austauschten. All solche Selbstentwickler unterliegen der Gefahr, die eine der Grundgefahren des Lebens überhaupt ist: der Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Es gibt keine guten und schlechten Ichs und kein Schwarz und Weiß in Fragen der Entwicklung. Es gibt nur Probabilitäten und viele sanfte Übergänge.

An anderer Stelle sagte ich einmal, man könne sein Ego nicht einfach an den Nagel hängen. Daher können so viele den Erfolg, dem sie über Jahrzehnte nachgingen und der ihnen letztlich zuteil wurde, nicht genießen. Ganz einfach, weil der Genießer abhanden kam auf dem Weg. Weil sie sich selbst nicht mitnahmen auf dem Weg zum Ziel. Weil sie irgendwann *urteilten* über sich selbst, statt sich anzunehmen; weil sie zu sich selbst sagten: 'Bis hierher und nicht weiter!' Weil sie seelenlos vorangingen und einer Chimäre nachjagten.

Natürlich setze ich nicht einfach Ich und Seele gleich. Was ich sage, ist nicht simplistisch und eher komplex, und



DIE WANDLUNG / 9

nicht einfach zu erklären. Ich meine dass wir, auch wenn wir das Ich entwickeln oder gar transzendieren, doch immer mit dem Ich bleiben und es nicht einfach in die nächste Mülltonne werfen können. Bei manchen Leuten, die ich gern *New Age Touristen* nenne, habe ich wirklich den Eindruck, dass sie mit der steten Frage 'Wo ist die nächste Müllkippe für mein Ich?' von Guru zu Guru rennen. Ohne sich dessen bewusst zu sein, haben sie bereits zu Beginn ihrer Reise ihre Seele an den Teufel des Ideals verkauft.

Keiner hat es besser erklärt, als Krishnamurti, wo wir hingehen, wenn wir uns Ideale setzen und uns damit identifizieren. Ideale sind der Nährboden für Konflikt. Sie spalten die Psyche und führen zu schizophrenem Dasein, weil sie die Einheit des Bewusstseins zerstören. Der Teufel des Ideals dekretiert den ewigen Krieg zwischen 'ist' und 'sollte,' zwischen 'sein' und 'möchte sein,' zwischen 'so bin ich eben' und 'so möchte ich idealerweise sein.'

Da Ideale *per definitionem* unerreichbar sind, ist der Krieg aussichtslos und die Niederlage sicher. Was passiert mit dem Selbstwertgefühl währenddessen? Es wird zwischen den Fronten zermalmt. Übrig bleibt der spirituelle Tourist, der das Leben aufspaltet in einen ordinären und einen spirituellen Teil und der die Welt abreist, um den letzten Guru, der gerade *en vogue* ist, gesehen und gesprochen zu haben.



DIE WANDLUNG / 10

Meine langen Phasen der Einsamkeit waren und sind für mich Zeiten, die Loslösung bringen von derartigen Lehren. Es sind Zeiten der Reinigung und Erneuerung. Es sind auch Zeiten, in denen ich in der Stille meines Arbeitszimmers das I Ching kontempliere und die Einfachheit und das anspruchslose Glück der Zen-Meditation genieße.

Die Kontakte mit dem Krishnamurti Zirkel, dem ich damals angehört hatte, lösten sich auf. Was ich hörte, erstaunte mich. Jean und Catherine Demaurex, die mich in den Zirkel gebracht hatten, berichtete mir, dass nach meinem Fortbleiben die Studiengruppe so gut als zerfiel. Ich konnte es kaum glauben, erachtete ich meine Präsenz dort doch als eher sekundär, denn das Ehepaar selbst und viele der anderen Mitglieder hatten K. selbst gekannt, ein Privileg, das mir nicht zugekommen war. Wie es nun schien, war es jedoch gerade mein *Anderssein*, meine manchmal schonungslose Offenheit und Geradheit in Fragen der Weltanschauung, die mir in diesem Kreis ein hohes Ansehen verschafft hatte, wenn nicht gar eine leitende, wenn auch unsichtbare Funktion. Und es war offenbar dieser unschuldige Einsatz, der die anderen, vor allem die jüngeren Mitglieder des Kreises, begeistert hatte.

Heute bin ich am Punkt angelangt, wo ich anderen helfen möchte, ihren Weg zu finden und ihr eigenes Leben zu leben. Und das ist so etwas wie eine Mission geworden. Auch geschäftlich. Dennoch sind das Schreiben und Publizieren, die



Kunst und die Musik, die Philosophie und Meditation nach wie vor meine Elixiere und ich richte mein Leben so ein, dass ich dafür immer Zeit habe.

Meine Erfahrung zeigte mir, dass der wahre Grund, warum die meisten Menschen nicht ihr Potential realisieren, Angst ist. Diese Angst, nicht perfekt oder makellos zu sein, steckt mir in den Knochen von Kindesbeinen an. Ich weiß nicht recht, ob ich damit bereits geboren war, aber ich glaube es nicht. Wenn ich so meine Familie betrachte, scheint's doch, dass ich ziemlich aus dem Rahmen falle. 'Größenwahn!' war für meine Mutter alles, was aus dem Rahmen des Mediokren und Kleinbürgerlich-Dummen herausfiel. Es ist nicht angenehm, sich dieser Dinge zu erinnern. Und doch, das Vergangene einfach beiseite zu schieben und darüber gänzlich zu schweigen, erscheint mir die größte Sünde. Denn ohne die verschlungenen Wege wäre ich nicht, wo ich bin. Wo nähme ich die Kraft her und den inneren Ernst, dieses Leben zu meistern? Die Vergangenheit meistern heißt vor allem, sie *anzunehmen*, so wie sie war, und den inneren Kampf aufzugeben.

Über sein eigenes Leben zu berichten, ist vielleicht das Schwierigste überhaupt. Denn die Gefahr, in Anklagen abzugleiten oder in Entschuldigungen, ist groß. Ich denke, der Sinn einer Autobiografie besteht darin, sich zu bemühen, eine wenn auch relative Objektivität zu erreichen, oder ihr doch zumindest nahe zu kommen. Dann hat diese Tätigkeit Wert



DIE WANDLUNG / 12

nicht nur für den Leser, sondern gleichermaßen für den Schreiber selbst.

Das Leben ist ein Mysterium, und angesichts der Komplexität des Menschen ein nicht einfaches Unterfangen.

Ich meine damit, dass es immer gut und leicht gesagt ist, wie man handeln *sollte*. Alle Moralapostel haben leicht reden. Aber wie halten sie es mit dem eigenen Leben? Inwiefern können schöne Sprüche und 'Du sollst!' Sätze uns überhaupt helfen, besser und integrierter zu leben? Ich meine, sie helfen nicht nur nicht, sie sind sogar gefährlich! Denn sie wiegen uns in einer Illusion der Leichtigkeit, die das wahre Abbild der Moral ist. Diese Leichtigkeit ist Heuchelei. Es ist das müde, fade Lächeln der Kirchgänger, wenn sie etwas Gutes getan haben, oder es zumindest glauben. Müde sind sie, die Leichten, und energielos.

Ich habe viele Menschen getroffen, die zeit ihres Lebens eins drauf bekamen, weil sie nicht den leichten und seichten Weg gingen, sondern den *wahren*. Auch wenn es der falsche war. Aber es waren Menschen mit Substanz, die ich vorher und danach im Alltag einfach nicht mehr traf. Es scheint mir wirklich, dass sich in unseren paranoischen Kulturen die Substanz des Menschlichen inzwischen in den Anstalten befindet, den Gefängnissen, den Irrenanstalten, den Erziehungsheimen und den Asylen.



Das klingt fast pervers und jedenfalls grotesk, aber vielleicht ist doch ein Körnchen Wahrheit drin? Ich sehe zwei Kategorien von Menschen, die einfachen und wahren und die aufgeblasenen und seichten. Erstere haben niedrige Positionen, letztere mittlere bis hohe. Ganz hochstehende Leute kenne ich nicht persönlich, jedoch einige wohl aus ihren Schriften. Ich glaube, dass auch sie zu den einfachen und wahren gehören. Es kann logischerweise nicht anders sein.

Manche denken, ich sei ein völlig kontaktarmer Mensch, gewissermaßen asozial. Ich verbringe die meiste Zeit meines Lebens im Büro, am Computer, bei der Arbeit. Dennoch liebe ich Kontakte—jedoch welche mit Substanz. Ich wünsche mir Freunde, die es lieben, mit mir in Mail-Korrespondenz zu treten und wirklichen Austausch möchten. Ich habe keinen einzigen. Es geht immer eine gewisse Zeit, meist eine eher kurze Zeit, bis sie nicht mehr schreiben. Und im übrigen, ist es denn meine Schuld, dass die meisten Männer in dieser Kultur sich für Fußball und anderen Mist interessieren? Ich finde die meisten Männer dumm und meistens noch arrogant dazu, festgefahren in irgendwelchen Plattitüden, die sie auch noch als 'Logik' ausgeben, die Idioten.

Dazu gehörten vor allem die Menschen meiner eigenen Kultur. Linkshirnige Affen sind viele von ihnen und vom Leben hatten sie keine Ahnung. Der Liebe und dem Schönen irgendwann zwischen zehn und fünfzehn abhanden gekom-



DIE WANDLUNG / 14

men, gaukeln sie als halbherzige Roboter durchs Leben und quatschen irgendeine Ideologie oder Kitschologie nach, die sie *Sport*, *Body Building*, *Business* oder anders nennen.

Schon in der Internatszeit war es so gewesen, an der Uni nicht anders und später in der Schweiz war es noch ärger. Am Institut gab es einen einzigen Mann, mit dem ich näher befreundet war, Alejandro. Der junge Jurist war von Argentinien, aus einer offenbar gebildeten Familie. Mit ihm konnte ich mich unterhalten. Er hörte zu und gab interessante Kommentare, hatte Geist, Humor und Anstand. Aber unsere beginnende Freundschaft wurde durch seine Frau hintertrieben, die eine wahre Xanthippe war.

Wenn sie mich sah, wurde sie süßlich wie ein Honigmaul, um mich kurz darauf auszufragen wie eine Mutter, die ihrem missratenen Söhnchen die Leviten liest. An bissigen Kommentaren hinsichtlich meiner 'ungebildeten' Frau fehlte es nicht und eingeladen wurden wir nie bei ihnen. Die Beziehung mit Alejandro blieb denn auch steril.

Jedoch bedeutet mir Freundschaft seit meiner Kindheit viel, wiewohl ich nicht damit gesegnet war. Die einzigen Menschen, zu denen ich in meiner einsamen Kindheit Freundschaft empfand, waren Tante Ida, die ältliche Nachbarin, und Frau Britz, die kleine faltige Oma, Putzhilfe meiner Großmutter, eine sehr einfache Frau. Es mag wohl ungewöhnlich sein,



einzig positive Gefühle gegenüber zwei alten Damen zu empfinden. In den Heimen war ich angewidert von den primitiven Kindern, mit denen ich gezwungenermaßen zusammen war und mein erster Freund überhaupt war mein Cousin Boris.

Diese Freundschaft meiner frühen Kindheit wurde mir jedoch von meiner Mutter abspenstig gemacht, die Boris als 'sadistisch' hinstellte, weil er mich bisweilen in den Arm kniff. Und der wahre Grund mag ein ganz anderer gewesen sein.

Die Geschichte meiner Schulfreundschaften habe ich im ersten Teil dieser Autobiographie ausführlich behandelt. Nachdem sich Thomas das Leben genommen hatte, blieb mir kein Freund, als ich zur Universität ging, und die Beziehung zu dem einzigen jungen Mann, der mich damals als Freund interessierte, wurde von dessen Vater als unstandesgemäss untersagt.

So war mein Fall doch recht ungewöhnlich und vielen Menschen bleibt auch heute noch mein eigenbrötlerisches Dasein unverständlich. Von Natur her bin ich als geborener Zwilling nicht kontaktarm und dazu weder Misanthrop, noch respektlos anderen gegenüber. Allerdings bin ich es leid, von Menschen, die mich kaum kennen, abgeurteilt zu werden, und ziehe es daher vor, keine Freunde zu haben, als mich zu umgeben mit Affen und hohlen Schellen. Erst viel später, in Indonesien, wurde mir klar, dass es noch wertvolle Menschen



gibt in unserer Zeit, dass es noch menschliche Qualitäten gibt wie Hingabe, Echtheit, Herzengüte und Güte, die einer tiefen Liebe zum Leben und rechtem Wandel entspringen. In meiner Kultur suchte ich all das vergeblich in Menschen.

Es mag sein, dass ich mich irre und dass das nichts mit Kultur zu tun hat, sondern damit, wo sich Menschen gesellschaftlich befinden. Es könnte sein, dass die verrottetsten Seelen sich an Universitäten und im Etablierten und Wohlarrierten befinden, während sich die Blüte des Menschlichen im Sumpf und bei den Armen und Missachteten findet. Diese Doskojewskische Weltanschauung klingt mir jedoch letztlich auch zu simplistisch, sodass ich mich am Ende frage, ob nicht all diese Wertungen letztlich Projektionen sind?

Heute halte ich mich bewusst zurück von solchen mehr oder weniger pauschalen Urteilen, wenn sich solche Schlussfolgerungen auch oft im Leben geradezu aufdrängen. Ich habe einfach beobachtet, dass solche Wertungen sich tief eingraben in unser Glaubenssystem und dann unsere Perzeption der Realität maßgeblich beeinflussen. Es ist daher nicht gerade weise, so zu verfahren. Es ist nicht klug, weil es die schrägen Muster, die man solchermassen betont durch Urteilen, verstärkt. Alles, worauf wir unser Bewusstsein richten, verstärkt sich in unserem Leben. Wenn ich also das Schräge und Dumme in anderen sehe, und dies wiederholt, und gewissermassen als Gewohnheit, dann werde ich nach und nach eben von



DIE WANDLUNG / 17

Schrägen und Dummen umgeben sein. Womit ich gleichzeitig positiv affirmiere, dass es möglich ist, es anders zu tun.

Was geschieht, wenn wir uns freihalten von solchen Projektionen?

Wir erleben die Realität auf eine frischere Weise und sind in der Lage, Menschen viel unbefangener, geradezu unschuldiger, zu begegnen. Wir können andere dann auf uns einwirken lassen, ohne dass unser ganzer Ballast dem im Wege steht.

KINDHEIT UND JUGEND

DIE ERSTEN JAHRE

Meinen Großvater habe ich nie gekannt. Er hatte sich sehr spät verheiratet und ist dann schon eine Art Großvater für seine eigenen Kinder gewesen. Er war von seinen Eltern in jungen Jahren verheiratet worden, aber seine Braut wurde in der Hochzeitsnacht verrückt und er erlitt demzufolge einen Nervenschock. Nachher stellte sich heraus, dass die Braut schon vor der Hochzeit geistesgestört war, man dies dem Bräutigam aber verheimlicht hatte, denn die Eltern nahmen an, dies werde sich 'schon geben, wenn das Mädchen nur einmal gut verheiratet' sei.

Es sieht so aus, dass mein Großvater dieses Ereignis nur schwer verwunden hatte, denn er entschied sich erst im Alter



von neunundvierzig Jahren dazu, wieder zu heiraten. Inzwischen hatte er sich vom Friseurgehilfen zum erfolgreichen Einzelhandelskaufmann hochgearbeitet.

Die von ihm Erwählte war neunzehn Jahre alt. Genau dreißig Jahre trennten meinen Großvater also von meiner Großmutter. Er war schon mit der Mutter des Mädchens verlobt gewesen, die Bäckerin war—doch als er eines Tages die hübsche Tochter Irma in der Backstube gesehen hatte, entflammte er sich so für sie, dass er sich auf der Stelle entschied, statt der Mutter die Tochter zur Frau zu nehmen.

Damals war er noch nicht das kleine dicke glatzköpfige Väterchen, das er dann später für seine Kinder darstellte, sondern präsentiert sich auf dem Hochzeitsbild in Militäruniform, schwarzem Haar und buschigem Schnurrbart. Meine Großmutter war recht groß und korpulent gewesen mit ihrem vollen Busen, ihrem schwarzkrausen Haar und den Mamuschka Pausbacken.

Sie bekamen zwei Jungen und zwei Mädchen. Der älteste Sohn, Walter, von Geburt an kränklich, bekam in der Folge schreckliche Hautausschläge, wegen der er Jahre in Pflegeheimen verbrachte und mit viel Verzögerung eingeschult wurde. Dann kam Irmgard, die offenbar das intelligenteste der vier Kinder war, und der der Vater wegen ihrer glanzvollen Zensuren ein eigenes Bankkonto einrichtete, als sie gerade



vierzehn Jahre alt war. Irmgard durfte über dieses Konto nach Belieben verfügen.

Meine Mutter, Agathe, war Walters und Irmgards 'Putzmädchen,' sowie Vatis 'Nesthäkchen und Schmusekätzchen' und gehörte damit, zusammen mit dem jüngsten Sohn Gün-ter, in die zweite Riege. Je nach Bedürfnis war sie entweder auf Dienstmädchenebene—wenn es zum Beispiel darum ging, die Hosen zu bügeln, die ihr die Brüder vor die Füße warfen—oder Streichelkindchen für Papa.

Gemessen an der bescheidenen Herkunft meiner Großeltern, hatten sie es zu ansehnlichem Reichtum gebracht. Sie besaßen ein Geschäftshaus in zentraler Lage der kleinen ver-rußten Hüttenstadt. Unten war das Geschäft *Kaffee, Tabak & Spirituosen* und im zweiten Stockwerk hatte mein Großvater seinen Lieben eine Luxuswohnung mit vierzehn Zimmern ausbauen und einrichten lassen, deren Holztäfelung mit Jugendstilintarsien, Seidentapeten, Lüster, Möbel und Orientteppi-che eigens auf der Leipziger Messe 1921 gekauft worden wa-ren—dem Jahr der Geburt meiner Mutter.

Mehrere Dienstmädchen standen zur Verfügung, von denen jedoch regelmäßig welche gingen oder gefeuert wur-den. Irmgards Kleinmädchenlaunen waren nur wenigen er-träglich. Eine ist hinausgeworfen worden, weil meine Groß-



mutter sie dabei erwischt hatte, des Säuglings Günter kleinen Penis zu lutschen.

Mein Großvater war ein begeisterter Jäger und besaß zwei große Jagden, wo die Familie in der Regel die Wochenenden und Ferien verbrachte. Meine Großmutter war die erste Frau der Kleinstadt, die den Führerschein erwarb. Auf ihrer Jungfernfahrt hatte sie eine Ladung Eier auf dem Rücksitz und machte gleich eine Vollbremsung, denn sie hatte einen Laternenpfahl etwas spät gesehen. Man mag sich vorstellen, wie es im Fond des Wagens nachher ausgesehen hatte. So hielt man es auch für weise, einen Chauffeur einzustellen, der Felix hieß und ein Faktotum war. Damit war die Fassade komplett.

Wie es dahinter aussah, habe ich nie ganz herausfinden können. Die Kinder verbrachten jedenfalls die meiste Zeit mit dem Personal, denn die Eltern waren von früh morgens bis abends spät im Geschäft, und abends musste der Kaffee geröstet werden. Viel Zeit für ihre Kinder hatten sie eigentlich nicht. Die Charakterisierungen, die meine Mutter schlagwortartig zu repetieren pflegte, lauteten:

Mein Vater war ein großzügiger und gütiger Mann, der seine Kinder über alles liebte. Meine Mutter war eine sehr kultivierte und belebte Frau, obwohl sie von bescheidener Herkunft war. Aber sie las viel und oft noch nach Geschäftsschluss bis vier Uhr morgens. Ich weiß wirklich nicht, wo sie die Energie hernahm für all dies. Aber sie war eher distanziert und kühl zu uns Kindern und hat uns nie mal herz-



DIE WANDLUNG / 21

lich in die Arme genommen. Walter war ein Schwein. Günter war ein Großmaul. Irmgard war ein raffiniertes Aas.

Was sie selbst war, hat sich meine Mutter nie gefragt. Sonst hätte ich es von ihr lernen können. Mir fehlte bis ins Mannesalter jede Kenntnis meiner selbst, meiner Eigenheiten und Talente. Als ich mit achtzehn Jahren das Abitur erlangt hatte und es um die Frage ging, was tun, was studieren—stand ich da, wie ein kleines Kind. Solange ich unter dem Einfluss meiner Mutter stand, und dies war bis etwa zu meinem dreiunddreißigsten Lebensjahr, war ich ein Nichts, ein Un-Eigenes, ein Anhängsel meiner Mutter, genauer gesagt, ein Haufen von Angst und Minderwertigkeitskomplexen. Und damit genaues Spiegelbild meiner Mutter.

Der gütige Opa starb mit sechzig an Blasenkrebs. Angeblich war er nach der Agonie und dem Koma auf die Größe eines Kleinkinds geschrumpft. Er hatte viel leiden müssen vor seinem Tode.

Dass ihr Vater nicht so ganz dem Idealbild entsprach, das meine Mutter sich von ihm gemacht hatte, erhellt folgende kleine Begebenheit aus der Kindheit meiner Mutter, eine Geschichte, die sie mir erst nach dreißig Jahren und nur auf meine kritischen Fragen hin erzählte:

Der Papa konnte es nicht ertragen, wenn jemand log. Einmal war ein Apfel vom Nachttisch meiner Mutter verschwunden und der Pa-



DIE WANDLUNG / 22

pa fragte streng, wer ihn genommen hatte. Durch irgendeinen unglücklichen Umstand kam ich in den Verdacht, obwohl ich völlig unschuldig war. Aber er wollte nicht hören, was ich dazu zu sagen hatte. Er prügelte auf mich los, er verschlug mich entsetzlich, obwohl ich damals noch klein war. Ich war völlig außer mir vor Angst und rannte aus dem Haus, zum Haus meiner Amme, das nicht weit von uns weg lag. Schreiend fiel ich meiner Amme in die Arme. Sie war ganz entsetzt, als sie mich sah. Ich muss schrecklich ausgesehen haben, so hatte mein Vater mich zugerichtet. Die Amme rauchte vor Wut, nahm mich bei der Hand und brachte mich zurück zu meinen Eltern. Sie machte meinem Vater schwere Vorwürfe.

Auch über die kühle und etwas distanzierte, aber kultivierte Mutter gibt es eine Geschichte, die der Realität wohl näher kommt, als das Idealbild, das sich meine Mutter nach dem Tod ihrer lieben Mama zurechtgezimmert hatte:

Stehlen war bei uns zuhause ein Verbrechen. Einmal hatte der Walter etwas genommen und es war herausgekommen. Da hättest du meine Mutter aber mal sehen sollen: Sie prügelte ihn entsetzlich und steigerte sich dabei so in eine Rage hinein, dass er am Ende am Boden lag und sie auf ihm stand und mit den Füßen auf ihn eintrat.

Das tat die kultivierte Mutter mit einem Kind, das von Geburt an krank und in Heimen war, unter unerträglichen Allergien litt, und die bekanntlich nicht von nichts kommen, und mit dessen psychischem Gleichgewicht es wohl nicht gerade zum Besten stand.

Meine Großmutter verheiratete sich wieder.



DIE WANDLUNG / 23

Die letzten Jahre vor dem Tod ihres Mannes war sie viel allein gereist, vor allem in die Schweiz, nach Como und Lugano. Auch Schiffskreuzfahrten hatte sie unternommen und dabei soll es vorgekommen sein, dass ein Schiffskapitän sich so in sie verliebt habe, dass er, als sie seine Heiratsofferte ausschlug, einen Sack voller Schmuck vor ihr auf den Tisch leerte und sagte: 'Das alles gehört dir, wenn du mich heiratest!' Sie schlug dennoch aus und pflegte, wenn sie später diese Anekdote erzählte, hinzuzufügen, 'Was war ich doch blöd gewesen!'

Schließlich ehelichte sie einen Grubeningenieur aus der Kleinstadt. Meine Großmutter nahm an, dass er besonders 'anständig' sein müsse, denn er hatte sie vor der Hochzeit kein einziges Mal angerührt. In der Hochzeitsnacht stellte sich heraus warum: er war *impotent*. Dies war für meine Großmutter ein schwerer Schlag. Sie soll ihren Kindern gegenüber bemerkt haben: 'Der Vati war ja schon älter. Aber er war ein guter Liebhaber. Und da dachte ich, wie gut muss da erst ein Junger sein?'

Das erste, was der neue Vati tat, als er einzog, war, meine Mutter aus ihrem Zimmer zu weisen und es für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Meiner Mutter wurde ein früheres Dienstmädchenzimmer zugewiesen.



DIE WANDLUNG / 24

Dieser Mann verkörperte den bösen Stiefvater in jeder Hinsicht. Dann wurde er herzkrank und bis zu seinem Tode bettlägerig. An die fünfzehn Jahre lang war er ein Pflegefall und terrorisierte seine Umgebung, vor allem aber seine Frau, mit nichtendenden Ansprüchen, Befehlen, Verweisen, Moralpredigten—oder er schrie ganz einfach wie ein Idiot herum, wenn ihm irgendetwas gegen den Strich ging.

Ich hatte dies selbst erlebt, als kleiner Junge. Es fing damit an, dass ich 'Vatis letztes Joghurt' gegessen hatte. Meine Großmutter war darob so entsetzt, als habe ich ein Kapitalverbrechen begangen. Sie war nicht einmal böse, so sehr hatte der Schock sie getroffen. Sie muss eine panische Angst vor ihm gehabt haben. Schließlich hörte man ihn im Bett herumbrüllen, erst mit der Haushälterin. Dann kam diese heulend die Treppe herunter und sagte leise: 'Er verlangt die Mutti!' Meine Großmutter ging schweren Herzens nach oben und ein zweites Brüllkonzert folgte. Endlich wurde ich hochgerufen, und—sah diesen bleichen Kadaver da liegen. Ich zitterte vor Angst. Er brüllte nicht. Er liess mich Platz nehmen und hielt mir eine lange Moralpredigt. Als er starb, weinte niemand.

Drei Tage vor Kriegsende wurde das Geschäftshaus ausgebombt und meine Großmutter bedurfte die Hilfe ihrer Kinder für den Wiederaufbau. Irmgard wäre die letzte gewesen, die ihrer Mutter einen solchen Gefallen getan hätte, die Jun-



gen meinten Bonbons verkaufen sei nichts für einen Mann— und so kam die Reihe an meine Mutter. Sie gab ihren Beruf als Journalistin dafür auf.

Ihre Stelle als Ansagerin am Berliner Rundfunk kündigte sie jedoch schon gegen Ende des Krieges und kam, mitten aus den Bombenangriffen auf die deutsche Hauptstadt, unter abenteuerlichen Umständen nach Hause zurück. Der Bombenterror und die Angst hatten ihre Nerven total zerrüttet. In ihrer Heimatstadt war jedoch noch alles ruhig, und als sie an der Wohnungstür stand, erkannte ihre eigene Mutter sie nicht. Sie war voller Schmutz und Ruß, denn es war nur durch einen Glücksfall, dass sie in Berlin direkt aus den Trümmern gerettet wurde. Ein Feuerwehrmann hatte sie ohnmächtig aus dem Schutt geborgen und er stammte—war es Zufall?—aus einem der ihrer Heimatstadt benachbarten Dörfer. So wurde sie, in dem Zustand, in dem sie sich befand, im Feuerwehrwagen nach Hause zurückgebracht. In der ersten Zeit war sie so außer sich vor Angst, dass sie sich beim Surren einer Stubenfliege unter den Tisch flüchtete. Die Familie lachte nur darüber. Sie hatten noch nichts gesehen vom Krieg und von der Panik, die das Surren eines sich nahenden Bombengeschwaders bei den Bewohnern einer Millionenstadt auslöst.

Es dauerte jedoch nicht lange, dass die Bomben folgten. In aller Hast wurde das Haus geräumt, meine Mutter half so gut sie konnte, das Wertvollste zu bergen. Sie vergaß ihre ei-



DIE WANDLUNG / 26

genen Sachen, ihre wertvollen Bücher über Kunstgeschichte und Tanz. In ihrer Kindheit hatte sie davon geträumt, Tänzerin zu werden. Ihr Vater soll dazu angemerkt haben:

Entweder du wirst eine Primaballerina oder du fängst mir erst gar nicht mit dem Tanzen an. Ich dulde nicht, dass meine Tochter ein kleines Balletthäschen wird.

So blieb ihr nicht einmal die Erinnerung an ihren Jugendtraum, denn all ihre Bücher blieben, zusammen mit einigen sehr wertvollen Möbeln, im Hause zurück, das drei Tage vor Kriegsende von einer amerikanischen Kettenbombe dem Erdboden gleich gemacht wurde. Bizarrerweise blieb *eine Wand* stehen—in halber Höhe sah man die Kacheln des Badezimmers, einen Ansatz des Fußbodens und an der Wand hing ein Bademantel am Haken. So gut es ging wurde aus dem Schutt geborgen, was noch zu retten war, darunter eine Tischlampe aus Berliner Gusseisen, deren Fuß beim Sturz gerissen war, was ihrer Schönheit jedoch keinen Abbruch tut.

Meine Großmutter verkaufte die Hälfte des Grundstücks und baute mit dem Geld ein neues Geschäftshaus auf der ihr gebliebenen Hälfte auf.

SCHWERE GEBURT

Meine Mutter hatte zunächst in Nancy Journalistik studiert, wo sie meinen Vater kennengelernt hatte. Dieser hatte ebenfalls mit Journalistik begonnen, wechselte später aber



um auf Medizin, und schließlich studierte er Recht und Ökonomie, brachte es jedoch nie zu einem Abschluss. Eine Woche vor dem Endexamen war er auf Saftour gegangen und das Examen wurde nie nachgeholt. Meine Mutter studierte anschließend in Leipzig Kunstgeschichte, wo sie auch 'die große Liebe ihres Lebens' kennenlernte. Es war einer ihrer Professoren und der Altersabstand zwischen ihr und ihm war etwa gleich dem zwischen ihren Eltern.

Dieser Mann, namens A. E. Brinckmann, war zu der Zeit ein ziemlich bekannter Germanist. Er stammte aus einer alten Frankfurter Familie, die angeblich weitläufig mit Goethe verwandt war. Er hatte Werke über den alten Meister veröffentlicht und war bekannt geworden durch zeitgeschichtlich-ästhetische Studien, wie sein Buch 'Italiener, Franzosen, Deutsche.' Meine Mutter nannte ihn immer mit seinen Initialen A.E.B.—und manchmal fügte sie mit bescheidenem Stolz hinzu: 'Er trug den Ehrentitel eines *Gran Ufficiale*'.

Dieser Mann muss ein Halbgott gewesen sein, so wie meine Mutter ihn beschrieb und zwischen ihnen herrschte die perfekte Liebe, geistig wie körperlich. Er schien Geist, Noblesse und die weitläufige Toleranz des Weltmannes besessen zu haben, Eigenschaften, die ihn seinem Ideal Goethe augenscheinlich verwandt erschienen ließen. Er war natürlich der Schwarm aller Studentinnen—und hatte sein Herz dem kleinen schüchternen Nesthäkchen geschenkt. Dieses kehrte



dann aber von seinem spätödpalen Abenteuer ins kleinstädtische Nest zurück. Der Professor, der offenbar ernste Absichten hatte, reiste ihr nach und ließ telegraphisch melden, er habe sich um eine Professur in Frankfurt beworben, um meiner Mutter näher zu sein. Er kam, um sie abzuholen und hatte sichtlich Heiratsabsichten. Meine Mutter liess ihn drei Stunden am Bahnhof der Kleinstadt sitzen, worauf er unverrichteter Dinge wieder abziehen musste.

Allerdings für immer. Denn meine Mutter hatte sich wieder mit ihrem alten Verlobten eingelassen, meinem Vater, obwohl die Verlobung bereits gelöst worden war.

Sie heirateten dann unter dem Druck der beiden Familien, angeblich wegen einer Syphilis, die sich mein Vater irgendwo geholt und auf meine Mutter übertragen hatte.

Es erscheint kaum glaublich, aber die beiden heirateten tatsächlich wegen dieser Geschlechtskrankheit.

Die beiden Familien mussten auf sie einen derartigen moralischen Druck ausgeübt haben, dass sie wie Automaten handelten. Ausserdem war meine Mutter durch die entwürdigende Behandlung, die ihr von ihrem Hausarzt zukam und den Moralterror ihres Stiefvaters total demoralisiert; sie erklärte sich dazu bereit zu heiraten, damit die Geschichte in der Familie blieb. Die Syphilis ging. Die Ehe blieb. Allerdings nicht für lange.



Mein Vater stammt aus kleinbürgerlichem Milieu. Sein Vater war Steiger, seine Mutter Hausfrau, eine applizierte allerdings. Sie war ein Putzteufel ersten Ranges und das Sexualverhältnis zu ihrem Mann muss recht eigenartig gewesen sein. Mein Vater erzählte immer, dass seine Mutter, kurz bevor sein Vater in den Vierzigern an Lungentuberkulose starb, sich ihm sexuell verweigert hatte. Ich brauchte seine Geschichten eigentlich nicht, um bereits als kleiner Junge seine Mutter zu durchschauen, die klar einen Reinlichkeitstick hatte und total neurotisch war. Wenn geputzt war, durfte man die Küche nicht betreten, hatte die Schuhe am Eingang auszuziehen. Meine Mutter pflegte zynisch zu bemerken: 'Das hinderte sie aber nicht daran, sich allen Dreck am Unterrock abzuschmieren.'

Mein Vater hatte drei Geschwister. Seine Schwester und seine beiden Brüder Alfred und Fritz waren jedoch um mehr als zehn Jahre älter als er. Fritz wurde Bauingenieur und recht wohlhabend. Er war ein eigenartiger Kauz und erschien wie stumm. Es war fast ein Wunder, ihn an einem Nachmittag einen ganzen Satz formulieren zu hören.

Dafür redete seine Frau wie ein Wasserfall. Sie starb lange vor ihm, an Tuberkulose, nachdem sie Jahre in Sanatorien zugebracht hatte. Vaters zweitältester Bruder Alfred wurde Arzt. Er starb an Herzinfarkt—wie bekanntlich alle Ärzte.



Mein Vater war als Unfall zu Welt gekommen. Er war daher als Kind in der Familie nur der 'Unnötig' genannt worden, ein Detail, auf das er immer wieder zurückkam, wenn er, betrunken, seine Vergangenheit aufrollte, wie einen verstaubten Papyrus.

Während meine Mutter auf einem Kinderbild exakt wie eine Porzellanpuppe aussieht, erscheint mein Vater mit etwa acht Jahren als wirklich schöner Junge, mit intelligenten, traurigen, etwas mittelalterlichen Zügen und Haarschnitt, wie ein kleiner Walther von der Vogelweide. Als er kleiner war, wollte die Mutter jedoch ein Mädchen aus ihm machen, zog ihm Röcke an und flocht ihm Zöpfe ins Haar. Wenn mein Vater dies mit einem rauen Lachen erzählte, pflegte er hinzuzufügen: 'Die Mutter war total verrückt!'

Er verstand sich zeit seines Lebens als eine Art Rebell, Antifaschist, Sozialist. Die Bürger mieden ihn. Seine Brüder behandelten ihn von oben herab, weil er es nicht, wie sie, 'zum Akademiker' gebracht hatte.

Es war während des Krieges, als er zu trinken anfang, obwohl er offen zugab, auch schon als Kind 'Dummheiten gemacht' zu haben, Diebstähle und Farcen, die er manchen Leuten spielte. Er gefiel sich zeit seines Lebens in der Rolle des Till Eulenspiegel, des Diogenes, des Lebensphilosophen, desjenigen, der sich nicht unterordnet, der das bürgerliche



Spiel nicht mitspielt, die sozialen Normen zum Teil bewusst missachtet. Er nahm es allerdings auch mit der Verantwortung, vor allem seiner Verantwortung mir gegenüber, nicht so genau—und zahlte fast keinen Unterhaltszuschuss.

Seine alten Tage verbrachte er überwiegend in einem Wohnmobil, das er sich auf Abzahlung gekauft hatte, nachdem er nach Jahrzehnten der Arbeitslosigkeit und Gelegenheitsarbeiten in Rente ging. Das Trinken hatte er sich Jahre zuvor durch eine Behandlung mit autogenem Training abgewöhnt und machte im Ausland einen neuen Führerschein, nachdem der seine ihm wegen ungezählter Fälle von Trunkenheit am Steuer auf Lebenszeit entzogen worden war.

Die Kriegskameradschaft schien ihm etwas gegeben zu haben, was er im Elternhaus offenbar nie angetroffen hatte. Es war vielleicht so etwas wie menschliche Wärme oder ein Zusammengehörigkeitsgefühl.

Zwar hatte er den Vater geliebt und sprach stets mit Achtung von ihm, aber als dieser starb, war er noch ein kleiner Junge. 'Meine Brüder haben mehr von ihm gehabt,' fügte er einmal traurig hinzu. Von Kindesbeinen an scheint mein Vater dazu getrieben gewesen zu sein, sich seine Männlichkeit zu beweisen, was unter den Umständen seiner Geburt und seiner schrägen Kindheit wohl auch nicht weiter verwundert.



Von seinen Kameraden im Krieg wurde er nur 'der Escapee' genannt, weil er überall ausbrach, sich verweigerte, und desertierte. Er war erklärter Antifaschist und war dreimal bereits auf dem Wege zu seiner Exekution, wiewohl es ihm jedesmal gelang, das Weite zu suchen.

Einmal erzählte er mir, wie er aus dem Fenster eines fahrenden Zuges sprang, in dem ihn ein Erschießungskommando zu dem Ort transportierte, wo er an die Wand gestellt werden sollte.

Als er von der Front zurückkam, nahm er seine Studien wieder auf, um 'doch noch einen Abschluss' zu machen. Da aber heirate er meine Mutter, die ein Kaffeegeschäft eröffnen wollte, um ihrer eigenen Mutter in der Kleinstadt Konkurrenz zu machen. Beide Geschäfte liefen auf ihren Namen. In diesem Unternehmen lag etwas Konstruktives, so erschien es damals meiner Mutter, das ihnen beiden eine neue Lebensgrundlage zu bieten vermochte und zum anderen meinen Vater vom Kontakt mit alten Kriegskameraden abhalten sollte.

Aber alles kam anders. Mein Vater hatte zwar ein besonderes Talent entwickelt, das Schaufenster zu dekorieren und anfangs lief das Geschäft gut, aber meines Vaters Standfestigkeit wurde nun doch auf eine allzu harte Probe gestellt. Er fing an, meine Mutter des öfteren für Tage oder Wochen zu verlassen, wobei er jedesmal Kasseninhalt und Ladenschlüssel



mitnahm. Einmal, so erzählte es mir meine Mutter, habe sie eine Vorahnung gehabt und ihn im Schlafzimmer eingeschlossen. Doch es war umsonst, denn er kletterte über den Sims am Regenrohr hinab, zu dem er sich ohne jeden Halt und an die Hauswand gedrückt, vorgetastet hatte.

Nach den Angaben meiner Mutter verließ er in der Nacht meiner Geburt das Haus mit allem Geld, das in der Kasse war und sämtlichen Schlüsseln und begab sich für eine Woche auf Saftour. Nach der Aussage meines Vaters jedoch war er bis nach Vollendung der Geburt geblieben und brachte anschließend die Hebamme nach Hause, woraufhin er verschiedentlich eingekehrt sei, um zu feiern, dass er einen Sohn habe. Die Wahrheit konnte ich nie aufklären.

Es sollte eine schwere Geburt werden. Meine Mutter wollte unbedingt zuhause gebären und hatte eine fähige Hebamme. Aber der Hausarzt wusste es besser und machte ihr Vorwürfe, nicht ins Krankenhaus gewollt zu haben, als es Komplikationen gab.

Ich kam nämlich mit Kopf und Schulter gleichzeitig und als sie wegen ihrer unerträglichen Schmerzen laut schrie, schlug der alte Sadist von einem Land–Und–Wiesendoktor ihr mitten ins Gesicht und schrie sie an, sie solle ruhig sein. Er schnitt sie ohne jede Narkose so weit auf, bis ich endlich he-



rauskam. Die Wunde wurde geklammert und die nächsten Tage sollte meine Mutter natürlich das Bett hüten.

Sie hielt sich aber nicht an die Anordnung des Arztes, denn mein Vater war nicht da, ihre Mutter hatte vom Stiefvater striktes Kontaktverbot mit ihr auferlegt bekommen, und die Mutter meines Vaters kam nur einmal kurz mit Handschuhen und Häkelzeug, um 'unnützes Zeug zu tratschen.'

So blieb ihr niemand als ihre Ladengehilfen, und sie teilte sich die Arbeit mit dieser. Das Mädchen stand im Laden und meine Mutter kümmerte sich um meine Wenigkeit. Dabei musste sie aber doch aufstehen, denn ich musste ja gewechselt und gewaschen werden. Als sie dann so durch die Wohnung humpelte, brach die Wunde wieder auf. Meine Mutter muss schrecklich gelitten haben. Sie hatte für einige Tage das Bett zu hüten, bis die Heilung der Wunde etwas fortgeschritten war. Sie gab mir die Brust, aber da ich immer schrie, liess sie die Milch untersuchen. Sie hatte in der Brust eine Flüssigkeit, die weder Muttermilch war noch ansonsten für mich genießbar, was angesichts ihrer schrecklichen Situation, ihres Kettenrauchens und ihres übermäßigen Kaffeekonsums wohl auch nicht weiter verwunderlich war. So wurde ich denn früh an die Flasche gewöhnt und an *Alete Kost fürs Kind*.

Künftig kümmerte sich mein Vater um mich, während meine Mutter im Geschäft stand wie einst ihre Eltern, als sie



klein war. Einerseits gab meine Mutter zwar auf meine Fragen zu, dass mein Vater 'immer besoffen' gewesen sei und dass sie ihn dabei überrascht hatte, als er mich in der großen Badewanne habe baden wollen, andererseits aber überließ sie mich ihm den ganzen Tag über für Monate.

Als ich etwas größer war, stellte sie mich bisweilen mit meinem Babystühlchen ins Geschäft, wo ich mit offenbar angeborenem Humor die Kundschaft zum Lachen gebracht habe, zum Beispiel indem ich den Vorhang, vor dem ich saß, abwechselnd vors Gesicht zog und wieder zur Seite und dabei jedesmal laut 'Kuckuck' rief.

Als ich zwischen sieben Monaten und einem Jahr alt war, ging mein Vater davon. Den genauen Zeitpunkt konnte ich nicht herausfinden, da auch diesbezüglich die Aussagen meiner Eltern widersprüchlich sind. Meine Eltern trennten sich. Meine Mutter sagte, ich habe bei dieser Gelegenheit meinen ersten Satz formuliert. Heulend sei ich auf das Bett meines Vaters zugelaufen, und habe mit dem Arm darauf geschlagen, wobei ich ausgerufen habe 'Wo ist Papa?' Da erst, so erzählte meine Mutter, sei sich klar darüber geworden, wie lieb ich meinen Vater gehabt hatte.

Allerdings hatte sie später in keiner Weise auf meine Gefühle Rücksicht genommen. Sie hat keine Gelegenheit ausgelassen, meinen Vater vor mir im schlechtesten Licht darzustel-



len und mich systematisch und eindringlich gegen ihn zu beeinflussen. Angeblich war ich mit sieben Monaten auch schon sauber. Die Geschichte, die meine Mutter diesbezüglich immer erzählte, klingt etwas eigenartig. Sie meinte, ich habe als Baby die Windeln nicht beschmutzen wollen und daher die Ausscheidungen immer solange angehalten, bis man mir die Windeln wechselte. Im selben Moment habe ich dann alles fahren lassen und mein Pipi in alle Richtungen gespritzt. Es habe daher schon früh keiner Windeln mehr bedurft. Als ich später mit dreißig Jahren *Das Drama des Begabten Kindes* von Alice Miller las, kam mir vieles bekannt vor. Ich schrieb dann auch prompt an Alice Miller, erhielt aber nie eine Antwort auf diesen Brief.

Nach dem Auszug meines Vaters fühlte sich meine Mutter gezwungen, mich in eine Kindertagesstätte zu geben. Ich wurde in einem evangelischen Kindergarten aufgenommen, aber schon als sie mich am Abend des ersten Tages dort abholte, war ich grün und blau von all der Schläge, die ich dort während dieses einen Tages erhalten hatte, und sie gab die Idee, mich wegzugeben, vorerst wieder auf.

So saß ich denn brav im Geschäft und belustigte die Kunden mit meinen Späßen. Einmal, als ich krank war und mit Fieber das Bett hüten musste, liess mich meine Mutter oben im Schlafzimmer und gab mir mehrere Zeitungen zum Spielen. Als sie nach Stunden aus dem Laden zurückkam, habe



ich, so berichtet sie, die Zeitungen zu winzigen Papierschnipseln zerrissen und mir damit die Zeit vertrieben.

Wegen der Schulden meines Vater musste meine Mutter das Geschäft schließen—sie hatte keine Ware mehr auf Kommission bekommen. Der Panhard wurde für ein Trinkgeld verkauft, meine Mutter hatte keinen Führerschein und Hilfe von ihren Eltern war nicht zu erwarten. Als die Ehe schief ging, stoppte jede Korrespondenz und jeder Kontakt mit der Mutter. Der Vati wollte mit einer Stieftochter, die mit einem Trinker verheiratet war, nichts zu tun haben und verbot seiner Frau sogar, Fresspakete an ihre Tochter abzuschicken.

So zog meine Mutter denn in die Hauptstadt, denn in dem kleinen Kaff, indem sie gewohnt hatte, war es vor lauter Klatsch und boshafte Anspielungen hinsichtlich ihres Ehelebens mit dem 'Kaffeekönig' nicht mehr auszuhalten gewesen. Mein Vater hatte einen gewissen lokalen Bekanntheitsgrad erlangt, weil er mit seinen Zechgelagen mit den Nutten in großzügiger Weise das Geld ausgab, das sie angeblich mit dem gut gehenden Geschäft verdienten—während doch meine Mutter zuhause nicht wusste, von was sie die nächste Sendung Waren zahlen sollte.

Nun war der einjährige Junge, der ich damals war, natürlich eine Belastung für meine Mutter. Sie hatte übrigens bereits viermal abgetrieben, bevor ich gezeugt wurde. Ich war



also eigentlich bereits ihr fünftes Kind—und tatsächlich kam ich an einem fünften zur Welt. Warum sie dieses Kind nun plötzlich haben wollte, weiß ich nicht recht. Sie sagte immer:

Ich habe dich von deinem Vater erzwungen. Es war eines Morgens, als er seinen Rausch ausgeschlafen hatte. Er war nicht mehr richtig betrunken, aber noch in einem müden Säusel, dass er nicht acht gab—und nachher wusste ich, dass es geklappt hatte. Du warst ein Wunschkind.

Das war es, was sie mir die ganze Kindheit über gesagt hatte. Als ich mit dreiunddreißig Jahren nähere Nachforschungen stellte, erfuhr ich von Vater, mit dem ich von mir aus einige Jahre zuvor wieder in Kontakt getreten war, ohne meiner Mutter etwas davon zu sagen, dass er und sie zu keiner Zeit ein Kind gewollt hätten, zumal sie nur wegen dieser unglücklichen Syphilisgeschichte geheiratet hätten. Als ich meiner Mutter, die immer nur mit ungeschminktem Hass von meinem Vater sprach, diese Version unterbreitete, meinte sie nur kalt: 'Dein Vater ist ein Schwein und lügt sich was zurecht!' Schließlich gab sie aber doch zu, dass die Syphilisgeschichte stimme und erklärte sich näher über die erniedrigenden Umstände dieser Angelegenheit.

Ich erfuhr erst spät davon, dass sie abgetrieben hatte, im Unterschied zum übrigen Teil ihrer Geschichte, die ich wie eine Tonbandaufzeichnung von der frühesten Kindheit bis ins volle Mannesalter immer wieder anhören musste. Als ich dann



von den Abtreibungen erfuhr, nachdem ich selbst nach acht Jahren Ehe keine Kinder hatte bekommen können, obwohl meine Frau und ich es uns so stark gewünscht hatten, so war mir – man nenne es Sentimentalität – als habe man mich vierer Geschwister beraubt. Immer hatte ich mir Geschwister gewünscht. Auf meine bestürzte Frage, warum sie abgetrieben hatte, antwortete sie nur kurz und ärgerlich: 'Dein Vater, das Schwein, hat ja nie aufgepasst. Er hat immer nur an sich gedacht.' Eigenartigerweise hatte sie sich aber, in ihrer Version meiner Genesis, gerade dieses Nicht-Aufpassen zunutze gemacht, um mich zu 'erzwingen.'

Je älter meine Mutter wurde, umso schwerer wurde es herauszufinden, was von all dem, was sie aus der Vergangenheit immer und immer wiederholte, wahr war und was fabuliert. Ab einem gewissen Zeitpunkt schien es mir, dass sich meine Mutter in ein nicht mehr entwirrbares Netz von Lebenslügen verstrickt hatte, aus dem sie nicht mehr herausfand. So blieben mir denn nur Vermutungen auf die Frage, warum sie mich denn schließlich 'gewollt' habe, nachdem sie die unter den damaligen Umständen sicher grausige Prozedur der Abtreibung viermal hatte über sich ergehen lassen.

Aber vielleicht gibt die Numerologie eine Antwort auf dieses Rätsel, denn die 5 ist die Zahl des Wechsels und auch die Zahl der Libido. Vielleicht hatte meine Mutter nach vier Abtreibungen endlich einen Teil ihrer Libido frei, um sie auf



ein Kind zu richten, um mit Freude und Erwartung ihrer Mutterschaft entgegenzusehen? Vielleicht hatte sie auch schon gewusst, dass die Ehe bald im Ende sein würde und wollte sich noch schnell einen Ersatz verschaffen für den Mann, den sie verabscheute? Vielleicht ist aber auch die Version meines Vaters die richtige und ich war ein weiterer *Unnötig*, so wie er selbst es gewesen war?

Wie dem auch sei, meine Mutter hat nie einen Hehl aus dem Abscheu gemacht, den sie für meinen Vater empfand. Wie oft habe sie ihn, manchmal mit der Hilfe eines ihr befreundeten Ehepaares, nach Tagen der Einsamkeit gesucht und entweder in den Armen irgendeiner Nutte oder besinnungslos im Straßengraben aufgefunden und nach Hause geschleppt. Nach solchen Sauf Touren habe er dann gewöhnlich vor ihr 'auf den Knien gelegen' und um Verzeihung gebeten. Sie sei so dumm gewesen, ihm immer wieder zu verzeihen, sie habe geglaubt, ihn bessern zu können, aber irgendwann sei es eben zuviel gewesen. Auch zuhause habe es Streitereien gegeben und meine Mutter wiederholte oft, der wahre Grund der Scheidung sei gewesen, dass ich von alledem habe verschont bleiben sollen. 'Wenn du deinen Vater nur einmal in einem solchen Zustand gesehen hättest!' pflegte sie anzumerken, wenn ich manchmal schüchtern versuchte, ein gutes Haar an meinem Erzeuger zu finden.



Ich hatte ihren Standpunkt gefälligst zu vertreten, mir ohne Kritik ihr Tonband anzuhören, ihre Gefühle zu verstehen, ich hatte ihre Probleme mitzutragen und es war mir gestattet, Trost zu spenden. Aber den überhörte sie regelmäßig auch, wenn sie in Wut war und nach drei Flaschen Bier ihre abendfüllenden Lamentosi anstimmte. Wenn Großmutter da war, gaben sie und ich uns oft zwinkernde Botschaften mit den Augenlidern und bisweilen raunte meine Grossmutter: 'Das Tonbandgerät läuft wieder ... '

Tatsache ist, dass ich mein ganzes erstes Lebensjahr Zeuge all dieser Szenen gewesen war und dass diese sich mir, obwohl ich an diese Zeit natürlich keinerlei bewusste Erinnerung mehr besitze, unvergesslich eingepägt haben. Zu dem Widerspruch, dass sie mich diesem ihr so verabscheuten Mann während dieses ganzen Jahres zur Sorge und Pflege tagsüber überlassen hatte, hat sie nie Stellung genommen, ja er erschien ihr beim Erzählen selbst überhaupt nicht aufzufallen.

Zur Bekräftigung der Unverantwortlichkeit meines Vaters mir gegenüber, pflegte sie auch noch folgende Anekdote zu berichten:

Einmal hat er dich mitgenommen in eine der Bars, um dich stolz seinen Weibern zu präsentieren. Aber nach einer Weile begann ich mir Sorgen zu machen wegen seines langen Ausbleibens. So ging ich denn in die Bar und sah ihn am Tresen kauern, total besoffen. Du



DIE WANDLUNG / 42

standest hinter ihm, klein Würmchen, laut heulend und sagtest immer wieder: 'Papa, will Hause gehen!'

Die Altbauwohnung, die meine Mutter in der Hauptstadt mietete, muss sehr billig gewesen sein, denn von dem Geld, das sie mit Gelegenheitsarbeiten verdiente, zahlte sie mehr oder weniger freiwillig die Schulden meines Vaters ab. Die Wohnung befand sich in einem schmutzigen alten und notorisch rattenverseuchten Häuserblock, an einer der Hauptverkehrsadern der Stadt. Es war kalt und zugig und die zerschlagenen Scheiben wurden durch Pappkarton ersetzt. Meine Mutter ging Lose verkaufen für eine Tombola und wurde dabei eines Sonntagmorgens von ihrer Cousine Edith gesehen, die über ihr entsetzlich abgehärmtes Aussehen erschrocken war und meiner Großmutter Bericht erstattete.

An diese Zeit kann ich mich noch gut erinnern, obwohl ich gerade zwei Jahre alt war. Wenn meine Mutter arbeiten ging, gab sie mich zu einer Nachbarin, Frau Ketter, einer lieben alten Frau mit einem Wellensittich. Ich mochte Frau Ketter und verlangte oft nach ihr. In ihrer Lage dachte meine Mutter natürlich daran, wieder in ihrem alten Beruf zu arbeiten, also entweder bei einer Zeitung oder beim Rundfunk. Dies, so erklärte sie immer wieder, sei jedoch nicht möglich gewesen, da es 'nach dem Krieg kaum noch Zeitungen' gab, und zum anderen weil sie 'wegen den Nazis den Doktor nicht habe machen können' und schließlich wegen mir, da die Ar-



beitszeiten in diesen Berufen so unregelmäßig seien und sie es Frau Ketter nicht habe zumuten können, mich auch abends und nachts zu hüten. Wie dem auch sei, sie habe jedenfalls 'auf vieles verzichten müssen' mir zuliebe.

Ich verstand all das Elend meiner Mutter, ich verstand es allzu gut. Es kam mir nicht in den Sinn daran zu denken, dass ja auch ich an diesem Elend teilgehabt hatte, darunter gelitten hatte. So wie es meine Mutter immer darstellte, war dies alles *ihr* Elend und ich hatte Verständnis dafür zu zeigen, das heißt gehorsam zu sein, nicht zu widersprechen, keine eigenen Wünsche und Ansprüche zu äußern und immer 'recht lieb und brav' zu sein. Ich muss all dies schon sehr früh verstanden haben, denn es war zu dieser Zeit, als meine Appetitlosigkeit begann, unter der ich noch Jahre später zu leiden hatte. Ich erinnere mich noch gut an eine dieser Szenen beim Essen, als ich mit meiner Mutter am Küchentisch saß und absolut nichts 'runterkriegen konnte. Meine Mutter probierte es mit Zureden:

Aber Kind, was soll ich nur machen, wenn du nicht isst. Du musst doch essen, um groß und stark zu werden. Du machst mir Kummer, mein Kind.

Sie war sichtlich verzweifelt und überfordert und konsultierte in der Folge einen Kinderarzt, der mir Sahne und Lebertran verschrieb, wovon ich jeden Tag einige Esslöffel einnehmen musste. Ich erinnere mich noch gut an diese Anorexie. Es



ist dies ein erdrückendes Gefühl der Trauer, als laste das ganze Schicksal auf einem und zermalme einem Leib und Seele. Es ist ein Gefühl der Niedergeschlagenheit, der Ohnmacht und Hoffnungslosigkeit. Ich war gerade zwei Jahre alt damals, aber ich wusste wohl, warum ich nicht essen konnte. Schon damals versuchte ich instinktiv, meine Mutter zu schonen und ihr nicht alles zu sagen, was ich dachte und fühlte.

Zu dieser Zeit trat ein anderer Mann ins Leben meiner Mutter. Er hieß Luther und meine Mutter schwärmte ob seiner 'grauen Schläfen,' denn er war viel älter als sie. Sie muss so sehr in ihn verliebt gewesen sein, dass sie nicht merkte, wie er sie um das wenige Geld, das sie hatte, betrog. Er machte einige sehr geschickte Scheckbetrügereien, die durch einen anderen Freund meiner Mutter, ihrem späteren Vertrauten und Steuerberater, Dr. Müller, aufgedeckt wurden. Sie führte einen Prozess gegen Luther, den sie mit Hilfe von Dr. Müller auch gewann. 'Der Luther war ein Schwein!' pflegte sie zu kommentieren.

Einmal kam er mich besuchen, aber als er die Tür hereinkam, fingst du an zu schreien. Da hat er dir tatsächlich mitten ins Gesicht geschlagen. Später erfuhr ich, dass er verheiratet war und zwölf Kinder hatte. Davon hatte er mir nie etwas gesagt. Kein Wunder, dass er fremdging, er hatte eine Alte, die immer mit Pantoffeln und Lockenwicklern zuhause herumlatschte.



Das war ihre Luther-Geschichte. Meine Mutter hatte es natürlich nicht nötig gehabt, so zuhause herumzulatschen, sie hatte ja keine zwölf Kinder zu versorgen. Sie beklagte sich schon genug über das Eine, das ihr zuviel Kummer mache.

Schließlich bekam meine Mutter eine Stelle 'beim Staat.' Sie verwaltete ein Photoarchiv. Der erste Chef war 'das größte Schwein von Mann,' starb später jedoch 'in ihren Armen,' als er mitten im Büro unter Herzschlag hinsank. Der zweite Chef war 'nur durch die Partei hochgekommen.' Eine Arbeitskolle-gin, Fräulein Israel, sei, als sie auf die Dienststelle gekommen sei, 'so dumm wie Schifferscheiße' gewesen und habe 'nicht einmal ihren Namen schreiben' können. Meine Mutter habe sie in alles eingewiesen und zum Dank dafür habe die Israel später mit ihrem zweiten Chef 'im Bett gelegen' und meiner Mutter 'die Beförderung vermasselt.'

Das war ein Teil der Büro-Leier meiner Mutter, die sie abspulte, wenn sie nicht gerade von ihren Geschwistern oder ihrem Ex-Gatten vom Leder zog.

KAUM GLÜCKLICHES

Nun bekamen wir eine bessere Wohnung, und zwar im Anwesen Ediths, der Cousine meiner Mutter. Diese hatte sich zum zweiten Mal verheiratet mit einem, wesentlich älteren, Architekten, Bundesbruder und Nazi, der später in die CDU eintrat, sein Nazi-Gedankengut jedoch in keiner Weise auf-



gab. Sie waren ziemlich wohlhabend zu der Zeit und besaßen, neben anderen Renditeobjekten, ein größeres Anwesen, in dem sie meiner Mutter eine kleine 2-Zimmer Wohnung vermieteten. Die Anhöhe, in der das ziemlich ruhige Viertel lag, hieß nicht umsonst *Winterberg*, denn es ging stets eine feuchte Kühle von diesem Berg aus, gegen dessen braunen Sandstein gedrückt das Anwesen lag. Insbesondere die von uns bewohnte Ecke lag dicht am Berg, was unter anderem die Folge hatte, dass sich dicker Schimmel hinter unseren Schlafzimmern bildete. Nur der untere Teil der Wand stand etwa einen Meter vom Berg entfernt, was zur Folge hatte, dass eine Art Tunnelgang seitlich ums Haus herum führte, der mir zum Spielen diente. Ich konnte mich seiner bedienen, um von der Vorderseite des Hauses in den Hinterhof zu gelangen, um entweder durch die Schlafzimmertür—oder die Küchentür, die beide zum Hof hinausgingen, in die Wohnung zu gelangen. Dies ergab für mich unendliche Variationen desselben Spiels: vorne 'raus, hinten 'rein. So lief ich im Kreis, lachend, aber von den ständigen Ermahnungen meiner Mutter begleitet:

Gib acht, dass du nicht fällst. Renn' doch nicht so schnell. Mach' nicht solchen Lärm, man wird sich beschweren, und ich verliere die Wohnung.

Wir teilten den Hinterhof, ob wir wollten oder nicht, mit Ediths Eltern, Tante Käthe und Onkel Ernst. So wie er hieß,



DIE WANDLUNG / 47

war er eigentlich nicht. Klein und glatzköpfig, hatte er immer ein Schmunzeln auf den Lippen oder einen Witz parat. Die Wohnung von Tante Edith und Onkel Werner ging nicht nach dem Hinterhof, sondern lag im ersten Stock, und eine große sonnige Terrasse führte direkt auf die grüne wilde Wiese, die oberhalb der Hofmauer lag. Oft, wenn ich im Hof war, der meist halb oder ganz im Schatten lag, und ich die Sonne auf die grüne Wiese über der Mauer scheinen sah, lief ich durch den Tunnel und folgte der kleinen Strasse vor dem Haus noch ein Stück weit. Diese Strasse führte zu einem großen Anwesen, das einem Fleischer gehörte und auf dem ein altes Patrierhaus und ein moderner rosa gestrichener Bungalow standen. Kurz vor dem gusseisernen Tor gab es einen kleinen Pfad den Hang hinauf, zu einer Anhöhe, von der aus ich den Weg, den ich gekommen war, nun wieder zurücklief und auf die hinter der Wohnung gelegene Wiese gelangte. Nun ging ich Schritt um Schritt auf die Felsmauer zu, die den begrüneten Hang davon abhalten sollte, bei Regen den Hof zu überschwemmen. Dieser Hof lag da wie ein rechteckiges tiefes dunkles Becken zwischen Haus und Wiese und gab einen solch befremdlichen Anblick ab, dass dieser mich in Träumen oft und noch lange später verfolgte. Man kann sich vorstellen, dass nach Tagen starken Regens eine dicke Schlammschicht den Hof bedeckte, die immer wieder weggeputzt werden musste.



Eines nachts geschah es, dass meine Mutter und ich, nach Tagen starken Regens, durch einen gewaltigen Lärm aufgeschreckt, wie zwei Raketen aus dem Bett hochschossen. Ich schlief bei meiner Mutter im Schlafzimmer, im Ehebett, dem ehemaligen Bett meines Vaters. Sehr verängstigt fragte ich meine Mutter, ob denn ein neuer Krieg ausgebrochen sei? Direkte Nachforschung aber ergab, dass ganz einfach der Berg wegen der Nässe gerutscht war, und den kleinen Tunnel für immer aufgefüllt hatte. Die Panik meiner Mutter legte sich nur langsam und sie wiederholte immer wieder, wie gelähmt:

Die ganze Wand hätte hereinkommen können durch den Erdbeben, und wir wären unter dem Berg begraben worden.

Sie nahm diese Geschichte mit zum Anlass, um über ihre Verwandten zu schimpfen, die ihr 'dieses dunkle feuchte Loch für teures Geld' angedreht hätten. Bei solchen Tiraden pflegte sie hinzuzufügen, dass 'Helmut, das Schwein mit seinem Mercedes, ihr ratsch über die Begonien' gefahren sei.

Helmut war der Sohn aus Ediths erster Ehe, ein stämmiger und recht kurzangebundener Mann, dessen Physiognomie nicht gerade von Feinsinnigkeit zeugt. Er musste beim Wenden seines Wagens auf dem engen und schief am Hang liegenden Sträßlein ihren Kasten Begonien vor dem Salonfenster übersehen haben. Allerdings war entschuldigen oder gar Ersatz zahlen nicht seine Art, obwohl ich nicht glaube,



dass er so widerlich war, wie meine Mutter ihn immer wieder darstellte. Ich hörte selten Freundliches von dem Mann, das ist wahr, aber das hat auch mit seinem Leben zu tun, mit seinem Charakter.

Nach dem Tode meiner Mutter habe ich ihn etwas näher kennengelernt, nachdem er erfuhr, dass ich eigentlich nichts gegen ihn hatte, und er versuchte hart, mir einen Käufer für unser Familienobjekt zu finden, allerdings vergeblich. Was ich selbst fühlte in seiner Präsenz war sehr klar und deutlich; er war ein Mensch, der nicht viel Liebe erfahren hatte als Kind und auch später nicht, und das hatte ihn geformt. Er gab denn auch nicht viel Affektion zurück zur Welt, war aber nichtsdestotrotz ein Mensch, den ich gerne näher kennengelernt hätte in meinen jüngeren Jahren. Er und viele andere von meiner eigentlich recht großen Familie habe ich nie wirklich gekannt, weil sie alle für meine Mutter Anathema waren, weil sie kein Haar an ihnen ließ.

Mit Werner hatte Edith nun zwei weitere Kinder, Monika und Boris, die mit verniedlichenden Attributen ausgestattet, nur 'Mönchen' und 'Börchen' gerufen wurden. Boris starb mit neunzehn Jahren an Gehirnhautentzündung, für deren Ätiologie sicherlich die jahrelangen Debatten und Machtkämpfe mit seinem Vater wegen seiner langen Haare und dem Lärm seiner *Rolling Stones* Platten nicht unbeteiligt gewesen waren. Mönchen ging so in die Breite, dass man sie bald wieder



Monika nannte. Monikas Namen, pflegte ich oft bei mir im stillen zu denken, ist zusammengesetzt aus 'Mond' und 'Ziehharmonika' (Mo-Nika), weil ihr Gesicht so rund war wie der Mond und weil sie auseinander ging wie eine Ziehharmonika.

Auch über diese Kinder wusste meine Mutter kaum Gutes zu sagen. Angeblich war Boris 'sadistisch' gewesen. Er habe mich immer gekniffen. Oft sei ich laut heulend vom Spiel mit ihm aufgesprungen und ins Haus gelaufen. Ich sollte ihn erst viel später und auch nur ein wenig kennenlernen. Es war ein Jahr vor seinem plötzlichen Tode.

Eine wunderbare Erinnerung bleibt mir an diese Zeit, Tante Ida. Die zierliche kultivierte Dame mit der weichen Stimme, den schönen Händen und den Augen voller Güte, Mitgefühl und einer wachen Intelligenz—das war *meine* Tante Ida. Um das Paradox voll zu machen, gehörte sie zu der Fleischerfamilie und lebte zusammen mit ihrer alten Mutter im Erdgeschoss des Patrizierhauses am Ende der kleinen Strasse. Ihre Schwester hatte einen dicken rotköpfigen Fleischer geheiratet, dem der Mercedes vor der Tür des rosa Bungalows gehörte, in dem sie wohnten. Aber das Geld stammte nicht von ihm, denn das Unternehmen war von Idas Vater aufgebaut worden, und der fette Fleischer mit seinem braunen Hitlerschnurrbart hatte sich flink und schlau ins gemachte Nest gesetzt. Für Ida blieb leider nichts übrig von all dem Reichtum. Sie ging auf die Raiffeisenbank ein kleines Gehalt ver-



dienen, von dem sie und ihre Mutter zu leben hatten. Ida war gelernte Malerin und verbrachte ihre freie Zeit mit dem Malen von herrlichen Blumengemälden und Landschaften. Keine von Idas Schwestern kümmerte sich um die alte gebrechliche Mutter, die immer schwach und blass in Idas Salon auf dem Kanapee lag. Sie überließen es Ida und ihrem kleinen Auskommen, die alte Frau zu versorgen, die vielen Medikamente zu kaufen und ihre Zeit für die Pflege der kranken Frau zu opfern, obwohl die Fleischergattin den ganzen Tag in ihrem rosa Bungalow saß und die Hausfrau spielte. Doch damit nicht genug, ließen sie Ida auch noch Miete zahlen für die große kalte Wohnung, die mit den fast fünf Meter hohen Räumen fast nicht zu heizen war.

Wenn ich bei Tante Ida und ihren zwölf Katzen war, saßen wir immer in der Küche, in der ein Kohlenofen mollige Wärme verbreitete. Sie hatte immer ein Joghurt für mich parat, sie wusste, was ich gern mochte. Im Sommer saßen wir auf der großen Veranda, die über dem herrlichen Obstgarten lag und wo Idas liebster Platz zum Malen war. Wieviel bizarre Träume spielten sich in dieser Küche und auf dieser Veranda ab! Wie oft träumte ich von dem großen Grundstück und dem Garten! Wie viele Ritter- und Verfolgungsszenen gab es da in meinen Träumen, und alle spielten sie auf diesem Grundstück! Sogar als ich zwanzig Jahre später Schillers Dramen *Die Räuber* und *Die Verschwörung Ias*, so spielten sich



alle Szenen in meiner Fantasie auf dieser Veranda und in diesem Garten ab. Es war ein Zaubergarten. Und Tante Ida war eine Zauberin.

Aus der Konservatoriumszeit hatte sie noch einige alte Gemälde, einen Blick auf den See, einen Hafen mit Schiffen und einige Miniaturen in impressionistischem Stil—in all diesen Bildern lag eine Stimmung, die mit Worten nicht zu beschreiben ist. Es ist etwas von der tiefen und ungekünstelten Naivität, Bescheidenheit und Religiosität Idas darin gewesen, eine Aussage über das Leben, Schönheit, Einfachheit, Liebe.

Ida war nie verheiratet gewesen, wohl kurzzeitig verlobt mit einem ehemaligen Präsidentschaftskandidaten. Sie machte keinen Hehl daraus, dass sie nie mit einem Mann eine Sexualbeziehung unterhalten hatte und dies auch nicht brauche. Sie strahlte die Reinheit und Frische eines Kindes aus, selbst später im hohen Alter. Wenn ich bei ihr war, war ich einfach, und ohne es beschreiben zu können, *glücklich*. Wenn wir, was selten war, einmal auf meine Mutter zu sprechen kamen, sagte sie nur ruhig 'Ich kann deine Mutter nicht verstehen,' und eine kleine Falte legte sich in ihre Nasenwurzel, während ihr Blick einen traurigen Ausdruck annahm, der aber beim nächsten Wort wieder verflog.

Natürlich konnte ich Tante Ida nur am Wochenende und in den Ferien aufsuchen, denn die Woche verbrachte ich im



Kinderheim und auch das nur, solange wir auf dem Winterberg wohnten. Aber die wenigen Stunden bei Tante Ida haben mir einen unvergesslichen Schatz mit auf meinen Lebensweg gegeben.

Es ging eine Aura von Frieden und Verstehen von dieser kleinen Frau aus, wie ich sie später nur bei *einem* Menschen wiedergefunden habe: Krishnamurti. Und doch hatte K. etwas auf den ersten Blick so Unzugängliches, wie es Tante Ida nie ausstrahlte. Sie war ein Mensch, der für alle da war, und vor allem für uns Kinder. Es waren immer Kinder bei ihr, aus ihrer Verwandtschaft und aus der Nachbarschaft.

Tante Ida stammte aus einer Familie, in der man viele soziale Kontakte unterhalten hatte—ganz im Gegensatz zu meiner Familie, aber es war immer so, dass sie für die anderen da war, und nie die anderen für sie. Manchmal erzählte sie von den seltenen Malen, wo sie einmal um Hilfe gebeten hatte, und wo diese Hilfe dann immer verweigert wurde. Und dabei hatte Tante Ida nie große Wünsche oder Probleme. Am meisten wurde sie von ihrer eigenen Familie ausgenutzt. Aber wenn sie solche Dinge erzählte, lag nie ein Vorwurf in ihrer Stimme, nie fiel ein hartes Wort, nur ein kleines Schweigen, nachdem sie geendet hatte, zeugte von der Trauer, die sich in diesem Herzen des Lichts verbarg und die man darin nicht so leicht vermutete. Ich erinnere mich noch des Geruchs der Ölfarbe und Idas Bewegungen, wenn sie Farbe von der Palette



nahm, den Pinsel führte oder über dies oder das ihrer älteren Gemälde sprach, ihre fast kindhafte Art, sich zu bewegen, die aber doch einen unprätentiösen Ernst ausstrahlte, die Feinheit ihres Wesens und ihre Stille und Schönheit—all dies lässt mir das Herz schwer werden, jetzt wo ich es schreibe und nachfühle. Ida war die erste Frau, die ich wahrhaft geliebt habe—und vielleicht die letzte. Sie war und ist für mich die Verkörperung der Schönheit und Weisheit, die ein Mensch lebt, der einfach ist, und wahrhaftig.

Meine Mutter vermied es, über Ida zu reden. Sie ließ mich zu ihr gehen, wenn ich wollte, sie spürte, wie sehr ich Ida liebte. Aber in kleinen Bemerkungen, die sie machte, lag nie etwas wirklich Billigendes, Anerkennenswertes, wenn sie auch meine Beziehung zu ihr 'großzügig' duldete.

Ich hatte zu dieser Zeit einen immer wiederkehrenden Traum. Ich befand mich auf der kleinen Strasse auf dem Weg zu Tante Ida. Ich konnte nicht vorankommen, es war, als seien meine Beine mit Kaugummi umwickelt und ich musste um jeden Schritt kämpfen gegen eine mysteriöse wie magnetische Anziehungskraft von hinten, also von unserer Wohnung, und kam daher so gut wie überhaupt nicht vorwärts. Gleichzeitig verfolgte mich ein Flugzeug von hinten, vor dem ich panische Angst hatte. Diese Flugzeugsymbolik kam dann fast dreißig Jahre später in einer Serie von Träumen wieder, die eindeutig die Beziehung zu meiner Mutter betrafen und die sich ein-



stellten, nachdem ich Freuds *Traumanalyse* zum zweiten Mal durchgearbeitet hatte.

Ich war nun fast drei Jahre alt und war die Woche über in einem Privatkindergarten, dem *Kinderheim*, und nur am Wochenende 'zu Hause bei Mutti.' Meine Mutter hatte seit einiger Zeit einen Freund, der Rudi hieß und der sie häufiger besuchen kam.

Das Kinderheim lag ebenfalls auf dem Winterberg, nicht weit weg. Man brauchte nur die kleine Strasse hinunter und dann die Hauptstrasse hinauf über den Berg zu laufen, und schon war man dort.

Meine Mutter brachte mich Sonntagabends dorthin und ich blieb die ganze Woche über dort, bis sie mich Samstagmorgens 'zum schönen Wochenende zu zweit' wieder abholte. Ich wusste im stillen, dass das alles mit ihrem Freund Rudi zu tun hatte, aber sie stritt diese Tatsache auf mein späteres Fragen immer beharrlich ab und erst, als ich sie mit dreiunddreißig Jahren wieder fragte, gab sie zu, dass es 'wegen Rudi' gewesen sei. Ich sei ihm 'im Wege gewesen,' er habe mich 'gehasst.' Dreißig Jahre lang hatte sie mich belogen und immer wieder beteuert, Rudi habe mich wie ein Vater geliebt, sie habe mich aber ins Heim geben müssen, weil sie 'so kränklich' gewesen sei, wegen all der 'Sorgen mit deinem Vater.' Oft wurde sie bei meinen schüchternen Versuchen, die



Wahrheit zu erfahren, auch offen aggressiv und herrschte mich an:

Was hätte ich denn tun sollen? Du kannst noch froh sein, dass ich die Stelle beim Staat bekam, sonst wärest du nämlich im Waisenhaus gelandet.

Bei jeder kleinsten Unartigkeit drohte sie mir mit dem *Waisenhaus*, vor dem ich panische Angst hatte. Einmal hatte ich es in der Stadt gesehen. Es war ein düsterer alter Bau, schwarz von Dreck, mit einem betonierten Hof auf der Frontseite und einem alten verrosteten Eisengitter zur Strasse hin. Schon das *Wort* Waisenhaus war ein Alptraum für mich. Meine Mutter wusste das und nutzte meine Angst erzieherisch aus.

Erst heute weiß ich also, warum ich die Martyrien im Kinderheim ertragen musste. Es war, weil Rudi meine Mutter nur während der Woche freite, denn er wohnte fast fünfzig Kilometer weit weg, in einer Kleinstadt, wo er bei seinen Eltern wohnte, in einem großen alten Haus. Er war der jüngste der Kinder und hing an seiner alten Mutter. Am Wochenende hatte er den Hausmeister zu spielen, den Garten zu versorgen, Reparaturen auszuführen und so fort. Also war meine Mutter am Wochenende allein und konnte sich 'großzügig ihrem Kind widmen.'



Ich habe alles für dich getan. Ich bin nie ausgegangen. Ich habe jeden Pfennig für dich gespart. Du hast immer *Brötchen* gewollt am Wochenende, weil es im Heim nur *Brei* gab.

Es gab noch etwas anderes im Heim, Schläge. Die Kinder wurden in brutaler Weise misshandelt von den beiden Tanten, die Schwestern waren und beide ihre Männer im Krieg verloren hatten. Sie liefen dreimal am Tag in die nahe Christ-König Kirche. Das hatten sie auch bitter nötig, nach allem was sie Tag für Tag den Kindern antaten.

Da Appetitlosigkeit ohne Ausnahme als 'böswillige Trotzköpfigkeit' galt, wurde dem, der nicht essen wollte, die Nahrung mit dem Löffel in den Rachen gestopft. Da half kein Schreien, kein Zappeln, kein Hilferufen. Die Hände wurden dem Kind festgehalten, während es mit der Nahrung regelrecht vergewaltigt wurde. Dass es dabei die entsetzlichsten Szenen, Erbrechen, Schreie, Gestank und Elend gab, bedarf keiner Erörterung.

Es gab nicht nur Brei im Heim. Zuweilen gab es auch Eintopfgerichte wie 'Gelbrüben und Kartoffeln durcheinander.' Dieses Gericht stellte man etwa um neun Uhr morgens auf den Herd, wo man es dann in der Regel vergaß. In all dem wüsten Durcheinander und Krach, den Schreien, dem Schlagen, der Unordnung, dem Gestank, dem Elend und der ganzen schrecklichen christlichen Borniertheit der Tanten war dies auch kein Wunder. Schwer war es allerdings, dann später die-



se trockene und verbrannte Masse hinunterzuschlingen, zumal es niemals etwas zu trinken während des Essens gab. *Das war angeblich ungesund!*

Dieser gelbbraun-rötliche Brei musste auf jeden Fall so wie er war, gefressen werden (jedes andere Wort wäre hier fehl am Platze). Alles was übrig blieb auf dem Teller wurde nach mehrmaligen aggressiv gebellten Drohungen dieser Martertanten ohne Erbarmen mit dem Löffel direkt in den Hals der Ess-Sünder gepresst. Kam es wieder heraus, wurde die Prozedur wiederholt, nach einigen Schlägen ins Gesicht. Wer dann immer noch genügend Energie hatte zu widerstehen, und dies waren zugegebenermassen nur sehr wenige, bekam einen regelrechten Fausthagel auf den Kopf und landete laut schluchzend im Bett. Dies bewahrte das betreffende Kind jedoch nicht davor, die kalte und zum Teil erbrochene Masse am Nachmittag wieder vorgesetzt zu bekommen. Ich hatte es nie erlebt, dass dann noch ein Kind sich widersetzt hätte, den verfluchten Dreck zu verschlingen.

Das hätte übermenschliche Kräfte erfordert angesichts der Raserei, die dann auf Kopf und Körper des Kindes niedergegangen wäre.

Man muss sich vergegenwärtigen, dass sich dies alles auch mit den ganz kleinen Kindern, und gerade mit diesen, abspielte. Denn die hatten noch ein Rückgrat, das gebrochen



werden konnte. Bei mir war die Angst, die mir die Misshandlung der anderen Kinder einflößte, schon so groß, dass ich mich von Anfang an unterwarf, das Musterkind spielte, immer meinen Teller leer aß und später auch beim Geschirrspülen half. *Schliesslich war ich ja ein Kind, das überhaupt nie ein Rückgrat besessen hatte.* Meine Mutter hätte dies nicht geduldet. Vielleicht hat mich auch mein angenehmes Äußeres vor den schlimmsten Misshandlungen bewahrt.

Dennoch erinnere ich mich einiger Vorfälle, die beispielhaft die ungeheure psychische Infiltration und Manipulation meines Ich durch diese Umgebung und ihre religiös–christliche Grundlage aufzeigen. Als ich eines Abends im Schlafraum geredet hatte, was natürlich verboten war, wurde ich angewiesen, mich mit nackten Füßen in eine Ecke der Küche zu stellen, gegen die Wand zu schauen und dort zu verharren, bis die Tanten aus der Abendmesse zurück waren. Es wurde mir eingeschärft, dass Betrügen zwecklos sei, da ‘der liebe Gott alles sehe’ und ihnen umgehend Bericht erstatten würde, sollte ich es wagen, während ihrer Abwesenheit zurück ins Bett zu gehen. Für mich gab es keinen Grund, an diesen Worten zu zweifeln, denn die Allmächtigkeit und Allwissenheit Gottes war für mich eine unumstößliche Wahrheit.

Eine andere Begebenheit hatte auch mit *Rellion* zu tun, wie die aus dem Rheinland stammende Tante Hilde das Wort Religion auszusprechen pflegte; es war Fronleichnam und wir



DIE WANDLUNG / 60

waren alle als weiße Engelchen verkleidet. Wir mussten einen Altar an der Straßenecke seitlich des Kinderheims aufbauen. Als die Prozession sich näherte, hatten wir still zu stehen. Bei einigen Proben dieser Szene war es Tante Hilde unangenehm aufgefallen, dass ich 'immer mit den Augenwimpern zuckte.' Sie belehrte mich, dass dies Gott missfalle und solange die Prozession vorbeizöge, habe ich die Wimpern absolut stillzuhalten. Ich wollte Gott gefallen und als die Prozession, nur leider allzu langsam, vorbeidefilte, standen mir Tränen in den Augen und ein fast unerträglicher Juckreiz machte sich auf meinen Augäpfeln breit, dessen Befriedigung ich mir Gott zuliebe mit aller Gewalt versagte. Als ob diese körperliche Qual noch nicht genug wäre und mich auch noch seelisch zu martern, hatte es Gott gefügt, dass sich unter den Leuten in der Prozession auch Tante Ida befand, die ihren kleinen Peter in der Engelverkleidung erkannte und mir zuwinkte. Es gab mir einen tiefen Stich ins Herz, dass es mir nun göttlicherseits verboten war, auf dieses Winken zu antworten—ich durfte ja noch nicht einmal die Wimpern bewegen.

Bis heute habe ich nur Lachsalven geerntet, wenn ich diese so bezeichnende Begebenheit berichtete, um die Atmosphäre und den ungeheuren psychischen Terror zu schildern, den durch sexuelle Frustration sadistisch gewordene Erwachsene mit Hilfe irgendeines religiösen oder politischen Dogmas auf Kinder auszuüben vermögen. So schlecht können



sich unsere deutschen Zeitgenossen in die Seele eines kleinen Kindes versetzen—eines Kindes, das sie doch alle einmal waren. Und das spricht meines Erachtens nach Bände über Deutschland, und warum wir einen Hitler hatten in der Geschichte. Es sagt eigentlich alles.

Vielleicht ist es aber auch so, dass meine Zuhörer mich im Gegenteil sehr gut verstanden hatten. Ist es nicht schon einmal jedem von uns so ergangen, dass wir, wenn wir etwas so sinnlos Grauenhaftes hörten, dass wir es ganz und garnicht fassen konnten, einfach gelacht haben? Ist Lachen in solchen Situationen nicht eine Abwehr gegen die Angst, die in jedem von uns sitzt? Man braucht sich nur vorzustellen, den folgenden Bericht in einer Zeitung zu lesen:

Am Festtag wird zu Ehren des Königs Salut geschossen. Mehrere Kanonen sind aufgestellt, aus denen Kugeln in die Luft geschossen werden sollen. Niemand hatte jedoch beobachtet, dass in der Nacht zuvor ein Verrückter den Mechanismus, der die Kanonen starr nach oben gerichtet hält, gelockert hatte. Beim Zünden der Kanonen und unter Hurraschreien auf den König, flogen mehrere Kanonenkugeln direkt in die Menge und richteten ein entsetzliches Blutbad an.

Müssen nicht viele von uns unwillkürlich lachen, wenn sie diese kleine erfundene Geschichte hören, *einfach weil das Grauen über unser Verdauungsvermögen geht* und wir uns mit Lachen gegen die Angst wehren, die uns die Einsicht



macht, wie schnell und effektiv so viele unserer täglichen Handlungen in Destruktion ausarten können?

Eines Tages bekam ich einige harte Schläge mit dem Handfeger auf den Handrücken, weil ich Gartenarbeiten unrichtig ausgeführt hatte. Meine Hand schwoll blau an und, da mich meine Mutter zu dieser Zeit auch für die Nacht von Mittwoch auf Donnerstag abholte, weil offenbar Rudi mittwochabends 'wichtige Reparaturarbeiten am Haus' zu verrichten hatte, wurde sie meines Elends gewahr. Als sie mich dann am nächsten Morgen zurückbrachte, wechselte sie einige höflich-angstvolle Worte mit Tante Friedel, der anderen Schwester, die so fett war, dass sie kaum gehen konnte und immer schnaufte wie eine Dampflok. Von Beschwerden konnte keine Rede sein, meine Mutter zog wie immer den Schwanz ein, als die Fiedel, wie wir die Dicke unter uns Kindern nannten, ihr schnodderig zurück gab, dass in diesem Hause 'schließlich Zucht und Ordnung' zu herrschen hätten.

Eigentlich hatte ich eine zeitlang ein ganz gutes, um nicht zu sagen privilegiertes, Verhältnis zur Fiedel. Immer waren einige wenige der Kinder ihre Günstlinge, Kinder, die sie besonders mochte und die abends zu ihr in die Wohnung kommen durften. Angeblich zum Spielen, aber öfter zum Arbeiten. Dazu gehörte, die schmutzige Wäsche einmal die Woche die lange Winterbergtreppe hinunter in die Wäscherei zu tragen und dabei ans Kiosk zu rennen, um der Fiedel die Bild-



zeitung zu kaufen, die offenbar ihre einzige Lektüre war. Irrendwie muss ich mir diese Privilegien bald verscherzt haben, wohl durch die Handfegergeschichte, denn im folgenden ließ mich die Fiedel ihre Missgunst nur allzu deutlich spüren, indem sie mir für jede Kleinigkeit mit dem Handrücken, auf dem sich ein dicker Ring befand, auf den Mund schlug. Dabei kam es vor, dass der Ring mitten auf meinen Lippen landete und diese bluteten.

Alles weitere habe ich so ziemlich vergessen. Meine Skoliose, die mich viele Jahre schmerzlich plagte, hatte immerhin den Vorteil, mich vom Militärdienst zu befreien. Sie geht wohl auf die Stunden zurück, die man mich, wie meine Mutterspäter offen zugab, im Heim 'auf dem Topf vergessen' hatte. Spätere Träume und Fantasmen drehten sich, aus welchen Gründen auch immer, um die Toilette, den Keller, wo wir zuweilen eingesperrt wurden, und den Garten. Alle Märchen, die ich später kennenlernte, malte sich meine Fantasie immer im Garten des Kinderheims aus.

Nachmittags gingen alle Kinder spazieren mit Tante Hilde, die ob ihrer Naturliebe braungebrannt war, was ihr gut zu Gesicht stand angesichts ihrer manchmal gefährlich glitzernen blauen Augen. Tante Hilde war der Ansicht, dass tägliches Spaziergehen jeden Doktor überflüssig mache. Sie war daher auch nicht gut auf mich zu sprechen, weil ich oft Arznei mitbrachte und natürlich meine Sahne und Lebertran.



Eine Zeitlang verabreichte sie mir meine Ration mit dem Löffel, aber eines Tages lief ihr 'was über die Leber. Sie meinte trocken, dass der ganze Quatsch endlich aus dem Küchenschrank zu verschwinden habe, da sie den Platz brauche. Ich bemerkte, dass ich aber doch meine Arznei vom Arzt verordnet bekommen habe. Sie schrie mich an, was das für ein Wort sei? Ich verstand zunächst nicht. Dann lachte sie wie eine Verrückte und schrie mir ins Gesicht:

Arznei, was ist denn das für ein blödes Wort? Du lernst offenbar nichts als Quatsch bei deiner Mutter. (Quatsch war eines ihrer Lieblingswörter.) Das heißt Medizin! fuhr sie fort, Medizin, hörst du! schrie sie auf mich ein. Arznei ..., so ein Quatsch, so ein Quatsch! eiferte sie weiter.

Offenbar hatte sie das Wort 'Arznei' so in Rage versetzt, weil sie es nicht kannte und es mit höherer Schulbildung assoziierte—die sie nicht besaß, wohl aber, und zu meinem Unglück, meine Mutter—dass sie mit einem Mal von mir verlangte, den ganzen Viertelliter Sahne zu trinken. Der ganze sinnlose Dialog und ihre verrückte Schreierei hatten mich so eingeschüchtert, dass ich, ohne ein Wort zu sagen, die warme fette und geschmacklose Masse trotz meines Widerwillens heruntertrank.

Tante Hilde starb auf grauenhafte Weise an Krebs, wie mir die Fiedel später berichtete.



Meine Mutter zog dann in eine Regierungswohnung um, die in einem halbrunden Hochhaus im achten Stock lag. Das Haus hieß weit und breit nur 'das Rundhaus,' im Jargon wurde es auch *Beamten-silo* genannt. So war auch die Stimmung darin. Kinder gab es kaum, dafür aber viele alte Leute, die man zu grüßen und denen man die Aufzugstür aufzuhalten hatte. Unweit davon lag ein anderes, rosagestrichenes, Hochhaus, das für alleinstehende Frauen, die im Staatsdienst waren, reserviert war. Es wurde nur 'die Drachenburg' genannt und offenbar war der Jungfrauengeist dort so geheiligt, dass ein männliches Element nicht einmal in Form eines Sohnes darin Einzug fand. Meiner Mutter wurde daher eine Wohnung in der Drachenburg verweigert.

Im Rundhaus hatte meine Mutter etwas mehr soziale Kontakte, als auf dem Winterberg, obwohl sie im Grunde immer ein isolatives Leben führte. Sie war Meister darin, Wände um ihr Ich zu bauen, wie es Krishnamurti so trefflich formulierte. Soziale Kontakte zu knüpfen war sie unfähig und die Kontakte, die sie unterhielt, ergaben sich zwangsläufig, wie die zu ihren Arbeitskollegen, oder die Initiative ging vom anderen aus.

So war es auch bei Fräulein Israel, der jüngeren Arbeitskollegin, die sich angeblich 'wie eine Klette an sie gehängt' hatte. Einmal telefonierte meine Mutter mit Fräulein Israel von neun Uhr abends bis drei Uhr morgens. Aber dies zählte nicht



für meine Mutter, denn 'die Israel war zu dumm für ein vernünftiges Gespräch.' So redete man denn sechs Stunden lang Unvernünftiges, oder *Quatsch vom Dienst*, wie meine Mutter es nannte. Sonstige Eindringlinge in die freiwillige Selbstisolation meiner Mutter waren der Hausmeister, Herr Biermann, der seinen Namen etwas zu Unrecht trug, denn er bevorzugte einen Klaren, Herr Osterroth, der mit seinem fetten Dackel zu uns hochkam, Dr. Müller und der 'Weinfritze,' einem Vertreter guter Tropfen, der von Zeit zu Zeit kam, um meiner Mutter einige Flaschen anzudrehen und dabei weitläufig mit seinen heroischen Kriegsabenteuern prahlte. Ihm fehlte die Sehne eines Mittelfingers durch einen Schuss in die Hand. Um zu beeindrucken, schlug er einmal mit der einen Hand den fraglichen Mittelfinger der anderen auf dem Tisch liegenden Hand, nach oben, dass er senkrecht stand. Dann schlug er ihn wieder herunter.

Wenn Herr Biermann seine Runde im Haus gedreht hatte gedreht hatte, roch man den Klaren schon, wenn er hereinkam. Doch Biermann war ein herzenguter Mensch. Er starb lange vor seiner Frau.

Herr Osterroth, ein glatzköpfiger Nürnberger, hatte dagegen seine Frau überlebt. Er drehte ebenfalls seine Runden im Rundhaus, wobei er seinen Dackel überall hin mitnahm. Nun gab man diesem aber bei allen Leuten so viel zu fressen, dass er bisweilen tagelang kotzte. Eine zeitlang war er so fett,



DIE WANDLUNG / 67

dass sein Bauch auf dem Boden schleifte und meine Mutter ihn nur 'das Hängebauchschwein' betitelte. Danach machte er auf Anraten des Tierarztes eine Abmagerungskur mit. Von da an durfte ich ihm keine Kekse mehr geben.

Dr. Müller liebte meine Mutter wohl platonisch. Er war selbst verheiratet, mit einer großen, etwas leichenhaften Frau und hatte zwei Söhne. Sigmund, der jüngste, war in meinem Alter. Dr. Müller war Ökonom, aber er glänzte mehr in Sanskrit, Altgriechisch, Latein, Spanisch, Italienisch und vor allem Astrologie. Er hatte das Horoskop meiner Mutter erstellt, das, wie sie meinte, 'eine Katastrophe' sei und kannte angeblich seinen genauen Todeszeitpunkt. In seiner ganzen Art war er ein richtiger Professor. Man fragte sich, was dieser gebildete und distinguierte Literat mit Steuern und Finanzen zu tun hatte? So war er denn auch selbst überschuldet und meine Mutter sagte oft, sie frage sich, wovon er lebe? Zum Glück habe seine Frau eine 'gute Stellung an der Uni.' Dr. Müllers Lieblingsgericht waren Pellkartoffeln und schwarzer Tee. Er konnte eine ganze Schüssel Kartoffeln verdrücken und trank mindestens eine Kanne des stärksten indischen Tees dazu. Wenn Dr. Müller kam, wurden 'wichtige Sachen besprochen' und ich hatte 'brav ins Bett' zu gehen. Dann standen nicht nur die Pellkartoffeln und starker schwarzer Tee auf dem Wohnzimmertisch, sondern es lagen auch kreuz und quer dicke Aktenordner herum und meine Mutter rauchte, bis das ganze Zim-



mer im Nebel lag. Zuerst wurde die Luther-Geschichte abgehandelt, später dann ein Prozess gegen einen gewissen Beaumont, einen Rechtsanwalt, den meine Mutter wegen dreißig Mark verklagt hatte und gegen den sie gewann. Und als ihr die Prozesse ausgingen, wurde Dr. Müller meiner Mutter Steuerberater. Von da an war der Staat ihrer Hauptfeind. Sie war allem Anschein nach die Einzige, die 'horrende Steuern' zu zahlen hatte.

Um diese Zeit starb dann endlich meiner Mutter Stiefvater, was in der Folge dazu führte, dass meine Mutter sich mit Großmutter aussöhnte. Wir fingen an, die Ferien in Omas Privathaus zu verbringen und Oma kam auch zu uns zu Besuch. Ich kam dann bald in die Schule, frequentierte aber weiterhin das Kinderheim. Jedesmal aber, wenn Oma bei uns war, durfte ich nach Hause kommen. Da wir zu dieser Zeit noch kein Telefon hatten, vereinbarte meine Mutter eine Art Code mit mir. Das Lustige war nämlich, dass man unsere neue Wohnung vom Kinderheim aus sehen konnte, denn die halbe Rundung des Hochhauses zeigte genau in Richtung Winterberg und unsere Fenster waren so hoch gelegen, dass man sie nicht nur vom Heim aus, sondern auch von der langen Winterbergtreppe, die den Berg hinunter zur Hauptstrasse führte, aus sehen konnte. Jedesmal, wenn meine Mutter ein weißes Tuch aus dem Wohnzimmerfenster hängte, bedeutete dies, dass Oma da war und ich von der Schule aus direkt nach



Hause kommen und auch die Nacht zuhause verbringen durfte. So schaute ich jeden Morgen, wenn ich die lange Treppe hinunter zur Schule ging, nach oben zum Rundhaus hin, ob das weiße Tuch herausging.

Ich erinnere mich noch deutlich, als das Tuch herausging, dass ich einmal auf der Treppe stehen blieb und von solchem Schwindel befallen wurde, dass ich mich am Geländer festhalten musste. Ich weiß nicht mehr, was sich an diesem Morgen im Heim abgespielt hatte? Ich fühlte mich total zerschlagen, traurig und hoffnungslos. Ich fragte mich, warum dies alles so war? Ich fragte mich, warum ich nun nach Hause gehen sollte und am nächsten Tag wieder ins Heim, was das eigentlich bedeutete 'zuhause' und 'Heim,' wo mein *daheim* war, im Heim oder zuhause, warum ich immer den lieben Engel spielen musste, wenn ich bei meiner Mutter war und warum sie nur Hochdeutsch mit mir redete, während man im Heim nur platt sprach, warum sie mich zu diesen perversen Tanten gab, die dumm und grausam waren, warum ich nicht bei Oma leben konnte oder Oma bei uns und so fort.

Es war ein schrecklicher Moment, und doch, ein Bewusstwerden, eine Minute der Klarheit, des Aufwachens aus dem Halbschlaf, in dem ich mich gewöhnlich befand. Es war ein schmerzlicher Moment beginnender Klarheit hinsichtlich meiner Situation und meines Schicksals und daher ist er mir wohl auch in Erinnerung geblieben.



Die Schule war ein ebensolches Gefängnis wie das Heim. Die alte rothaarige Lehrerin, die ich vier Jahre lang ertragen musste und die immer denselben billigen grünen Mantel trug, schlug die Kinder bei jedem Anlass und es kam vor, dass sie bei Widerspruch so in Rage geriet, dass sie auf den einen oder anderen ihr besonders widerwärtigen Jungen regelrecht einboxte, während er in seiner Bank langsam zusammensank. Sie war keine Ausnahme, eine von vielen dieser frustrierten alleinstehenden Jungfern, die ihre Perversität an Kindern auslassen und deren Handeln eine zutiefst unmoralische Moral nicht nur gerechtfertigt, sondern als beispielhaft und lobenswert hingestellt hat.

Es war die gleiche Unterdrückungsmoral und *Mordmoral*, die das Kinderheim beherrschte und die, wie eine einzige große Verschwörung aller Erwachsenen das Kind seit Jahrhunderten zum Untertan und Sklaven degradiert hat.

Kinder, die wie Sklaven erzogen werden, benehmen sich auch wie Sklaven, sklavenhaft und gemein. Genau so waren die anderen Jungen in der Schule, die schnell herausfanden, dass ich das war, was man ein *Muttersöhnchen* nannte und die mich deswegen hänselten und während der Pause auf dem Schulhof attackierten. Sie stachelten und demütigten mich so, dass ich in schreckliche Wutausbrüche verfiel und in blindem Jähzorn um mich schlug. Dabei zog ich jedoch stets den Kürzeren, da sie es leicht hatten, meinen ungezielten



Schlägen auszuweichen, mir dafür aber gezielt Hiebe ins Gesicht und in den Bauch versetzen konnten. Diese Ausbrüche des Jähzorns aber sind mir geblieben bis ins frühe Mannesalter hinein. Das gefährliche daran war, dass sie nicht voraussehbar waren, da ich lange alles schluckte und mich nicht wehrte und der Punkt, wo es umschlug ins Gegenteil, ganz unvorhergesehen kam. Und dann hatte ich plötzlich Bärenkräfte und hätte wohl einen umbringen können. Aber glücklicherweise ist immer alles gut gegangen.

Meine Mutter hatte immer noch ihren Freund Rudi und ich begann langsam, ihn als eine Art Vater anzusehen, obwohl er ziemlich unregelmäßig kam und wenn er da war, kaum zwei Worte mit mir wechselte. Meine Mutter versicherte mir jedoch immer, er liebe mich wie einen eigenen Sohn und so kam es denn einige Male vor, dass ich ernsthaft um ein Schwesterchen bat. Ich erntete jedoch nur Gelächter.

Wir zogen dann bald in eine 3-Zimmer Wohnung im fünften Stock um, wo ich ein eigenes Zimmer bekam. Dieses wurde jedoch von Oma in Anspruch genommen, wenn sie bei uns wohnte, und das war nun mehr und mehr der Fall.

Aber nicht nur dadurch war mein Zimmer nur in relativer, um nicht zu sagen lügenhafter Weise 'mein' Zimmer. Denn Mutter machte aus der Frage des Aufräumens eine Frage von Sein und Nichtsein. Es verging kaum ein Tag, bei den weni-



gen Tagen, die ich überhaupt zuhause war, an dem es nicht Kritik hagelte über meine Unordentlichkeit. Ich liebte mein kreatives Durcheinander nun einmal und empfand den Aufräumwahn meiner Mutter als neurotisch und im übrigen als Einmischung in mein privates Leben und meinen eigenen kleinen Bereich. Sie terrorisierte mich mit ihren ewigen stupiden Anspielungen und ließ keine Gelegenheit aus, meine Faulheit und Unordentlichkeit auch vor anderen Leuten herauszustellen. Ihr war jedes Mittel recht bei ihrer Dressur.

Eltern, die ihren Kindern großzügig Rechte und Freiheiten einräumen—und das Recht auf einen kleinen Intimbereich und Raum ist ein solches elementares Recht—und dann im Nachhinein durch ihr Verhalten unter Beweis stellen, dass es ihnen dabei lediglich um ein Aushängeschild ging, das ihnen zur gesellschaftlichen Absicherung ihrer Machtposition über ihre Kinder dient, sie in Wahrheit aber nicht das geringste ernsthafte Interesse daran haben, die Rechte, die sie so magnanim einräumten, auch zu *respektieren*, verlieren zwangsläufig jedes Vertrauen und jede Achtung in den Augen ihrer Kinder. Sie handeln nämlich genau wie jeder gemeine und zynische Diktator und Tyrann. Selbst ein Napoleon und ein Hitler versicherten ihren Untertanen zunächst einmal die Wahrung der Verfassung bevor sie diese durch einen kühnen Staatsstreich außer Kraft setzten. Meine Mutter ging sogar noch geschickter vor. Sie brauchte die Verfassung garnicht außer Kraft



zu setzen, weil sie mit sophistischer Raffinesse behauptete, das *Recht auf ein eigenes Zimmer umfasse von vornherein nicht das Recht, damit zu tun und zu lassen was man wolle*. Denn dieses Zimmer sei Bestandteil der Wohnung und habe sich daher dem ästhetischen Empfinden aller Bewohner der Wohnung—sprich meiner Mutter—anzupassen. Meine Mutter wäre gewiss Staranwältin geworden, hätte sie Jura studiert.

EIN TONBAND

Meine Mutter drillte mich zum braven gehorsamen und höflichen Sohn, der 'seiner Mama keinen Kummer macht.' Sie glaubte jedoch immer daran, mir eine *moderne Erziehung* zu geben, und 'aufgeschlossen und großzügig' zu sein. Ich sei es vielmehr gewesen, der es an Dankbarkeit habe fehlen lassen.

Sie übertrieb manches, unter anderem mit dem Argument, sie müsse 'streng sein, da du keinen Vater hast.' In Wahrheit war es ihre eigene Lebensangst, die sie mir durch ihre Dressur einverleibte und die überhaupt die Ursache aller ihrer Probleme war. In einem Brief an meinen Taufpaten Otto, derselbige, der ihr früher öfter half, meinen Vater in der Gosse aufzufinden, und der ein Jugendgeliebter von ihr war, schrieb sie nach meiner Taufe, sie sei ja ganz zufrieden mit ihrem Peterchen, aber er sei 'doch zu weichherzig' und das mache ihr großen Kummer für seine Zukunft. Was meint eine Mutter, wenn sie das von ihrem Baby annimmt? Ich finde das doch



recht ungewöhnlich, und ich konnte mich nie genug wundern, als ich den kleinen Brief fand, nach ihrem Tode, in einer Schatulle mit alten Briefen und Fotos. Ja, ich glaube, ich saß eine Weile da mit offenem Mund, so erstaunt war ich über die Bemerkung.

Als ich etwa vier Jahre alt war und wir noch auf dem Winterberg wohnten, brachte sie eines Samstags ein Tonbandgerät vom Dienst mit. Ich war wie verrückt vor Neugierde und wollte natürlich nichts, als mit dem Ding spielen. Aber meine Mutter wies mich streng zurecht, jetzt werde 'eine Aufnahme vom lieben Peter' gemacht, wie er 'schön in die Badewanne geht und sich ganz allein wäscht.' Das tat ich auch, aber ich hatte nur eines im Kopf: das *Tonbandgerät*. Diese dicke Maschine, die eigenartig roch, die ein rundes Fischauge zur Anzeige des Pegels hatte, die leise summte und warm wurde, wenn sie angeschaltet war und zu der ein kleines eisernes Mikrofon gehörte, faszinierte mich so sehr, dass, hätte man mich mit dem Ding eine Nacht in einen Raum eingesperrt, ich sicherlich keine Minute geschlafen hätte. Meine Mutter hatte kaum Verständnis, dass ich diesmal nicht wie ein Automat funktionierte und dass ich es wagte, für etwas anderes als sie meine Aufmerksamkeit hinzugeben. Das hört man deutlich aus den Dialogen heraus, bei denen die Stimme meiner Mutter vom Süßlich-Verführerischen sehr plötzlich zum Bedrohlichen umschlägt.



Ich redete mit einem extrem hellen gefallenwollenden Stimmchen und einem fast nicht verständlichen Platt. Zuerst liess sie mich erzählen, was ich die Woche im Heim 'so alles mit Tante Hilde unternommen' habe und ob ich 'schön gespielt' habe und ob ich auch 'schön brav' gewesen sei. Mit bereits weinerlichem Ton redete ich meist Unverständliches daher, immer wieder unterbrechend und meine Mutter anflehend, wann ich denn nun mit dem Tonbandgerät spielen dürfe?

Mutter überhörte meine Bitten gänzlich und kündigte mit plötzlich dunklem und bedrohlichem Klang in der Stimme an, dass 'der Peter nun ins Bett' müsse. Ich fuhr fort mit meiner Bitte, noch etwas spielen zu dürfen und sie entgegnete hart und laut:

Wenn du jetzt nicht aufhörst und nicht brav bist, dann werde ich 'mal mit dem Herrn Altmeier reden und der wird dann 'mal mit deinem Po spielen!

Herr Altmeier war ein Arbeitskollege von ihr, ein ältlicher gutmütiger Herr, den ich gut von meinen regelmäßigen Besuchen auf der Dienststelle während der Ferien her kannte.

Er war ein Original, ausgestorben zutage, einer dieser weißhaarigen Bürogeister von sanfter Natur und Stimme, die noch Sitte und gepflegte Manieren besaßen. Und der Mann ging immer gut mit mir um. Sie benutzte ihn einfach als



nächstbestes männliches Vorbild, um mich einzuschüchtern und zum Gehorsam zu bringen. Der Klang ihrer Stimme war dabei völlig anders als vorher. Er jagte mir in der Tat große Angst ein, ein Angst, die ich gar heute, mehr als vierzig Jahre danach, wieder verspüre, wenn ich das Band höre.

Man muss sich vergegenwärtigen, dass meine Mutter als ehemalige Ansagerin beim Rundfunk eine geschulte Stimme besaß, die sie ganz bewusst zu meiner Dressur einsetzte. Horror vor dem Klang ihrer Stimme, mit dem sie die eigenartige Aussage formulierte, liess mich erstarren. Prompt fing ich an zu weinen, was sie gnädig stimmte. Sie räumte jovial ein, unter der Bedingung, dass ich mein Abendgebet aufs Tonband spreche, dürfe ich noch 'einen Moment' mit dem Gerät spielen, bevor sie das Licht lösche.

So betete ich denn mein Gebenedeit Maria mit dem Kinde lieb uns alle deinen Segen gib, Amen! herunter. Und damit endete das horrible Band, das ich gleichzeitig mit diesem Buch veröffentlichen werde.

DER STRUWWELPETER

Mein erstes Kinderbuch war *Der Struwwelpeter*, wieder ein Peter. Ich nahm alles darin natürlich für bare Münze, auch das, was man da schrieb über die Strafen, die einen erwarten, der unreinlich ist und wachsen lässt, was wächst. Daher verstand ich das Buch keineswegs als ein mir zum Amusement



bestimmtes Geschenk, sondern als ein, wenn auch übertriebenes, so aber doch ernst gemeintes kleines *Traktat zum guten Benehmen*. Meine Mutter parodierte nicht nur Struwwelpeter, sondern auch Max und Moritz von Wilhelm Busch, wenn sie parodierte 'Nun sei schön artiglich und fromm ...,' und mich auf den Weg schickte, mit einem Lächeln zwar, aber doch ernst gemeint.

Meist sagte sie eher routinehaft 'Sei brav!' Eine andere Variante war 'Dass mir keine Klagen kommen!' Sie repetierte solche Sätze fast mechanisch, auch wenn sie die Anrede 'mein Sohn' hintennach schickte. Sie wollte mit diesen Leitmotiv ihren erzieherischen Arm offenbar auch auf die Strasse hinaus verlängern, denn schließlich war ich ab etwa dem fünften Lebensjahr zwischen Heim und Wohnung allein unterwegs. Sie hatte eine panische Angst davor, dass mich ein *Sittlichkeitsverbrecher*, wie sie sich auszudrücken pflegte, aufgabeln könnte. Die Angst vor Monstern trichterte mir Mutter gründlich und nachhaltig ein. 'Schau niemand an!' hieß es immer wieder, und 'Lass dich nicht ansprechen!', 'Geh' mit niemandem!' oder 'Schau auf deine Füße!' Sogar wenn ich später bei Bekannten von ihr eingeladen war, pflegte sie mich zu entlassen mit 'Nimm nichts an!'

All diese Formeln sollten sicherstellen, dass ich aus meiner Rolle als Untergebenem nicht herausfiel, dass ich das erzieherische Korsett nicht verlassen konnte, das sie mir ange-



legt hatte. Warum machen sexuelle Erfahrungen der Kinder mit fremden Erwachsenen den Eltern Kummer? Um die Perfidie voll zu machen, wird den Kindern nicht die Wahrheit gesagt, was all die bösen Männer und Sittenstrolche von den Kindern wollen. Es wird ihnen vielmehr ernsthaft eingetrichtert, solche Männer trachteten den Kindern nach dem Leben und das Kind, das in einer brutalen Erwachsenenwelt aufwächst, genau wie dies auch bei mir der Fall war, fühlt sich ohnehin tagtäglich lebensgefährlich bedroht, so dass ihm diese Geschichten plausibel erscheinen. Ein in Liebe und Achtung aufwachsendes Kind würde sich nämlich zu Recht fragen, warum ein Erwachsener aus heiterem Himmel ein Kind umbringen will?

Hätten solche Einschüchterungsgeschichten nämlich eine rationale Grundlage, müssten auch alle Erwachsenen gesenkten Blickes und schnellen Schrittes über die Strassen hetzen, in der Annahme, ein anderer Erwachsener könne sie jede Minute aus heiterem Himmel umbringen. Ein Erwachsener, der sich so verhielte, würde als geisteskranker Paranoiker angesehen. Warum also nicht meine Mutter? War sie etwa *nicht* paranoid, war sie etwa *nicht* geisteskrank?

Wenn es um Kinder geht, findet man es jedoch völlig normal, ihnen einen solch pathologischen Verfolgungswahn systematisch anzuerziehen. Hätten Erwachsene, wie meine Mutter, die sich solcher Methoden bedienen, wirklich Angst



davor, dass ihren Kindern Gewalt angetan wird, würden sie sie nicht zu gleicher Zeit in Institutionen unterbringen, wo die Kinder tagtäglich vergewaltigt werden. All dies beweist, dass solche Methoden nichts sind als *Manipulation*, dass sie einfach bequeme Mittel sind, Kinder zu submissiven und leicht zu manipulierenden Erziehungsobjekten zu deformieren.

Meine Mutter erreichte das von ihr erstrebte Ziel. Ich ging gesenkten Blickes durch die Welt und eine ständig steigende Angst vor Erwachsenen im allgemeinen bemächtigte sich meiner. Diese Tatsache hatte später verheerende Auswirkungen auf die Entwicklung meiner Sexualität.

Der Blick meiner Mutter konnte entsetzlich sein. Ich fürchtete ihn, wie auch ihre dunkle beleidigte Stimme, wenn ich böse gewesen war. Ja, ihr Verhalten war so, dass ich annehmen musste, sie sei *persönlich beleidigt*, wenn ich nicht gehorcht hatte. Die Tatsache aber, sie persönlich beleidigt oder verletzt zu haben, war sehr schwer zu ertragen und hinterließ jedesmal ein brennendes Schuldgefühl. Das brannte wirklich im Herzen.

Und die Tatsache, dass sie mich im allgemeinen nicht schlug, was sie immer wieder hervorhob, wenn sie mich belehrte, was sie gern in lächelndem Ton vor anderen Leuten zu tun pflegte, unterstrich nur allzu deutlich, dass sie Meister der subtilen Demütigung war. Und solche Banalitäten gaben ihr



ihrer Meinung nach das Recht, mich wegen kleiner Ungehorsamkeiten oder wenn ich ihr gegenüber nicht den richtigen Ton angeschlagen hatte, einen halben oder ganzen Tag lang völlig zu ignorieren.

Sie hielt dies, wie so vieles, 'eisern durch' und ich konnte um sie herumschleichen und sie anstarren wie ich nur wollte, sie wich immer mit der gleichen tief beleidigten Miene meinen Blicken aus. Es war eine furchtbare seelische Folter. Und ich hatte doch keinen anderen Elternteil, bei dem ich hätte Zuflucht oder doch wenigstens nur einen lieben Blick hätte bekommen können. Was ich einfach nicht begreifen konnte, war, dass sie eine solche psychologische Kriegsführung gegen mich durchhalten konnte über Stunden und Stunden und mich wie einen Schwerverbrecher um sie herumschleichen ließ. Wo ich doch ohnehin so selten zuhause war. In diesen langen Stunden der Herzensqual wurde nach und nach ein anfänglicher Zweifel zur Gewissheit: *dass sie mich nicht liebte*. Ja, ich dachte in solchen Momenten, dass sie mich hassen müsse. Wie anders konnte ich mir ihr grausames Verhalten erklären? Und diese ständigen Anspielungen vor anderen, selbst fremden Leuten wie 'War der Peter heute brav zu seiner Mutti?' oder 'Na, mein Früchtchen, was soll denn der liebe Onkel Adolf von einem so bösen Peter denken?'

Es gehört schon einige Intelligenz zu einer solch raffinierten Taktik dauernder und systematischer Demütigung ei-



nes Kindes. Aber dies scheint Tradition zu besitzen, jedenfalls in deutschen Landen, was mir klar wurde, als ich kurz vor dieser Niederschrift die Auszüge in Carl-Heinz Malletts Buch *Untertan Kind* bezüglich Rousseaus *Émile* las. Da war mir manches sehr bekannt vorgekommen.

Dass sie mich nicht schlug, stimmte auch nicht ganz. Sie hat mich einige Male mit einem kleinen hellblauen Holzstock verschlagen, der eigentlich ein Spielzeug von mir gewesen war. Es war ein Spazierstock für kleine Kinder. Das letzte Mal, als sie mich damit schlug, war ich schon größer, an die zehn Jahre.

Ich war eingeladen gewesen bei Arbeitskollegen von ihr, einem Ehepaar mit drei Kindern, die in der Nachbarschaft wohnten. Ich hatte einen herrlichen Nachmittag und Abend mit diesen Leuten verbracht. Wir waren in den Wald gegangen und hatten Champignons gesammelt und sie dann als Suppe gegessen. Und das Ehepaar war sehr herzlich gewesen. Herr Lischke war Fotograf, klein und etwas ungepflegt, mit einem großen schwarzen Bart, und seine Frau eine in der Region bekannte Bildhauerin. Sie erzogen ihre Kinder *anti-autoritär*, was für meine Mutter natürlich ein Punkt ständiger Kritik an ihnen war.

Ich stellte nur fest, dass die Leute sehr lieb und herzlich zu ihren Kindern und auch zu mir waren. Am Abend saßen wir



in der Küche und aßen die herrliche Pilzsuppe. Das war für mich etwas ganz Besonderes, denn meine Mutter hätte nie an Pilzsammeln teilgenommen, geschweige denn die Suppe gegessen, vor Angst sich zu vergiften. Die Suppe schmeckte nicht nur gut, die Liebe, mit der sie von uns allen zusammen zubereitet worden war und die herzensgute, milde und freundschaftliche Atmosphäre, mit der man mich hatte teilhaben lassen, ließen mich die Zeit etwas vergessen.

Ich sollte um acht Uhr abends zuhause sein, und in letzter Minute wurde ich der Uhrzeit gewahr. Ich rannte etwas nach acht aus dem Haus, ohne großen Abschied, ich rannte, voller Angst, da ich ja zu spät war. Es war schon dunkel, ich hatte aber nur den Park der Wohnanlage zu durchqueren und war um genau um zwanzig Uhr fünf vor der Wohnungstür.

Meine Mutter öffnete mit einem teuflischen Gesichtsausdruck. In der linken Hand hielt sie den Stock und fragte kalt 'Wieviel Uhr ist es?' Mein Herz klopfte so stark, dass ich unfähig war zu antworten. Dann sagte sie laut:

Was erlaubst du dir, mich so in Angst zu versetzen? Ich war schon drauf und dran die Polizei anzurufen!

Ich stammelte, ich sei doch nur fünf Minuten zu spät.

Aber es half nichts. Kaum hatte sie die Tür hinter mir geschlossen, fing sie an, auf mich einzuschlagen mit dem Stock. Sie schlug so fest zu, dass ich zu Boden auf alle Viere ging,



um auszuweichen, und wie ein Hund durch die Wohnung tippelte, während sie mir folgte und dabei auf meinen Rücken schlug. Da geschah es, dass der Rohrstock zerbrach.

Das war das letzte Mal, dass sie mich geschlagen hatte. Es war auch nicht mehr nötig. Mit dem Stock zerbrach der letzte Rest von Rückgrat, den ich einmal gehabt hatte, als ich unschuldig auf die Welt kam.

Ich hatte als Kind denn auch immer häufiger Fantasien, meine Mutter mit einer Axt zu erschlagen. Dies war eine ziemlich eigenartige Sache. Wenn ich sie so betrachtete, welches oft geschah, ohne dass sie es merkte, so schien es mir als Kind immer, dass ihr Körper kein Bewusstsein habe. *Davor graute mir.* Gleichzeitig versuchte ich mir auszumalen, wie es wäre, wenn ich in einem solchen Augenblick mich ihr von hinten mit einer Axt nähern würde und sie erschlüge. Mir schien es, als sei der Moment, bevor ich zuschläge der Wichtigste, denn in diesem kleinen unbedeutenden Moment hätte ich *Macht* über sie, *Macht* über Leben und Tod. Wirkliche *Macht*.

Nach solchen Fantasien hatte ich jedoch ein solches Grauen mit mir selbst und ein solches Mitleid mit ihr, dass mir das Herz furchtbar brannte und es mir gar übel wurde. Außerdem blieb ein nagendes Schuldgefühl wegen dieser furchtbaren Fantasmen in mir zurück.



Eine noch subtilere Art meiner Mutter, mir durch Affektion und also durch emotionalen Druck Schuldgefühle einzuflößen, waren die häufigen Anspielungen, was der 'Peter wohl später einmal machen wird mit seiner alten und schwachen Mutti,' dann, wenn er verheiratet ist und eine Frau hat? Diese Anspielungen, die meine Mutter nicht selten wiederholte, endeten jedesmal in Schwüren der ewigen Treue Peters gegenüber seiner Mutti. Doch meine Mutter wollte es noch genauer wissen.

Wenn du mal ein Auto hast, wirst du immer nur mit deiner Frau herumfahren und deine alte Mutter zuhause sitzen lassen, behauptete sie, und ich pflegte enthusiastisch zu leugnen mit der Antwort: 'Selbst wenn ich mal ein Auto haben werde und mit meiner Frau darin fahre, werden wir dich immer auf dem Rücksitz mitnehmen!'

Diese mir in so klarem Wortlaut verinnerlichten Dialoge sollten sich später in einem übertragenen Sinne verwirklichen. In der Tat führten meine spätere Frau und ich meine Mutter während unserer ganzen Ehe auf dem Rücksitz mit. Ich projizierte mein Mutterbild in meine Frau, was die Ehe unweigerlich zerstören musste.

SCHULE, LIEB' UND NOT

WOCHENENDE MIT MUTTI

Als ich zehn war und von der Volksschule aufs Gymnasium wechselte, war damit auch ein Wechsel des Heims not-



wendig geworden. Die guten Internate waren meiner Mutter zu teuer, obwohl sie nun von ihrer Mutter einen Beitrag zu meiner Erziehung erhielt.

Die guten Internate waren aber auch weit abgelegen, zum Beispiel eines in der Bonner Gegend, und der wahre Grund, mich in ein nahegelegenes und billiges Heim zu geben, war wohl das institutionalisierte *Wochenende mit Mutti*.

Daran lag mir selbst zwar nichts, ich dachte bei mir gar, es sei für mich besser, das ganze Jahr über weg zu sein, aber dafür eine Art zuhause zu finden, einen Platz, wo ich hingehörte, als dieses elende Pendeln fortzusetzen, diese leidigen Wechselbäder zwischen brutalem Heimleben und Engelkind für Muttilein.

Aber meine Mutter richtete die Dinge so ein, wie sie ihr passten; ich wurde im übrigen nicht um meine Meinung gefragt. Bei meiner Zwillingsnatur fiel es mir schließlich auch nicht schwer, ständig die Masken zu wechseln, die ich trug, um es jedem recht zu machen. Aber das Gefühl, irgendwo hinzugehören, konnte sich bei mir nicht einstellen. Im übrigen hatte ich viel zu viel Angst vor meiner Mutter, um ihr offen zu sagen, dass ich lieber nicht mehr am Wochenende kommen würde, denn das hätte peinliche Diskussionen heraufbeschworen. Ich wäre ausgefragt worden, warum ich denn am Wochenende nicht mehr 'gemütlich zu Hause' sein wolle, was



mir denn fehle und so fort? Es hätte damit geendet, dass meine Mutter mir *Undankbarkeit* vorgeworfen hätte, was sie immer dann tat, wenn sie mit Argumenten nicht mehr weiter wusste.

Die andere Alternative, die ich gern akzeptiert hätte, war nämlich, das deutsch–französische Gymnasium in Saarbrücken zu besuchen, wo ich perfekt hätte Französisch lernen können. Die Idee reizte mich sehr, weil ich mir dachte, dass dort wohl ein besseres soziales Milieu herrschte, und das war denn auch voll bestätigt durch eine Lehrerin dieser Schule, die meine Mutter durch ihr Büro kennengelernt hatte und die uns einmal besuchen kam und sagte, sie würde mich freuen, wenn ich zu ihnen käme. Dieses Gymnasium war sehr bekannt in der Region, weil Abgänger in der Regel zweisprachig waren und weil diese Institution um die Wahrung unserer französischen Wurzeln bemüht war.

Allein die Idee, mich Nachmittage allein zu Hause zu wissen, war für meine Mutter völlig ausgeschlossen. Sie hatte sich oft genug über *Schlüsselkinder* ausgelassen. Eine solche Situation rief bei ihr die unmittelbare Angst vor Sittlichkeitsverbrechen hervor, mit denen sie mich bereits vollgetrichert hatte. Ich halte es auch nicht für ausgeschlossen, dass sie eine diffus unbewusste Angst davor hatte, Kinder könnten sich untereinander mit sexuellen Spielen die Zeit vertreiben. Aus der feinfühligem Intuition, die man als Kind hat, weiß ich jeden-



falls, dass ihr Wettern gegen die Schlüsselkinder etwas mit Sexualität zu tun hatte.

Aus dieser Erfahrung lernte ich, welche Art von Eltern sexuelle Spiele ihrer Kinder unterdrücken und welcher Methoden sie sich bedienen, um ihre Kinder zu beherrschen. Es sind gerade die Leute, die nach außen hin so hoch und hehr für eine *moderne Erziehung* eintreten, die sich aufgeschlossen geben, die lautstark behaupten, wie sehr sie Kinder lieben und was sie für die eigenen Kinder alles tun. Es sind die, bei denen es zuhause 'sauber und geregelt' zugeht und die Wert auf eine 'gute Erziehung' ihrer Kinder legen. Es sind eben diese, die ihre Kinder wie kleine unmündige Sklaven erziehen und ihnen suggerieren, sie seien total schutzlos in dieser vermeintlich so brutalen Welt. Dabei sind es natürlich sie selbst, die Brutalität perpetuieren, die Brutalität nämlich, die dazu gebraucht wird, das Kind, unter bewusster Ausnutzung seiner Abhängigkeit von seinen Ernährern, zu einem Wesen ohne jede Freiheit, Eigenmacht und Verantwortung zu degradieren.

ENDLICH SEX

So gab mich meine Mutter in ein staatliches Internat in einer vierzig Kilometer entfernten streng katholischen Kleinstadt. Als ich denn an diesem ersten Sonntagabend im Zug saß, weil meine Mutter natürlich, wie immer, 'keine Zeit'



hatte, mich dorthin zu begleiten—und sie kam in den acht Jahren meines Aufenthaltes im Internat denn auch genau einmal, und auch das nur, weil die Mutter eines anderen Jungen sie im Auto mitgenommen hatte—diesen alt-miefigen Abteilgeruch einatmete und aus dem total neonverstrahlten Abteil in die Dunkelheit hinaus schaute, fragte ich mich wieder traurig 'Wozu das alles?'—und fand keine Antwort.

Wenigstens fand ich nun am Sex mit den Jungen nicht nur ein Ventil und körperliches Vergnügen, sondern auch die erste Erfahrung erfüllender Intimität mit *Philippe*, den ich über die ganze Zeit hin mochte und dessen Bett ich regelmäßig teilte. Wenn ich mir auch später dann manche Gelegenheit mit den kleineren Jungen aus Angst verkniff—wir alle glaubten, was wir taten, sei streng geheim, in Wirklichkeit wusste es der Direktor aber und tolerierte es, wenn es sich unter gleichaltrigen Jungen abspielte—so verliehen diese sexuellen Spiele mir doch genügend Freiheit und emotionale Ausgeglichenheit, um die hohen Anforderungen des Gymnasiums zu meistern.

Das erste Jahr verlief problemlos, im zweiten Jahr blieb ich sitzen. Die Anforderungen wurden mit einem Mal so hochgeschraubt und ich war während dieser Zeit in einem ständigen Zustand des Tragträumens, dass ich einfach aufgab.



Die ganze Atmosphäre dieses Kleinstadtlebens ging mir in vielfacher Hinsicht gegen die Natur. Sport und Spiele, Latein, Mathematik, Physik und Chemie waren wichtig. Die künstlerischen Fächer, Zeichnen und Musik, in denen ich unter den Besten war, zählten nicht beim Notendurchschnitt des Abiturs, der für die spätere Universitätszulassung maßgebend war. Dem entsprach die Rangordnung der Lehrer im Lehrerkollegium. An erster Stelle stand der Mathematik- und Physiklehrer, ein brummiger Kerl mit einer Knollennase, der noch nicht einmal zum Gruß die Pfeife aus dem Mund nahm. Die Zeichenlehrerin wurde als mittelmäßig verrückt angesehen und über den Musiklehrer lachten sie nur.

Es handelt sich hier wohlbemerkt um Bemerkungen von Lehrern über ihre Kollegen. Der Musiklehrer war ein verkrachteter Pianist, der hoch sensibel war und dem man ansah, dass der ganze Unterricht für ihn eine einzige große Beleidigung war. Er hätte einfach lieber Klavier gespielt. Wenn die Schüler frech waren, weinte er. Es war wirklich zum Weinen. Besonders mir, denn er lehnte striktweg ab, mir Klavierstunden zu geben. Er meinte, dafür habe er keine Zeit, er müsse am Nachmittag üben. Manchmal gab er Konzerte abends in der Aula. Da saß er dann im Lodenmantel in der ersten Reihe bis es anfing, grüßte niemanden, gab niemandem die Hand und behielt den Mantel an, bis es los ging. Dann zog er langsam den Mantel aus, ging er aufs Podium und spielte.



DIE WANDLUNG / 90

Und er spielte nicht schlecht, Beethoven–Sonaten, Chopin Etüden, die Händel–Variationen von Brahms oder die *Variations sérieuses* von Mendelssohn. Für einen Studienrat hatte er ein beachtliches Repertoire und eine brillante Technik. Ich schwankte ihm gegenüber in meinen Gefühlen der Bewunderung und des Bedauerns.

TONLEITERN UNERWÜNSCHT

Nachmittags im Heim setzte ich mich dann an das alte Klavier im Speisesaal und spielte mein Zeug, meine Fantasien und Träumereien, ohne jede Technik und mit autodidaktischem Verständnis der Harmonien, Kadenzen und Akkordfolgen. Ich fand einfach alles selbst heraus. Ich hörte, dass man diesen Akkord nur nach jenem spielen konnte und dass diese Dissonanz gut mit jener Konsonanz sich vertrug, damit es ein wenig *jazzig* klang, was ich besonders liebte. Solange ich herumklimperte und es klang nach etwas, liess man mich in Ruhe. Aber sobald ich Tonleitern üben wollte, gab es Ärger. Einmal kam die Köchin, die *dicke Linda*, wie sie bei uns Jungen nur hieß, mit einem Kochlöffel aus der Küche gerannt, mit ihren zwei Zentnern wackelte und schnaufte sie auf mich zu wie eine Dampfloch. Ich bog mich vor Lachen und rannte um die Tische herum und schließlich die Treppe hinunter und durch den Keller ins Freie. Dann zog ich es doch vor, keine Tonleitern mehr zu üben.



Vom Heimleiter bekam ich nur einmal eine Ohrfeige: ich hatte herumgeblökt, das Heim sei ein Saustall und er sei die Obersau. Die Ohrfeige hatte ich mir wohl verdient. Denn war der Mann war schon ganz in Ordnung. Er rauchte nur etwas viel, so um die achtzig Zigaretten pro Tag, und stank daher entsetzlich aus dem Mund. Das war besonders deswegen unangenehm, weil man ihn öfter das eine oder andere fragen musste bei den Hausaufgaben.

Er hatte relativ häufig meine Mutter am Telefon, weil ich Dinge nachholte, die ich in meiner Kindheit nicht tun konnte, wie zum Beispiel *Fensterscheiben–Einwerfen*. Eine zeitlang brachte ich es auf zwei pro Woche. Einer meiner Kameraden war dann etwas eifersüchtig auf meinen Rekord im Scheibeneinschlagen und, eines nachmittags, beim Tischtennispielen bekam er die verrückte Idee, eine kleine Fensterscheibe mit seinem Tischtennisschläger zu zertrümmern. Ich werde sie zahlen, kein Problem, meinte er, aber jetzt habe ich Lust, das Ding einzuschlagen. So haute er drauflos—doch die Scheibe hielt. Wir konnten es fast nicht glauben, er auch nicht. Und so haute er weiter. Eins. Zwei. Drei. Die Scheibe zersprang nicht. In einem Anfall plötzlichen wütenden Lachens, schrie er 'Das gibt's doch nicht!' und donnerte einen letzten Schlag auf die Scheibe—sein Tischtennisschläger zerbrach. Die Scheibe war unversehrt. Und wir lachten uns halb tot. Er war so verblüfft, dass er mitlachte. Neben meiner grundsätzlichen Wut auf



Stubenfliegen, die ich mit metikulöser Brutalität vernichtete, riss ich Kabel von den Wänden, warf mit Stühlen um mich, und bekam regelmässig meine Pfeifen konfisziert, während die anderen unbehelligt rauchen konnten, denn Zigarettenrauch roch der Heimleiter verständlicherweise nicht, und so hatte ich immer ein Karma zu zahlen. Und meine Mutter die Rechnungen. Ich gönnte ihr das wirklich von ganzem Herzen.

TAGTRÄUMEN UND SITZENBLEIBEN

Ich verbrachte viel Zeit, in diesem Schuljahr, in endlosen Gesprächen, recht oberflächlichen Plaudereien oder interessanten Diskussionen, mit meinem Freund Thomas, der in der Klasse als so etwas wie ein Genie galt, aber mir, diesem Nachhänger, mir, diesem alleingelassenen Muttersohn, wie sie mich nannten, treu ergeben war. Und so plauderte, plätscherte, schäkerte, diskutierte ich dahin, mit Thomas, und setzte mich andauernd Zurechtweisungen der Lehrer aus. Da wurde gemahnt, gestraft, geschrien, da wurde man aus dem Klassenraum in den Flur geschickt, und da stand man dann—vergessen für den Rest der Stunde, ausgestoßen, mit kalten Füßen und einem Angstklos im Bauch.

Und einmal war es schlimmer, war es viel schlimmer, und dieses Mal werde ich nie vergessen, denn es war mehr als eine Ermahnung, mehr als eine Strafe, und es war so sinnlos, so unverständlich, was der Lehrer Spaniol tat, als er mir auf den



Füssen herumtrampelte, oder auf den Schuhen? Waren es meine eigenen Füße, die in diesen schwarzen Wildlederschuhen steckten, auf denen der Lehrer wie eine Art Berserker herumtrampelte? In diesem Moment war ich mir dessen durchaus nicht im klaren, denn alles schien so unwirklich, so fremdartig und fast surrealistisch.

Er hatte mich nach vorn gerufen. Ich hatte sein lautes Rufen vernommen, von weitem vernommen, während ich scherzte mit Thomas, lachte, leider, denn wenn Reden noch hingeht und mit Strafe bewehrt ist, so war Lachen offenbar ein schweres Delikt, das nicht nur Strafe, sondern eine fast amoklaufende Rage des Lehrers hervorrief, die, kaum war ich vor der Tafel angelangt, sich gegen mich entlud, in Schimpfworten, in Beleidigungen und gleichzeitigem Herumtrampeln auf meinen Schuhen, in denen meine Füße steckten.

Bis heute weiß ich nicht recht, was ihn so entsetzlich erregt hatte, diesen untersetzten, kräftigen, schwarzhairigen, recht gutaussenden Mann mit dem italienischen Einschlag, der sonst viel Sinn für Humor hatte? Ob er geglaubt hatte, ich habe über ihn gelacht? Oder war es einfach das schwarze Wildleder meiner Schuhe, was ihn so außer sich selbst versetzte? Es mussten jedenfalls *auch* meine Schuhe gewesen sein, denn er legte nun los mit einer Fülle von in zynisch-lächelndem Ton ausbrechenden Schimpfworten gegen den 'Muttersohn aus der Hauptstadt' und seine 'schönen Schuhe.'



DIE WANDLUNG / 94

Diese Schuhe mussten ein Verbrechen sui generis gewesen sein, denn die Wut, die der Lehrer gegen sie entlud, war anders nicht zu verstehen. Schließlich ließ er ab—und die Schuhe waren weiß statt schwarz, geweißt vom Staub seiner Schuhsohlen. Auflachend rief er, sichtlich erleichtert:

Hinaus! geh' auf die Toilette und wasch' deine Schuhe. Und für den Rest der Stunde bleibst du vor der Klasse im Gang stehen!

Mein Denken war abgestellt wie ein Computer, den man vom Stromnetz gekappt hat. Wie unter Hypnose ging ich hinaus und führte aus, was er mir geheißen. Auf der Toilette gab es nicht mal Toilettenpapier. So drehte ich den Wasserhahn auf, benetzte meine Hände und rieb damit meine Schuhe sauber, so gut es ging. Dann ging ich zurück zum Klassenzimmer, vor dem ich stehen blieb wie eine Marionette. Dieses Klassenzimmer kam mir nun wie eine Art Himmel vor, zu dem nur Privilegierte Zutritt hatten und der von einem Türhüter bewacht wurde, der dem von Kafka an unverständlicher Brutalität in nichts zurückstand.

Ich konnte nicht sagen, ob ich Minuten, Stunden, Wochen oder Jahre vor diesem Klassenzimmer stehend verbrachte, mit gewaschenen Wildlederschuh, gereinigt und doch verbannt, in die Hölle gesandt wegen einem Lachen und einem mysteriösen Paar Schuhe.



FUSSPFLEGE BEBLO

Überhaupt hatte ich *Problemfüße*, und dies war, wie ich viel später herausfand, das Resultat beständiger negativer Suggestionen seitens meiner Mutter. Sie hatte angeblich selbst verkrüppelte Füße und machte mir deutlich klar, dass es mit meinen Füßen nicht viel besser stand. Warum hatte ich so schlechte Füße? Ganz platt waren sie von Kindheit an und man verordnete mir orthopädische Schuhe oder Einlagen. Von Zeit zu Zeit musste ich zum Orthopäden gehen, der die Einlagen nach Maß anfertigte. Es war ein kleiner Laden, dessen Eisentür mit Glaseinsatz einen klapprigen alten Türgriff aufwies, in Form eines kleinen Holzkegels. Die Tür ging ganz leicht auf und schon erklang eine kleine Glocke—und ein starker Geruch von altem Schuhleder und Leim stieg einem in die Nase.

Herr und Frau Beblo waren eigentlich Schuster. Die Orthopädie hatte Herr Beblo zusätzlich in Kursen gelernt, wie Frau Beblo die Fußpflege. Es waren noch recht junge Leute, dürr und ernst, aus dem Norden. Sie waren exakt gleich groß—und *groß* waren sie! Und wortkarg, scheu und arbeitsam, aber freundlich. Frau Beblo war das, was man bei uns eine entschiedene Person nannte, immer freundlich lächelnd, aber mit einem affirmativen Unterton, dem man kaum zu widersprechen mochte. Ihre Stimme war kalt und metallisch und ausgerüstet mit einem Verstand, der auf den Pfennig schaut,



und das zweimal. Was sie sagte galt—und ihr Mann gehorchte. Wenn Herr Beblo mit dem Dauerschreiber um meine Füße fuhr, während ich auf der Blaupause stand, kitzelte es immer so angenehm! Dort, wo bei anderen die Fußhöhle ist, zeigte bei mir die Blaupause einige Fülle, die sich mit der Zeit vergrößerte statt abzunehmen, ganz zu Herrn Beblos fachkundiger Verblüffung. Schließlich zeigte die Blaupause fast meine ganz Fußsohle. Nach dem Abzeichnen meiner Fußumrisse nahm Herr Beblo meine Füße in die Hand und bog sie hin und her. Dann sagte er jedesmal leise, ich hätte außergewöhnlich schlanke Füße und die Fußgelenke seien recht fragil. Ich wusste dies nur allzu gut, denn ich knickte öfter am Tag um, oder fiel gar fast hin, weil eines der Gelenke einfach für einen Moment den Geist aufgab.

Senk-, Knick- und Spreizfuss notierte Herr Beblo schweigend unter der Blaupause. Ich war stolz, so schlechte Füße zu haben. Wenigstens etwas, das außergewöhnlich genug an mir war, um Aufmerksamkeit und Fürsorge nach sich zu ziehen.

Meine Mutter frequentierte Frau Beblo zur Fußpflege.

Frau Beblo schneidet die Fußnägel wie keine andere Fußpflegerin, wiederholte sie oft. Sie hat ein großes Geschick für die Fußpflege. Ich mag diese Leute. Sie sind ernst und fleißig. Sie werden es noch zu etwas bringen.



Eines Tages wurde renoviert. Aus dem kleinen nach alten Schuhen riechenden Lädchen wurde ein geräumiges Lokal mit breitem Schaufenster, über dem in Leuchtneon stand: FUSSPFLEGE UND ORTHOPÄDIE. Nun war der Laden noch um eine Kollektion orthopädischer Schuhe bereichert, die Stützen hatten für die Fußgelenke und besonders hoch waren, um bequem Einlagen darin zu tragen. Meine Mutter kaufte fleißig solche Schuhe zu stolzen Preisen, die jedesmal unter heftigem Fluchen auf Nimmerwiedersehen in ihren diversen Schuhregalen verschwanden.

Frau Beblo ist nur aufs Geld aus. Sie hat mir wieder einmal Schuhe angedreht, die nichts sind für mich. Ich brauche besondere Schuhe für meine empfindlichen Füße! Keiner versteht das.

Was sie nicht hinderte, immer wieder *tolle Schuhe* bei Frau Beblo zu kaufen. Während ich mich jedes Mal wehrte gegen den verbalen Andrang Frau Beblos. Herr Beblo stand dann still daneben und lächelte. Ich verstehe, sagte er leise, sie sehen ein wenig klobig aus ...

Er handelte sich dabei jedesmal eine Standpauke seiner Frau ein. Einmal fuhr sie ihn an, er werde 'nie ein guter Verkäufer' werden, da er seine eigene Ware heruntermache. Doch seine Interventionen waren hilfreich und stärkten mein maskulines Selbstvertrauen, das ohnehin nur rudimentär vorhanden war und sich gegen vielfältige mütterliche und anderweit weibliche Bevormundung hart durchsetzen musste.



Ihm ist es zu verdanken, dass ich nie orthopädische Schuhe trug und gar, als ich volljährig war, alle Einlagen in den Müll-eimer warf, modische italienische Schuhe trug und mich um meine Fußabdrücke keinen Deut mehr scherte. Seit der Zeit hatte ich kein Problem mehr mit meinen Füßen.

Aber nicht nur die Füße der Kinder waren deutliche Zielpunkte des Sadismus unserer Lehrer. Von den Schlägen ins Gesicht, Fausthieben, oder den Backenzwickern des Religionslehrers, eines kleinen fetten Kloses, möchte ich garnicht reden. Das war die andere Seite, und die weit realere, der sogenannten *humanistischen* Erziehung, dessen ich das Privileg hatte, teilhaftig zu werden. Mir wäre eine weniger humanistische, aber dafür humanere Erziehung lieber gewesen.

Als unsere Gruppe der Kleinen dann selbst zu den Großen zählte, ging es den neuen Kleinen dann wirklich besser. Es gab keine Schläge mehr, sondern vielmehr ein recht gutes Einvernehmen. Wir hatten unsere Probleme und die kleineren Jungen eben die ihren. Es gab sogar Freundschaften und Liebschaften zwischen großen und kleinen Jungen. Aber das gehört in ein späteres Kapitel.

Samstags nach der Schule hieß es nach Hause fahren, wozu ich nie besonders viel Lust hatte. Statt gemütlich ins Heim zu schlendern, musste ich zum Bahnhof hetzen.



Meist fuhr der Zug recht knapp nach der letzten Schulstunde und ich musste den ganzen Weg zum Bahnhof rennen. Warum das alles? fragte ich mich auch da wieder. Was war der Sinn dieser Wochenenden, die mit Essen, Teetrinken, eine 'Runde ums Carrée' drehen und Fernsehen vergingen?

Fernsehen konnte ich übrigens im Heim auch, aber ich mied es meist, und hätte alle Fernseher der Welt hergegeben für eine kleine Unterhaltung mit einem der Jungen, den ich mochte, im Schlafanzug und allein im Studierzimmer. Da war immer die Chance für Zärtlichkeiten. Fernsehen ist doch einfach Zeitverschwendung, ein *Ersatz* für wirkliches Leben, für Erfahrungen. Es ist ein Sich–Leben–Lassen. Das war mir früh klar geworden, nachdem nämlich die erste Sucht, als wir im Rundhaus unser erstes Fernsehen erhielten, schnell vorüber war. Und diese Sucht endete mit rasenden Kopfschmerzen jeden Abend, die mir die Glotze schnell verdarben.

EIN GEWISSER WANDEL

Und da war das Problem der Gewalt der größeren Jungen gegenüber den kleineren. Und zu den letzteren gehörte ich. Mit meinen zehn Jahren war ich zart und schüchtern und meine Stimme war seit jeher ziemlich hell. Das reizte die Größeren natürlich zum Hänkeln und Attackieren. Aber ich kam noch relativ gut weg. Die Großen hatten nämlich die Angewohnheit, die Kleinen regelmäßig zu verprügeln; sie nannten



das 'Bestrafung für ungezogenes Verhalten.' Solche Bestrafungsrituale fanden in einem der Studierzimmer statt. Die Großen waren alle versammelt und empfingen die sündigen Kleinen, die von Handlangern und Verrätern aus ihren eigenen Reihen oder von einem der Großen in den Raum gezerrt wurden. Dann wurde der Sünder auf einen der Tische gelegt und die Großen schlugen auf ihn ein.

Ich war zum Glück nie Betroffener, aber es war nicht zuletzt meiner Aufmerksamkeit zu verdanken, dass dieser Spuk bald nach meiner Aufnahme im Heim endete. Ich hatte nämlich einmal genau während einer solchen Szene den Heimleiter gerufen, und der war dann mitten hineingepplatzt. Ich erfuhr später von einem der größeren Jungen, dass es früher noch schlimmer bei solchen Züchtigungen zugegangen sei. Auch er war nämlich einmal als Kleiner im Heim angekommen und wurde furchtbar verprügelt, misshandelt und gedemütigt von den damaligen Grossen.

Und so meinte er denn zu seiner Rechtfertigung, sie würden es doch 'sehr milde' machen, aber schließlich ginge es doch nicht an, dass die Kleinen 'frech zu den Großen' seien. 'Frech sein' in diesem Sinne bedeutete, die Großen nicht wie ein Sklave zu bedienen, ihnen dies und das zu besorgen oder sich ganz einfach zu weigern, nach ihrer Pfeife zu tanzen. Sie erachteten es als ihr Privileg, wie die Patriarchen bedient zu werden. Bisweilen genügte es auch schon, lachend oder



feixend an einem von ihnen vorbei zu gehen—und schon hatte man eine am Kopf. *Glücklich und munter sein war Frechheit.* Sie erwarteten, dass man gesenkten Blicks, ernst und angstvoll an ihnen vorbeischlich und den Kopf einzog.

So nehmen ältere Kinder Erziehungsmethoden von ihren Eltern und Erziehern auf und imitieren sie. Denn es besteht kein Zweifel, dass es diesen Jungen zuhause mit ihren Vätern genau so ging. Und am Gymnasium war es ja auch nicht viel anders. Der Turnlehrer trat mir unters Kreuz, wenn ich bei der Brücke meinen Rücken, der nun einmal total steif war, nicht genügend nach oben durchbog.

Ich geriet immer mehr ins Hintertreffen und verlor schließlich jeden Anschluss. Ich spürte, dass die Lehrer mich hängen ließen, wie den Gehängten aus dem Tarot, der wartet, wartet, wartet ... weil er den Anschluss verpasst hat und erst einmal in die Tiefen seiner Selbst geht. Diese Ruhepause hätte mir denn auch recht eigentlich gut tun können—und so stellten es die Lehrer auch meiner Mutter gegenüber dar.

Meine Realität sah jedoch anders aus. Was tut man, wenn man dahinträumt, wenn alles, was der Lehrer da vorn zusammenredet, einem so weit weg ist, so schrecklich weit entfernt vorkommt, so weit und so fremd, wie aus einem unbekanntem Land, dessen Sprache man nicht versteht? Was tut man, wenn man sich aufgegeben glaubt von seinen Erziehern,



an seiner eigenen Realität zweifelt und alles um einen her wie ein böser Traum erscheint, oder wie ein schlechter Witz, oder eine makabre Komödie, deren Sinn einem einfach nicht eingehen will?

EIN GRUNDIG VIERSPURGERÄT UND OMA

Immerhin hatte ich mein Tonbandgerät, ein herrliches Vierspurgerät von Grundig mit Hinterbandkontrolle und zwei Geschwindigkeiten. Ich hatte es eines Nachmittags im Schaufenster eines Radiogeschäftes erblickt und von da an meiner Mutter den Kopf voll geredet. Ich erhielt es dann endlich, ein paar Monate später, zu meinem Geburtstag. Ich hatte einen Discount-Laden in der Nähe der Hauptstadt ausfindig machen können, wo das Gerät zu günstigem Preis verkauft wurde. So nahm ich den Bus und schleppte dann das vierzehn Kilogramm schwere Ding zurück zur Bushaltestelle, die gut einen halben Kilometer von dem Discount entfernt lag. Aber was machte mir das aus? Ich hatte mein geliebtes Tonbandgerät.

Die Ferien verbrachten wir fortan immer bei Oma, die übrigens auch einen Teil der Kosten für das Internat zusteuerte. Oma fühlte sich nach dem Tod ihres zweiten tyrannischen Gatten etwas einsam. Die Lust am Reisen war ihr vergangen nach fünfzehn Jahren Krankenwache am Bett eines herzkranken Despoten. Später bekam Oma dann Probleme mit den



Augen und verkaufte den schönen grauen Peugeot 203, der immer frischgewaschen in der Garage stand, den aber niemand fuhr. Meine Mutter klagte darüber, dass sie keinen Führerschein habe und Oma fuhr immer Taxi. Es entwickelte sich bei ihr ein grauer und grüner Star und eine Operation folgte. Von da an musste sie immer dicke Brillen tragen und klagte gegenüber jedermann 'Wenn man nicht sieht ...!' Dabei sah sie mit der Starbrille so gut, dass sie wieder Gobelin sticken konnte.

Sie brachte es mir dann auch bei, sowie Stricken und Häkeln. Kochen konnte ich ja längst. Meine Mutter erzählte immer, ich habe bereits mit vier Jahren meine ersten Spiegeler gebraten, als sie krank zu Bett lag. Später buk ich Kuchen, vornehmlich Nusskuchen nach einem alten Familienrezept, und Mutter wusste meine Fähigkeiten geschickt zu ihrer eigenen Entlastung einzusetzen. Bald wurde ich zum *Hähnchen-Master* ernannt, was bedeutete, dass ich das Hähnchen grillte, nachher aber dann auch den Grill putzte. Mit dem Treppenputzen war es ebenso. Ich war so wild darauf, ihr dabei zu helfen, dass sie mich später dafür einteilte. Nur das Waschen meiner paar Strümpfe und Unterhosen, die ich vom Heim mitbrachte überlass ich ihr—und das tat sie entschieden murrend.

Bei Oma gab es auch *Pflichten* für mich, zum Beispiel Helfen im Garten, Unkrautjäten. Ich half lieber in der Küche,



weshalb mich Oma lachend einen 'Topfgucker' nannte. Aber da war nicht viel zu tun. Oma tat es lieber selber. Nicht einmal der langjährigen Hausperle, Frau Britz, überließ sie es. Es gab viele Gerichte, die nur sie zuzubereiten verstand und die jedermann lobte. Dazu gehörten vor allem Wildgerichte. Wenn Wild aufgetischt wurde, redete man von meinem Großvater, was er besonders liebte, und was er nicht mochte. Dazu gehörte, dass die Suppe nicht heiß genug war. Und auch, was er am Tisch redete.

Opa war Jäger und folglich aß man zu Hause Wild, das Opa geschossen hatte. Viele Anekdoten wurden über ihn erzählt, zum Beispiel dass er einen Rehbock lange verfolgt habe, um ihn zu schießen, und als er ihn endlich stellte, konnte er nicht abdrücken, zog den Hut und sagte freundlich 'Guten Morgen, Herr Rehbock!'

Mit Frau Britz hatte ich ein besonderes Verhältnis. Ich mochte die kleine ältliche arbeitsame Frau und wir frühstückten morgens zusammen, wenn sie kam. Es war immer schon um sieben Uhr. Sie kam an mein Fenster, rief nach mir und ich lief barfuß die Treppe hinunter, um hier aufzumachen. Ich freute mich auf die frischen Brötchen, die sie regelmäßig vom Bäcker mitbrachte. Sie konnte Kaffee machen, wie niemand sonst und bevor die Damen aufstanden, saßen wir zwei Frühaufsteher in der Küche und frühstückten. Ich hatte meine kleinen Geheimnisse mit Frau Britz und half ihr auch mit diesem



und jenem, zum Beispiel die Sessel auf den Balkon schaffen, um sie auszuklopfen. Dabei gab es jedesmal Ärger, denn Frau Britz wollte es besonders gut machen und bearbeitete die Gobelins mit der Wurzelbürste, bis meine Großmutter dazwischenfunktete.

Frau Britz kam sogar sonntags und an Feiertagen, um 'Guten Tag!' zu sagen. Ihre Kinder wollten das wenige hart verdiente Geld, das sie hatte. Sie tat alles für ihre Kinder. Von der bescheidenen Rente, die sie erhielt, hätte sie nämlich leben können, ihr einfaches anspruchsloses Leben, das ihr genügte und über das sie sich nie beklagte. So ging sie denn arbeiten einzig für ihre Kinder, die sie ausnutzten, wie sie nur konnten. Frau Britz redete oft darüber, aber nie in einem Ton, wie ich ihn von Mutter gewöhnt war.

Wenn die Herrschaften dann gegen elf Uhr in die Küche kamen, änderte sich die Stimmung völlig. Es wurde im Esszimmer gedeckt und meine Großmutter aß die Hälfte eines halben Wecks mit Honig. Meine Mutter versenkte sich nach dem Frühstück für den ganzen Tag in ihre Agatha Christie, Jerry Cotton und Edgar Wallace Heftchen und bei mir kam Langeweile auf. Aber zum Glück gab es ja bald wieder etwas zu essen und so ging der Tag auch irgendwie herum. Richtig langweilig wurde es erst, als Frau Britz so um zwei Uhr nachmittags nach Hause ging und die Herrschaften den Mittagschlaf antraten.



Dann saß ich da allein im Wohnzimmer, vor dem Bücherregal, und schaute auf die Perserteppiche, Ölgemälde, die teuren Porzellangedecke, die nur an Festtagen oder überhaupt nie benutzt wurden, die Kristallvasen und Porzellanfiguren in der Glasvitrine—und fragte mich wieder einmal 'Wozu das alles?' oder 'Warum bin ich hier?'

ERWACHENDE INTERESSEN

Ich schmökerte in den Büchern herum, Mommsen, *Römische Geschichte*, Herman Grimm, *Das Leben Michelangelos*, Leopold von Ranke, *Die Römischen Päpste*, Carl Justi, *Velazquez und sein Jahrhundert*, die herrliche 25-bändige Dostojewski Gesamtausgabe, Kleist, die deutsche Romantik, Thomas Mann, *Der Zauberberg*, Hermann Hesse, *Glasperlenspiel*, Gerhard Hauptmann, die Naturalisten. Es war vieles da vertreten—auch verschiedene Nazischriftsteller. Hitlers *Mein Kampf* fehlte nicht, verschwand aber später auf mysteriöse Weise.

Es war Dostojewski, der meine Liebe zur Literatur erweckte. Besonders *Der Idiot* faszinierte mich. Ich liebte diesen Mann. Ich entdeckte in ihm viele meiner eigenen Züge, das naive Vertrauen in die uns Nächststehenden, die Liebe zur Natur, die ich später auch bei Goethe wiederfand, die Lethargie, Passivität, den Fatalismus und die blinde Ergebenheit ins Schicksal.



Später zog ich oft den *Narren* im Tarot. Und das ist keine schlechte Karte. Eigentlich sind wir doch alle ein wenig verrückt—und die, die es überhaupt nicht sind, sind unausstehliche langweilige, leblose Kreaturen. Ich habe genügend, vielleicht zu viele, von der letzteren Sorte kennengelernt, vor allem später während des Jurastudiums. Nein. Ich liebe Verrückte, Passionierte, Liebhaber und Verbrecher. Und Heilige. Denn die haben von allem etwas. Großer Sünder, großer Heiliger, sagt ein alter Spruch. Vielleicht ist dies die Quintessenz von Dostojewskis seltsamem Roman *Schuld und Sühne*? Denn der Mord des Raskolnikow an der alten Frau wegen ein paar lächerlicher Rubel ist rational kaum zu erklären.

Dostojewski lebte übrigens das Leben, das er beschrieb. Es hat selten einen so aufrichtigen Menschen gegeben wie ihn. Es ist belegt, dass er einmal ein armes Waisenkind bei sich aufgenommen hatte, ein etwa achtjähriges Mädchen. Eines Tages überkam es ihn und er beschlief sie und gestand daraufhin das furchtbare Verbrechen seinem Freunde Tolstoi. Dostojewski befand sich in einer entsetzlichen Gewissensqual und verlangte vom Freunde insgeheim eine harte moralische Züchtigung, was seine Katharsis sicher beschleunigt hätte, streng gläubig, wie er war.

Aber Tolstoi lächelte das Lächeln des Weltmanns und meinte, das sei auch schon anderen Männern passiert und das komme in den besten Familien vor. Und Dostojewski war



entsetzt ob der Liberalität seines Freundes Tolstoi und begann, sich daraufhin von ihm abzuwenden. Am Ende seines Lebens wurde Tolstoi dann bekanntlich so orthodox, dass er in die Einsiedelei ging und seine Familie allein liess. So wie Rousseau seine fünf Kinder ins Findelheim gab, um sich in seinem *Emile* hochtrabend über Erziehung auszulassen.

Dostojewski gab zu, dass er gescheitert war mit seinem Idealismus für Waisenkinder; er war sich offenbar klar geworden darüber, was ihn so karitativ zu Kindern hingezogen hatte. Ein Pestalozzi schaffte es nie bis zu diesem Schritt.

Doch ich brauchte nicht bei Dostojewski nach Sündern und Sühnern zu suchen; wir hatten genügend in der eigenen Familie. In Gesellschaft sprach Oma meist von ihren Kindern und den Problemen, die sie ihr machten. 'Es kommt ja vor, dass es in einer Familie ein schwarzes Schaf gibt, aber ich habe noch nie gehört, dass es in einer Familie vier schwarze Schafe gibt!' pflegte sie zu klagen.

Kaum war ihr zweiter Mann gestorben, quartierte sich ihr jüngster Sohn Günter bei ihr ein. Er hatte eine Heizungsfirma in der Hauptstadt übernommen und ging damit Bankrott. Das war allerdings seiner eigenen Leichtsinnigkeit zuzuschreiben. In einem Jahr hatte er nach Auskunft Dr. Müllers zweihundertfünzigtausend Mark privat ausgegeben. Mercedes, Brillantkolliers für seine junge zweite Frau Elfi, Kreuzfahrten und so



fort. Dr. Müller war inzwischen zum Steuerberater der Familie aufgestiegen avanciert und aß auch andere Gerichte als Pellkartoffeln. Der Kanne starken Tees jedoch blieb er treu. Er war der Firmenberater von Günter und Berater meiner Großmutter. Er sagte, er habe Günter verschiedentlich gewarnt, so viel Geld aus der Firma zu nehmen, die noch in Aufbau und Expansion und im übrigen sehr kapitalintensiv war. Günter habe es jedoch immer besser gewusst.

Der liebe Onkel Günter wusste überhaupt alles besser. Es gab oft Schreiereien mit ihm, er brüllte seine Mutter und meine Mutter an, als seien sie seine Dienstmädchen. Er war einer dieser unausstehlichen Großmäuler, der seine zwei Söhne aus erster Ehe nur mit ihr 'ihr Athleten' anredete und ihnen dann den Po versohlte, wenn sie nicht wie Maulwürfe vor ihm krochen. Jedes zweite Wort bei ihm drehte sich um den Hockeyclub, dem er angehörte und in dem er Elfi, seine zweite Frau, kennengelernt hatte.

Mutter hatte mir bereits, als ich etwa acht Jahre alt war, einen Fotoapparat geschenkt, den sie im Ausschuss auf der 'Bildstelle' für nur fünf Mark irgendwo erstanden hatte. Es war eine einfache schwarze Box, aber die Fotos, nur in schwarzweiss, waren erstaunlich gut. Ich fotografierte so ziemlich alles damit. Dann kaufte sie mir auf mein langes Bitten hin eine Kodak *Instamatic*, die für damalige Verhältnisse eine recht gute Kamera war, und so kam es zu dem Foto, das ich heute



noch von mir habe, auf dem ich lächelnd im Bademantel in der Küche stehend, neun Jahre alt war.

Wie immer, so verbrachten wir auch Weihnachten 1971, bei Oma, und Mutter schenkte mir eine Filmkamera. Sie meinte, mit 16 sei ich doch wohl fähig, Filme zu machen. Um es mir zu zeigen, filmte sie mich gleich damit und hielt meine Überraschung auf dem Streifen fest. Es war eine einfache Super 8 Kamera von Quelle für fünfzig Mark, aber ich war selig damit.

So filmte ich denn herum und hielt auch meinen Onkel Günter fest, wie er mit seiner neuen Frau Elfi im Arm durch Omas Garten wandelt. Wenn er gewusst hätte, wie eifersüchtig ich auf ihn war! Der Kerl hatte Elfi nicht verdient. Aber Elfi hätte sich ihrerseits nicht meiner Mutter anvertrauen dürfen, die dieses Misstrauen schändlich missbraucht hat und alles weiter tratschte. Denn Elfi hatte eines Abends meiner Mutter unter Tränen gestanden, Günter sei impotent wegen des vielen Biers, das er trinke. Und es sei um dies zu kompensieren, dass er sie mit Schmuck voll hänge und zu teuren Kreuzfahrten einlade. Mich überraschte es nicht, als ich es hörte. Denn als wir einmal bei Günter und Elfi eingeladen waren, erschien am Abend ein Freund Günters und brachte ein Fässchen mit, das die beiden Männer zusammen leerten. Das Fässchen enthielt *25 Liter Bier*. Die arme Elfi, dachte ich an diesem Abend unentwegt und sah sie an. Aber sie wich meinen Blicken aus.



Als Günter bankrott war, gelang es Elfi, auf geschickte Art mit ihrem Charme Geld zu verdienen. Sie übernahm die Vertretung von einigen interessanten enzyklopädischen Werken, die sie, erheblich über dem gewöhnlichen Verkaufspreis, an Firmenchefs, Anwälte, Ärzte und Akademiker verkaufte, die sie persönlich aufsuchte. Es gelang ihr dabei, nicht unbeachtliche Beträge steuerfrei und gläubigersicher zu Günters und ihrem Unterhalt beizusteuern. Der Dank Günters war, dass er sie als 'Nymphomanin' verschrie und herum erzählte, sie habe 'mit dem ganzen Hockeyclub geschlafen'—und die Scheidung einreichte. Die ganze Familie fiel über sie her. Ich war der einzige, der das Wort für sie ergriff und wurde dafür jedesmal barsch von meiner Mutter abgekanzelt.

Du bist doch noch ein Kind. Was weißt du von solchen Dingen? Elfi ist ein nettes Ding, aber sie ist natürlich eine Nutte!

Damit war Elfi hingerichtet. Ich liebte Elfi, doch meine Mutter richtete meine Liebe zugrunde, wie ich später noch näher ausführen werde.

Als Günter nichts mehr hatte als sein großes Maul, zog er bei Oma ein und spielte den Herrn im Hause, während er sich von seiner Mutter die Schulden bezahlen ließ. Meine Großmutter zahlte, aber Günter musste als Gegenleistung auf sein Erbteil verzichten. Nur das *Pflichtteil* stand ihm noch zu. Nachdem sich Günter jahrelang von seiner Mutter hatte aus-



halten lassen, fiel er irgendwann doch wieder auf die Füße, wenn auch auf viel bescheidenerem Niveau.

Kaum war Günter aus dem Hause, zog mein Onkel Walter bei Großmutter ein. Wie Günter hing er am Bier und schwarzen Zigaretten. Allerdings vom Charakter her still und verbissen, war er ständig *still und hartnäckig besoffen*. Er liebte es, sein Bier aus Omas Silberbecher zu trinken und seine stinkenden *PAL Ohne Filter* aus einer silbernen Zigarettenspitze zu rauchen. Wenn er sich steif in Omas Armsessel mit Gobelinbezug niederließ, glaubte man, die Holzarme des Sessels müssten jeden Moment seitlich wegfliegen, so ächzten sie unter dem Druck seiner Arme, bis er endlich saß. Er war ein rechthaberischer und immer alles besser wissender, überaus kantiger und rigider Mensch.

Einmal erzählte ich ihm von dem *Großen Buch vom Meer*, das ich zu Weihnachten geschenkt bekommen hatte und vom Marianengraben, der, wie es im Buch stand, elftausend Meter tief ist. Sofort widersprach er und behauptete, das sei unmöglich, 'so tief sei das Meer nicht.' Eingeschüchtert bemerkte ich, ich sei aber sicher, das in dem Buch gelesen zu haben. Er meinte, ich verstehe von solchen Dingen nichts; er aber sei 'schließlich Soldat gewesen' und da habe man 'viel gelernt von solchen Dingen' und ich könne ihm 'ruhig glauben.' Als ich ihn mir so ansah in seinem Dauersuff, seinem stumpfen und arroganten Gesicht, diesen Widerling,



verzichtete ich darauf, das Buch zu holen und ihm die Stelle zu zeigen. Er hätte dann nämlich mit Sicherheit seelenruhig behauptet, es handele sich um einen Druckfehler.

Walter war immer das *Lieblingskind* meiner Großmutter gewesen und sollte ursprünglich alles erben. Aber es kam dann doch anders. Er verheiratete sich mit einer Frau, die seiner Mutter nicht genehm war. Sie stammte aus einer Arbeiterfamilie aus dem Ruhrpott. Da Walter nur ein kleiner Angestellter bei der Hauptstadt war und Irene Hausfrau, ging es ihnen finanziell nicht besonders gut mit ihren drei Kindern Walter, der *Walterchen* genannt wurde, Irene, die man *Irenchen* rief und Jenny, der jüngsten Tochter, die man *Jennchen* nannte. (Ich hatte mich immer gefragt, aus welchem Grund man seinen Kindern die gleichen Vornamen gibt, die man selbst hat? Heute habe ich dafür Erklärungen).

Walter und seine Familie durften daher lange Zeit eine Etage des Geschäftshauses meiner Großmutter bewohnen. Dann kamen Walter und Reni, wie er seine Frau nannte, auf die Idee, eine Bar aufzumachen. Von da an war nicht nur Walter ständig voll, sondern die ganze Familie. Die tollsten Gerüchte gingen in der Kleinstadt herum und schließlich gingen sie Pleite mit der Bar. Meine Großmutter zahlte Walters Schulden, wie sie ihm auch früher bereits einmal aus der Klemme geholfen hatte. Dieses Mal aber wurde kein Erbverzichtungsvertrag geschlossen, sondern meine Oma bestimmte



nur mündlich, als sie die Zahlung vornahm, Walter müsse sich die Summe auf sein Erbteil anrechnen lassen.

Diese Erklärung, deren Zeuge ich, damals dreizehn Jahre alt, war, sollte nach dem Tode meiner Großmutter Gegenstand eines langen Erbschaftsprozesses werden, den Walter gegen meine Mutter führte und der mit einem für diese sehr ungünstigen Vergleich endete.

Oma hasste Walters Frau so sehr, dass sie sie in ihrem Testament als 'Eine der Totengräber der Familie' bezeichnete. Walter ließ keine Gelegenheit aus, seine Frau vor seiner Mutter schlecht zu machen, obwohl er immer wieder zu ihr zurückging. An einem jener tristen Tage, als meine Großmutter ihm drei Stunden lang das Abendessen auf dem Herd warmgehalten hatte und er endlich torkelnd und stockbesoffen eintraf, bat er um zwanzig Mark.

Meine Großmutter, nicht überrascht, dass er wieder mal kein Geld habe, gab ihm die erbetene Summe. Als er am nächsten Abend heimkam, bat er wiederum um den gleichen Betrag. Auf den Vorhalt meiner Großmutter, sie habe ihm doch bereits am Vorabend zwanzig Mark gegeben, entgegnete er barsch, 'Meine Frau hat sie mir gestohlen!'

Meine Großmutter bekam einen Wutanfall und erging sich in den schlimmsten Ausdrücken über die 'Nutte aus dem Ruhrpott, die ihren Sohn verführt' habe. Jetzt steckte Walter



aber zurück und meinte kleinlauter, es sei 'auch möglich, dass er das Geld verloren' habe. Auf die naheliegendste Idee aber, dass er das Geld wohl ganz einfach vertrunken hatte, kam meine Großmutter nicht. Sie glaubte ihm wirklich, er trinke 'kaum noch, oder ein Gläschen Bier zum Essen allerhöchstens.' Er zählte zu den Gewohnheitstrinkern und es war ihm nicht anzusehen, ob er viel oder wenig Standgas hatte. Allerdings war die Geschichte vom Gläschen Bier zum Essen lächerlich, denn selbst wenn er nicht zum Trinken wegging, begann er gewöhnlich morgens früh nach dem Aufstehen mit dem ersten Bier, weil angeblich sein empfindlicher Magen keinen Kaffee vertrug, setzte sein Trinken bis zum Mittag fort, um geflissentlich das Mittagessen ausfallen zu lassen wegen seiner 'Magenprobleme,' trank sich gemütlich durch den Nachmittag, und langte so schließlich bei seinem 'Gläschen Bier zum Abendessen' an, das als Rechtfertigung für den ganzen Tag diente.

Nach dem Abendessen lohnte es sich dann natürlich nicht, 'die angebrochene Flasche verkommen zu lassen' und, nachdem meine Großmutter im Bett war, folgten noch einige heimliche Fläschlein. Onkel Walter trank kein Bier. Nein. *Er ernährte sich von Bier.*



WER IST MEIN COUSIN?

Nach alledem, was meine Mutter mir über ihre Schwester Irmgard erzählt hatte, war es für mich sehr interessant, ihren Sohn Bernd kennen zu lernen. Irmgard hatte nach den Angaben meiner Mutter 'fantastisch Klavier gespielt und gesungen,' sie habe gar die Liszt-Konzerte gespielt, sie sei 'die Intelligenteste von allen' gewesen, aber ihre Intelligenz sei 'verbrecherisch.' Sie lebte in München, aber meine Mutter hatte seit Jahrzehnten keinen Kontakt mehr zu ihr.

Irmgard war somit die Einzige, die den Absprung von ihrer Mutter geschafft hatte, während die anderen drei mehr wie die Schäfchen bis zu ihrem Tod um sie herum waren.

Mutter machte manchmal zynische Bemerkungen, ich hätte etwas von Irmgards Intelligenz, aber ich wusste, wie zweischneidig dieses Kompliment war. Sie sparte allerdings auch nicht, wenn ich böse war, mit Vergleichen wie 'Du bist wie dein Vater!', 'Du bist so schnurzig wie der Walter!' oder 'Du hast manchmal eine so freche Art wie der Günter!'—und sehr viel später äußerte sie hinter meinem Rücken gegenüber meiner Frau, ich sei 'so genial intelligent', aber auch 'so am Rande der Verrücktheit wie Irmgard.'

Bernd war mit einer Blondine verheiratet und hatte ein zweijähriges Mädchen, das meine Mutter den ganzen Tag herumtrug und als ihr 'süßer Schnurz' bezeichnete. Bernd sei als



Baby ein ebensolcher 'süßer Fratz' gewesen und als Irmgard ihn bekommen habe, habe sie sich einen ebensolchen Fratz gewünscht, wenn sie überhaupt jemals mal ein Kind bekäme. Der Wunsch meiner Mutter ging in Erfüllung, ein paar Jahre später bekam sie ein Baby, das ihrem einstigen vergötterten Neffen fast aufs Haar glich. Ich glaube, ich habe noch mehr als das Aussehen mit meinem Cousin Bernd gemeinsam.

Nach meiner Mutter war Bernds Ehefrau eine 'faule Flutsch,' die sich nicht um ihr Kind kümmere. Sie sitze nur den ganzen Tag herum und lese Illustrierte. Dabei vergaß meine Mutter offensichtlich, dass auch sie, wenn sie nicht gerade einen süßen Schnurz zum Vergöttern hat, herumsaß und Kriminalromane las.

Bernd war Physiker und bei den Fokker Werken in München beschäftigt. Er erzählte uns, ein Angebot von der NASA in Washington erhalten zu haben, es aber ausschlagen musste, weil seine Frau in ihrem schönen Bayern bleiben wollte. Sie nickte daraufhin nur und sagte grinsend, der Bernd sei so schon 'verrückt genug' in seinem Beruf. In der Tat war Bernd ein passionierter Physiker. Es kam häufig vor, dass er vom Gespräch abschaltete, sein Physikbuch nahm und las. Einmal erklärte er mir Einsteins Relativitätstheorie mit so einfachen Worten, dass ich sie als damals Jugendlicher verstand.



Bernd war zu mir wie ein wirklicher Freund und half mir mit dem Aufbau der großen elektrischen Eisenbahn, die ich damals zu Weihnachten geschenkt bekam. Er wäre sicher ein großes Tier bei der NASA geworden, intelligent, bescheiden und arbeitsam wie er war. Außerdem wären sie in Washington nicht alleine gewesen, denn die Kinder eines Bruders meiner Großmutter sind ebenfalls dorthin ausgewandert. Einer hat eine Position im Pentagon, ein anderer zog die Wildnis in Kanada vor. Leider habe ich diesen Teil meiner Familie nie kennengelernt. Sie wollten nie einen Kontakt mit den anderen. Sie wussten wohl warum.

Nur einmal kam das Gespräch auf Irmgard. Bernd wurde sofort ganz ernst und still und meinte nur, er habe jeden Kontakt mit seiner Mutter abgebrochen. Sie sei ständig unter Alkohol und Tabletten. Bernd hatte mit seiner Mutter ähnliche Probleme wie ich mit der meinen. Wie ich war er Einzelkind, wie bei mir hatte seine Mutter keine Zeit für ihn, nur dass es in Irmgards Liebesleben sehr viel turbulenter zugeing, als bei meiner Mutter. Auch dort Scheidung der Eltern bald nach Bernds Geburt, auch dort ein gespanntes Verhältnis zur Großmutter. Ich habe stets bereut, Bernd nicht besser kennengelernt zu haben. Aber ich spürte an diesen Weihnachten, dass er meine Mutter nicht mochte.

Als Bernd und seine Familie abfahren, versuchte meine Großmutter ihm fünfzig Mark aufzunötigen 'fürs Benzin.' Er



ließ sich jedoch nicht dazu verleiten, sie anzunehmen, worüber sich meine Großmutter aufregte. Bernd hatte eben Charakter, was sie von ihren Kindern nicht kannte. Aber es war dennoch eine hässliche Abschiedsszene.

Aus dem Streifen wurde ein zwanzigminütiger Super 8 Film mit dem Titel 'Ferien bei Oma.' Ein weiterer Film 'Unser trautes Heim' folgte, in dem ein Wochenende mit Mutti und Peter gedreht wurde. Meine Mutter schrieb das Drehbuch und dichtete einen Text in Reimen frei nach Wilhelm Busch. Ich filmte und vertonte, mit Hintergrundmusik, Geräuschen und allem drum und dran. Das Geräusch von Schritten wurde auf einem mit Zucker bestreuten Marmorbrettchen nachgeahmt, Regen wurde mit Erbsen im Sieb erzeugt, und Autos und Vögel bezog ich von Geräuschplatten. Andere Filme folgten, von denen einige Kurzfilme später unter mysteriösen Umständen verschwanden und nie mehr aufzufinden waren. Darunter waren unser Sexfilm, ein mit von meiner Mutter von Hand gebastelten Stoffpuppen gedrehter Sketch auf das Chanson *Je t'aime* von Jane Birkin, sowie ein Film, den ich allein gedreht und vertont hatte, 'Ein Besuch im Zoo.' Die Szene der kopulierenden Paviane beendete den kurzen Streifen zum allgemeinen Gelächter der Zuschauer. Schneiden und Vertonen der Filme und alles, was dazu notwendig war an Arbeit, erfüllte viele meiner tödlich langweiligen Wochenenden



und gab meinen samstäglichen Heimfahrten endlich einen gewissen Sinn.

SITZENBLEIBEN UND THOMAS

Das Sitzenbleiben in der Quinta hatte den Vorteil, dass ich einen Freund fand. Thomas war daher ein Jahr jünger als ich, aber rein intellektuell war er mir an Reife voraus. Er war nicht gerade hübsch von Gestalt mit seiner spitzen Nase, seiner unreinen Haut, seinem ungepflegten Äußeren und seinem etwas verbissenen Gesichtsausdruck. Mit ihm konnte ich mir Sex oder Zärtlichkeiten in der Tat nicht vorstellen und im Heim hänselten sie mich wegen ihm, wie sie mich wegen Eva gehänselt hatten. Ich lächelte nur und sagte ihnen, sie hätten keine Ahnung, wer Thomas sei.

Er war in der Tat ein außergewöhnlicher Mensch, wohl gar ein Genie, sowohl was seinen Scharfsinn anging, wie auch sein schreckliches Leiden unter der Umgebung und dem Elternhaus, in das er hineingeboren wurde. Treu wartete er auf mich am Morgen, am kleinen Mäuerchen neben dem Heim und wir gingen zusammen zur Schule. In der Klasse saßen wir zusammen, in den Pausen waren wir zusammen, nachmittags gingen wir zusammen in die Stadt oder ich ging zu ihm die kalte nach Essen riechende Wohnung in dem kleinen Dorf nicht weit vom Heim, wo er nun unter einem bescheidenen



Holzkreuz auf dem Friedhof liegt. Er hat sich mit neunzehn Jahren das Leben genommen.

Sein Vater war ein kleiner Buchhalter, der trank und in der Wohnung umherschlich wie ein bestrafter Hund. Seine Mutter war eine dumme geschwätzige Person, deren einzige Sorge ihr Wellensittich war. Als Thomas bereits tot war und ich sie aufsuchte wegen Thomas' literarischer Hinterlassenschaft, war sie untröstlich, weil ihr Wellensittich tags zuvor hinter den schweren Kleiderschrank geflogen sei, den sie wegen seines Gewichts nicht habe wegrücken können, um den Vogel zu befreien. So kreperte das arme Tier hinter dem Schrank und sie war einen ganzen Tag lang Zeugin seiner Agonie. Thomas' Agonie in seinem Elternhaus hatte neunzehn Jahre gewährt!

Ich fragte mich oft, wo er diese Intelligenz herhatte? Von seinen Eltern bestimmt nicht. In den letzten Jahren vor dem Abitur ließ er sich seine blonden glatten Haare lang wachsen, was ihm ein mittelalterliches Aussehen gab. Er hatte sich offenbar an den mittelhochdeutschen Texten dazu inspirieren lassen, die wir zu der Zeit in der Deutschstunde lasen. Besonders Walther von der Vogelweide liebte er und las auch zuhause die Texte, als Bettlektüre, während wir uns mit dem Zeug Wort für Wort mühsam abquälten.

Und wenn er ausnahmsweise einmal seine Haare gewaschen hatte, sah er richtig gut aus, wenn auch nicht gerade



der Modetyp für Mädchen. Ich war in der Hinsicht so dumm wie die anderen Jungen und dachte tatsächlich, er sei geschlechtslos und lebe in einem geistigen Elfenbeinturm. Gleichzeitig war ich aber so neugierig, dass ich ihn einmal fragte, ob er auch masturbiere? Ernst und klar, wie es seine Art war, antwortete er, 'aber selbstverständlich.' Meine dumme Frage beschämte mich nun etwas und ich begann von der Zeit an, Thomas wirklich zu verstehen.

Es waren zunächst Mathematik und Physik, die sein Interesse weckten. Er war im Nu nicht nur der Beste der Klasse, wiewohl er überhaupt nichts Streberhaftes an sich hatte, sondern er wurde auch eine Art graue Eminenz für die Lehrer.

Thomas meldete sich fast nie, aber der Mathematik— und Physiklehrer mit der Knollennase (der übrigens in seinen Fächern durchaus kompetent war), fragte ihn um Rat, wenn er die Tafel, redend wie ein Wasserfall, mit ellenlangen Zahlenkolonnen bedeckt hatte und am Schluss zum falschen Ergebnis kam. In solchen Momenten saß dann alles betreten da, der Lehrer schaute etwas verdutzt in seine Notizen und fragte Thomas, was er von alledem halte? Ohne eine Miene zu verziehen und mit seiner etwas kurzangebundenen und abgehackten Redensart, schaute Thomas auf das, was er sich schnell mit notiert hatte, dachte kurz nach und meinte dann, der Lehrer solle vielleicht einmal nachsehen, ob die Auflösung der dritten Quadratwurzel hinter dem Integral in der fünften



Zeile der Tafel stimme. Sie stimmte natürlich nicht. Der Lehrer schmunzelte, wischte alles weg mit den Worten 'Bin heute 'mal wieder zu schusselig,' und dankte Thomas für seine Hilfe.

Es kam aber auch vor, dass Thomas den Fehler nicht entdeckte. Dann verschob der Lehrer die Aufgabe auf eine nächste Stunde und ging zu Leichterem über.

Eines Tages hatte Thomas eine geometrische Lösung für das Phi gefunden und präsentierte sie dem Lehrer. Der lief in der ganzen Schule damit herum, nervös wie ein Sextaner, zeigte es allen Lehrern und reichte es sofort bei *Jugend Forscht* ein. Von diesem Zeitpunkt an war Thomas der *primus inter pares* der Lehrer. Aber Thomas hatte immer Pech. Kurze Zeit zuvor hatte ein anderer Schüler aus einer ganz anderen Ecke Deutschlands die gleiche Lösung gefunden und Thomas ging leer aus. Damit verlor Thomas sein Interesse an Mathematik und wendete sich Literatur und Sprachen zu. Bei den Fremdsprachen half ihm sein ungeheures Gedächtnis und in Deutsch schrieb er von nun an die besten Aufsätze der ganzen Schule und schlug mich damit aus dem Felde. Seine Aufsätze waren kleine philosophische Traktate, die er in ungeheurer Geschwindigkeit notierte und die meist um die dreißig Seiten umfassten. Das Problem war nur, dass seine Handschrift absolut, und für jedermann, *unleserlich* war. So erlaubte ihm der Deutschlehrer regelmäßig, den geschriebenen Aufsatz unkorrigiert mit nach Hause zu nehmen und auf der



Schreibmaschine getippt am nächsten Tag wieder mitzubringen. Es war Thomas selbst gewesen, der dies lächelnd vorgeschlagen hatte und weder der Lehrer noch einer der Schüler hatte den geringsten Zweifel an seiner Vertrauenswürdigkeit! Er hätte nicht einen Kommafehler beim Abtippen verbessert. Thomas besaß eine fast erschreckende Aufrichtigkeit und Korrektheit im Umgang mit Menschen. So wurde denn der getippte Text vom Lehrer korrigiert. Thomas erhielt ohnehin immer die beste Note.

Ich rückte mit etwas Enttäuschung auf Platz Zwei, obwohl ich unter dem vorherigen Deutschlehrer nicht nur Klassenbester gewesen war, sondern er meine Aufsätze regelmäßig der Klasse vorgelesen hatte als Musterbeispiele kurzer Essays, wegen meiner getroffenen Personenbeschreibungen, dem Aufbau, dem Stil, der Erfindungsgabe, und so fort.

Mein Stil war ein ganz anderer als der von Thomas. Ich wählte meistens das freie Thema und saß erst einmal eine Stunde lang vor meinem leeren Blatt, während die anderen alle schon fleißig schrieben. Ich machte die Erfahrung, dass es nichts nützt, sich krampfhaft etwas auszudenken und so saß ich denn da und wartete auf die Inspiration, die sich auch unfehlbar einstellte.

Es kam immer etwas irgendwie Unerwartetes und Originelles dabei heraus—und der Humor fehlte nie. Wenn der



Lehrer meine Texte vorlas, gab es immer viel Lachen und man hatte weniger das Gefühl, auf einer Schulbank zu sitzen.

EIN LESEWETTBEWERB

Im Schuljahr zuvor hatte ich an einem Lesewettbewerb teilgenommen und wurde kurz darauf Schulbester. Ich las einen kleinen Text aus Walt Disneys 'Die Wüste Lebt,' in dem spannend beschrieben wird, wie ein Raubvogel auf eine kleine Wüstenmaus niederstürzt und sie schlägt. Ich erntete nur Applaus von allen Seiten, versagte dann aber kläglich beim Kreiswettbewerb. Ich war so aufgeregt, dass mir die Spucke wegblieb und, schüchtern wie ich war, wagte ich nicht, ein Glas Wasser zu bestellen. Beim Lesen wurde mir der Mund so trocken, dass ich mitten im Satz stecken blieb und aufgeben musste.

Ich wurde von Kandidaten geschlagen, die schlechter waren als meine Mitbewerber in der Schule und der Deutschlehrer war böse auf mich.

Dieser Deutschlehrer, der *Holzapfel* hieß, wieder ein ganz anderer Typ als die beiden folgenden. Er war ein Sucht- raucher, seine Hände und Fingernägel braungelb gefärbt, seine Lippen ständig rot und aufgesprungen, seine Zähne braun wie Exkrementbrocken und seine Augen stets glasig. Ich fand ihn eigenartig und in gewisser Weise widerlich. Diese Antipathie schien auf Gegenseitigkeit zu beruhen, denn er



stellte mich einmal vor der Klasse in einer Weise bloß, die mich tief verletzte. Es ging um einen Aufsatz, den ich geschrieben hatte zu dem vorgegebenen Thema 'Ich hatte einmal große Angst.' Die Geschichte, so war verlangt, musste wahr sein—nicht erfunden.

In diesem Aufsatz beschrieb ich ein Erlebnis, das mir früher einmal in Omas Haus widerfahren war. Es geschah eines nachts, als wir alle bereits im Bett waren, dass ich durch ein Geräusch aufgeschreckt wurde, das vom unteren Stockwerk kam. Es war wie das Schlagen einer Tür und ich war mit einem Mal überzeugt, Einbrecher seien im Haus. Meine Mutter hatte, ganz im Gegensatz zu meiner Großmutter, eine schreckliche Angst vor Einbrechern und kritisierte ihre Mutter ständig, unten keine Läden angebracht zu haben, so dass jeder nach Belieben einsteigen könne. Insbesondere die Tür zur Terrasse, die verglast war, hätte leicht von außen mittels eines Glasschneiders geöffnet werden können. Außerdem besaß meine Großmutter einige sehr wertvolle Porzellanartikel und Gemälde, für die allein sich schon ein Einbruch gelohnt hätte. Und schließlich war sie stadtbekannt und es gab kaum jemanden, der nicht ihren Namen kannte und um ihren einstigen Reichtum wusste. All dies ging mir in dem Moment im Kopf herum und ich lag da, ein Bündel aus Angst und Schweiß. Ich beobachtete insbesondere das eigenartige Phänomen, dass ich hauptsächlich an den Füßen schwitzte, ob-



wohl diese kalt wie Eis und abgestorben waren. Es war mir in dem Aufsatz gerade auch darum gegangen, die Symptome der Angst näher darzustellen und so beschrieb ich auch dieses Detail. Der Schluss der Geschichte war dann kurz und erlösend: ich nahm mir den Mut, ging die Treppe herunter und stellte erleichtert fest, dass man nur vergessen hatte, die Balkontür zu verriegeln und diese daher durch den Nachtwind auf- und zuschlug.

Wegen des bezeichneten Details aber, das der Lehrer vor der Klasse vorlas und das allgemeines Gelächter hervorrief, wurde ich der Unaufrichtigkeit angeklagt mit dem Argument, so etwas werde er einem Mädchen abnehmen, nicht aber einem Jungen. Damit war ich, der ich ohnehin nur als der Hauptstädter und der Muttersohn in der Klasse galt, zum Range eines Mädchens herabgewürdigt. Und das war im geschlechtstrennenden und erzpatriarchalischen Wertsystem so ziemlich die größte Schande, die einem widerfahren konnte. Ich nahm sie wortlos auf mich.

Thomas schrieb mehr als nur kleine Schulaufsätze. Er schrieb zunächst Aphorismen, Parabeln und Kurzgeschichten im Stile Kafkas, seinem Lieblingsschriftsteller, später einen Roman, der Orwells 1984 an Grauen bei weitem übertraf und einige Theaterstücke, bei dem eines in etwa folgende Eingangsbeschreibung aufwies:



DIE WANDLUNG / 128

Die Bühne ist in rosa Licht getaucht. In der Mitte der Szene befindet sich ein riesiges rosagestrichenes Hakenkreuz, um das herum Leichenteile einen Hügel bilden. Um diesen herum sitzen mehrere Personen, die eine Art Raumanzüge tragen, aus Aluminiumfolie. Jede der Personen ist mit dem Leichenhaufen und dem Hakenkreuz durch einen Versorgungsschlauch verbunden, durch den er Nahrung aufzunehmen gezwungen ist. Wer die obligatorische Nahrungsaufnahme verweigerte, wurde auf sofortige Anordnung des Führers liquidiert und die Teile seiner Leiche wurden dem Hügel hinzugefügt. Der Führer war unsichtbar und konnte an allen Stellen zu gleicher Zeit sein, was jeden Versuch, die Kooperation zu verweigern als völlig aussichtslos und unnütz erscheinen liess.

Als wir bereits studierten, also kurz vor seinem Tode, sandte Thomas Kopien seiner Theaterstücke an den Saarländischen Rundfunk. Die Manuskripte wurden nie zurückgesandt, noch wurde ihm Antwort auf sein anliegendes Schreiben erteilt. Als ich nach seinem Tode seine Mutter aufsuchte, wollte diese mir seine Werke nicht herausgeben. Ich hatte seine Werke posthum veröffentlichen wollen. Interessanterweise, wie ich später herausfand, hat sich dies in der gleichen Weise nach Kafkas Tod ereignet, und Kafka war das große Vorbild von Thomas. Die Mutter wollte die Schriften angeblich für die Familie aufheben, obwohl sie zugab, dass sie das alles nicht lesen könne und kein Wort davon verstünde.

Obwohl Thomas ein glanzvolles Abiturzeugnis erhielt, wusste er nicht recht, was er studieren sollte und fing erst



einmal mit Germanistik an, nahm dann Philosophie hinzu und gab endlich beides auf, um nordische Sprachen zu studieren. Er hatte sich einer Gruppe schwedischer Studenten angeschlossen und plante eine große Nordlandreise. Ich dachte schon, er habe endlich eine gewisse Geselligkeit erreicht, eine Zugehörigkeit und Freunde, die ihn verstehen, da hörte ich von seinem Tode. Seine Schwester teilte mir brieflich mit, er habe es schon mehrmals vorher versucht, und zwar mit Schlaf-tabletten, sei aber jedesmal im letzten Augenblick gerettet worden. Ich hatte keine Ahnung davon gehabt. Diesmal aber habe er eine unbedingt tödliche Dosis genommen. Als ich zurückschrieb, was denn der Anlass seiner schrecklichen Tat gewesen sei, schrieb sie mir, er sei in ein Mädchen verliebt gewesen, diese habe aber nur Freundschaft mit ihm gewollt. Sie hatte seinen Zimmerschlüssel und fand endlich seine Leiche, schon in Zersetzung, acht Tage nach der Tat. Sie musste daraufhin wegen eines Nervenschocks hospitalisiert werden.

Noch zwei andere meiner Klassenkameraden nahmen sich kurz nach dem Abitur das Leben. Was mich selbst betrifft, so war es wohl Philippe zu verdanken, dass ich nicht den selben Schritt unternahm.

SEXUELLES ELEND

Allerdings begann mein sexuelles Elend, als ich ein Jahr vor meinem Abitur das Heim verließ, da ich den Führerschein



erwarb und meine Mutter mir einen kleinen Fiat kaufte, mit dem ich jeden Tag zwischen Schule und Zuhause pendelte. Damit nämlich begann für mich eine schreckliche Zeit der Einsamkeit und sexuellen Not.

Obwohl ich nun ein Klavier bekam und meine Mutter mir Klavierstunden bei einer alten Dame bezahlte, obwohl ich anfing, Noten zu lernen und zur größten Überraschung der Lehrerin in kurzer Zeit kleine Stücke von Grieg, Schumann und Debussy spielte, starb ich fast vor Entbehrung körperlicher und emotionaler Zweisamkeit.

Den Kauf des Autos bewerkstelligte meine Mutter noch mit ihrem gesparten Geld. Ich vergaß ihr dies nie. Sie gestand mir später, dass sie das für mich getan hatte, um mich ein wenig zu entschädigen für das, was ich in den Heimen hatte mitmachen müssen. Aber mein emotionales Verlangen, meine Sehnsucht nach Liebe, war mit keinem Geld zu kaufen.

ERBE UND PROZESSE

OMAS ENTSCHEIDUNG

Kurz darauf aber kam meine Mutter zu ansehnlichem Vermögen, denn Oma starb und hatte ihr kurz vor ihrem Tode das Geschäftshaus samt ihrem Privatvermögen notariell übertragen. Sie war Alleinerbin.



Angeblich wegen der Sorgen mit Walter war meine Großmutter in gewisser Weise des Lebens leid geworden und immer öfter zu uns gekommen. Sie war im Besitze des Wohnungsschlüssels und es kam vor, dass sie einfach erschien, ohne sich vorher angekündigt zu haben—und drei Wochen blieb. Während dieser Zeit wurde ich aus meinem Zimmer ausquartiert und schlief auf der Wohnzimmercouch. Da das zweite Bett im Schlafzimmer meiner Mutter immer noch frei war, hätte Oma auch dort schlafen können. Aber dies stellte sich nach anfänglichen Versuchen als unmöglich heraus, weil Oma schnarchte und Mutter einen sehr leichten Schlaf hatte. Und dann war auch Frau Britz unterzubringen, die meine Großmutter treulich begleitete. Ihr wurde ein Feldbett auf einer Sonnenliege in der Küche bereitet.

Oma hatte Zeit ihres Lebens als schöne Frau gegolten und Altwerden stand ihrer Eitelkeit sichtlich entgegen. So benutzte sie jede Gelegenheit, sich irgendwie in Pose zu setzen. Sie war es gewöhnt, dass die Mieter nie ohne einen riesigen Blumenstrauß zu geschäftlichen Besprechungen kamen; sie war es gewöhnt, Komplimente ob ihres guten Aussehens nicht nur tagtäglich von Frau Britz zu hören, der Hausärztin, dem Taxichauffeur, der sie immer fuhr (sie liess sich nur von einem bestimmten jüngeren Chauffeur taxieren) und den Leuten in den Geschäften, wo sie einzukaufen geruhte, sondern erwartete auch von den Mitgliedern ihrer Familie hin und



wieder wohlwollende und anerkennende Bemerkungen dieses Genre. Und so geschah es, dass sie eines Abends, als ich bereits im Bett war, aber noch nicht schlief, sich in ihrem neu erworbenen Korsett an die Zimmertür stellte und mich fragte, ob ihr Bauch darin nicht zu dick sei? Ich entgegnete etwas ratlos 'Nein' und fragte mich, als sie wieder gegangen war, was für eine eigenartige Frau sie sei? Nicht dass ich an ihrer Eitelkeit Anstoß genommen hätte, die ich bei allen Frauen in meiner engeren Umgebung gewöhnt war. Es war das mir unverständliche Faktum, dass gerade ich, der kleine unbedeutende Peter, dessen Meinung normalerweise überhaupt nichts galt, nun plötzlich als kompetent angesehen wurde, Omas Bauch zu beurteilen. Ich schrieb dies der Tatsache zu, dass ich der einzige Mann im Hause war, fand eine solche Wertung in diesem Zusammenhang aber ungerecht, da ich andererseits nicht als Manns genug anerkannt wurde, Erfahrungen mit Mädchen meines Alters zu machen.

Meine Mutter beklagte sich, sie könne kaum noch mit Rudi allein sein, aber sie sei es ja gewöhnt, Opfer für die Familie zu erbringen. Andererseits hingen wir auch finanziell von Oma ab; wenn sie kam, gab es immer großes Einkaufen, alles war im Überfluss da und Mutter ging mit ihr in verschiedene Kleidergeschäfte, wo sie nur zu wählen brauchte, denn es war Oma, die zahlte.



Rudi war offenbar sehr bedürftig und ging fremd. Angeblich mit der Nächstbesten. Bald darauf hatte er ein Kind mit seiner Freundin und nahm beide aus Verantwortungsgefühl bei sich auf. Auch er hatte inzwischen geerbt, das große alte Privathaus der Eltern, und steckte sein ganzes kleines Angestelltegehalt in die Unterhaltung. Seine Freundin war Hausfrau und tyrannisierte ihn entsetzlich, weil er es ablehnte, sie zu heiraten. Sie verbot ihm jeden Kontakt mit meiner Mutter und schlug sogar in der Öffentlichkeit auf ihn ein, wenn er es wagte, dennoch zu telefonieren. Meine Mutter war ebenfalls nicht weit davon, ihn zu verschlagen, für sein Fremdgehen nämlich, aber sie tat es mit Worten.

Ich erinnere mich an einen Abend, als er mindestens zwanzig Mal hintereinander anrief, weil meine Mutter jedesmal schrie, er solle sie in Ruhe lassen und den Hörer auf die Gabel knallte. Rudi liess sich jedoch nicht beirren und es gelang ihm, meine Mutter zu erweichen. Er kam in der Folge wie früher, nur war es dann immer in der Mittagspause, denn nun war er nicht nur, wie vorher, am Wochenende an sein Haus gefesselt, sondern auch abends. Wenn er einen Zug später fuhr, gab es Schläge.

Seine Freundin war eine norddeutsche Kuh von walkürischen Ausmaßen, er hingegen ein kleiner französisch aussehender und eher schwächerer Bohemien. So wurde in der Mittagspause geliebt und meine Mutter rannte vom Dienst



nach Hause, natürlich nur, wenn Oma nicht da war. Ich störte wohl weniger, denn ich hatte genug an meinem Tonbandgerät zu tun, während sie entweder im Wohnzimmer saßen oder ins Schlafzimmer gingen. Ich fand es auch gut und gesund für meine Mutter, dass er kam, dann war sie jedesmal hinterher weniger 'nervös.' Rudi hinterließ immer einen feinen Geruch aus Parfüm und Zigarette. Er war ein Mann, dessen Körperlichkeit anziehend war, sauber, gepflegt und sehr anders als meine Onkels. Er hatte eine weiche runde Stimme, schöne Hände und ungemein starke Körperbehaarung.

Zuerst wurde die Mutter meines Vaters krank und hospitalisiert. Ich kannte sie nicht besonders gut und hatte sie pro Jahr nur einmal kurz gesehen. Es war immer in den Sommerferien, wenn ich bei meiner Oma war in der Kleinstadt. Die Mutter meines Vater war die 'andere Oma' und ich hatte nur für einen Nachmittag das Recht, sie besuchen zu gehen—einen Nachmittag pro Jahr. Sie wohnte nur eine Strassenbahnfahrt weit weg von 'meiner Oma,' in einer bescheidenen Mietwohnung mit ein paar alten Möbeln. Aber es war gemütlich bei ihr und ihr schrecklich runzliges Gesicht roch so richtig nach 'alt Oma.' Trotz ihrer Eigenheiten und dem, was mein Vater und meine Mutter über sie erzählt hatten, mochte ich sie und bot mich an, wenn ich bei ihr war, ihr zu helfen beim Einkauf oder in der Küche. Aber das war bei ihr ausgeschlossen. Ich musste mich hinsetzen und bedienen lassen.



Manchmal war Vater da, wenn ich kam und ich freute mich darauf, ihn wiederzusehen. Es war ja meistens nur dies eine Mal im Jahr, dass ich ihn sah. Wenn er da war, war er es, der den Kaffee kochte. Das gab jedesmal das ulkigste Gerangel zwischen den beiden. Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen, wieviel Kaffee er verwendete, aber am Ende trank sie doch die Brühe, in der der Löffel stand. Sie hatte ihr Fernsehen, ihre Küche und ihre Hausarbeit. Und ihr Häkeln. Das genügte ihr. Meine Mutter mokierte sich ständig über ihre Dummheit, mein Vater ebenfalls, wenn auch in einer etwas weicheren Art. Wenn ich bei ihr war und Vater war nicht da, dann wurde es schnell langweilig. Sie löste Kreuzworträtsel und fragte alle halbe Stunde, ob ich denn keinen Hunger habe, obwohl ich gut bei ihr zu Mittag gegessen oder mehrere Stück Kuchen zum Kaffee verdrückt hatte. Ich saß auf der Fensterbank und wurde es nicht müde, den Verkehr zu beobachten. Autos waren zeit meines Lebens ein Anziehungspunkt für mich gewesen und so zählte ich denn, wie viele Volkswagen, wie viele Mercedes, wie viele BMW oder wie viele Peugeot in einer Viertelstunde vorbeifuhren und notierte es auf einem Blatt Papier.

Manchmal waren andere Mitglieder der Familie meines Vaters da, oder ich sah sie auf Beerdigungen. Sie waren alle ein lustiges Völkchen, liebten den Kaffee, danach den Cognac, danach wiederum ein Gläschen Wein—und dann hatte



man schon wieder Hunger auf das Abendessen. Dazu gab es Bier und danach einen Klaren. Und ein Glas Wein danach war stets noch willkommen, denn wer wollte denn auf dem Trockenen sitzen? Sie liebten alle, viel zu reden und mein Vater war immer der, der bremste, der ruhig und mit einem etwas philosophischen Blick da saß, mich oft ansah und lächelte.

Ich fühlte mich in einer magischen Weise ruhig und sicher neben ihm. Ich liebte es auch, mit ihm im Café zu sitzen.

Einmal, als er den Führerschein noch hatte und Handelsvertreter war, kam er mich in der kleinen Stadt besuchen. Wir hatten uns in einem gemütlichen Café der Kleinstadt verabredet. Ich hatte mich riesig gefreut, dass er mich besuchen kam und mir Kaffee und Kuchen ausgab. Aber wenn es dann zum Abschied kam, fragte ich mich, warum er so traurig war und warum sein Lachen immer so war, als lache er über etwas Verbotenes, Heimliches, und warum er so komische Angewohnheiten hatte, warum er sich immer unter die Nase strich, wenn er von seiner Vergangenheit und seinen 'Dummheiten' erzählte, warum er immer die Tabakkrümel minutiös vom Tisch wischte und warum sein Blick oft so leer und einsam in den Raum fiel. Ich liebte meinen Vater auf eine sehr eigenartige, fast verbotene Weise. Denn jedesmal, wenn ich von einem Besuch bei seiner Mutter zurückkam, wurde ich wie ein Häftling ausgefragt von meiner Mutter und Oma. Gewöhnlich leitete meine Mutter das kurze Verhör ein mit der süffisanten



Bemerkung: 'Na, hast du deinen holden Vater wiedergesehen. Ich hoffe, dass er mal ausnahmsweise nüchtern war!'

Die Wahrheit ist, dass ich meinen Vater noch nie wirklich betrunken gesehen habe, angeheitert wohl. Aber meine Mutter musste während des Urlaubs in Jugoslawien nach einem Festessen mit Slivovic am Schluss von zwei starken jungen Männern in den Bungalow geschleift werden, während sie von den Sternen faselte und davon, dass der Hoteldirektor es auf sie abgesehen hätte und sie vergewaltigen wolle. Sie war fast bewusstlos vor Alkohol und erbrach sich im Bett, sodass ich sie ausziehen, waschen und pflegen musste, damit sie die Nacht gut hinter sich bekam. Sie entschuldigte sich am nächsten Morgen zwar, aber ich hätte es nicht wagen dürfen, ihr zu raten, weniger zu trinken. Da prasselte es nur so auf mich nieder an Gemeinheiten.

Die schlimmsten Szenen ereigneten sich jedoch zu Hause, in Anwesenheit meiner Frau. Einmal schleppten wir sie zu zweit ins Bett, einmal fiel sie in die Badewanne und brach sich fast das Steißbein, so sinnlos betrunken war sie. Aber ihre Familie nahm sich heraus, über seine Familie herzuziehen, obwohl das Trinken doch gleichermaßen in beiden Familien lag.

Kurze Zeit nachdem die andere Großmutter ins Krankenhaus kam, musste auch Oma hospitalisiert werden. Sie



kam ins gleiche Krankenhaus. Wir besuchten sie regelmäßig und ich ging natürlich auch zur anderen Oma. Meine Mutter besuchte ihre ehemalige Schwiegermutter nur ein einziges Mal, und tauschte ein paar formelle Worte mit ihr. Es schien, dass die Mutter meines Vaters unter starken Schuldgefühlen litt, denn sie fürchtete den Tod sehr, sprach jeden Tag vom *Sensenmann*, der bald die Tür herein käme—und verstarb denn auch bald, im Alter von einundneunzig Jahren.

Acht Tage später starb meine Großmutter. Sie war nach dem Tod meiner anderen Großmutter in deren Zimmer gefahren worden und starb also in dem selben Zimmer und Bett, wie ihre Rivalin. Das Schicksal lenkte die Dinge in seiner großen Weisheit. Das Signal, das meine Großmutter dann doch noch in letzter Minute zur Versöhnung an die Oma im anderen Zimmer ausgesandt hatte, kam zu spät. Sie sollten sich nie mehr wiedersehen.

Am Morgen ihres Todestages sagte meine Großmutter zu ihren Angehörigen: 'Ich habe alles falsch gemacht.' Sie hatte sich in den vorigen Tagen schon jedesmal brüsk zur Wand gedreht, wenn ihr Sohn Walter sie besuchen kam und schaute ihn nun überhaupt nicht mehr an. Kein Mensch hatte mit ihrem Tode gerechnet, denn sie war erst fünfundsiebzig Jahre alt und sah recht gut aus. Ihr Problem war einfach, dass sie nichts mehr essen und trinken wollte. Sie wollte einfach nicht mehr. Während dieses Morgens sah sie sogar sichtlich ge-



stärkt aus und wir glaubten ernsthaft, sie sei auf dem Wege der Besserung. Sie trank ihren Kaffee, rauchte und sang ein altes Lied mit Frau Britz. Als sie Essen zu sich nahm, fiel mir nur auf, dass sie die Augen etwas eigenartig verdrehte und mit der Gabel ihren Mund nicht fand. Wir mussten etwas helfen, aber sonst sah alles aus, wie die Tage zuvor.

So gingen wir dann zum Essen. Als wir zurückkamen und ihr Zimmer betraten, stand der heiße Kaffee neben ihrem Bett und die brennende Zigarette lag im Aschenbecher. Aber sie rührte sich nicht. Ich sah sie etwas genauer an und mir schien, dass sie tot sei, obwohl ich noch nie einen Toten gesehen hatte. Ich lief hinaus auf den Gang und rief die Ordensschwester:

—Meine Grossmutter ist tot!

'Aber nein, antwortete sie, das kann nicht sein, ich war doch eben noch im Zimmer und da lebte sie noch.' Völlig aus der Fassung rannte die Schwester ins Krankenzimmer und sah Oma da liegen. Sie maß sogleich den Puls und sagte dann still 'Sie ist tot.' Dann warf sie die Arme nach oben und rief laut 'Oh, meine liebe Frau!' Sie verschwand, um den Totenarzt zu rufen. Ich ging zu Oma zurück ans Bett und küsste sie leicht auf die Stirn. Meine Mutter rief aus, 'Wie kannst du ...? Leichen sind giftig.' Ich antwortete leise, 'Ich glaube nicht, dass Oma schon giftig ist.' Dann kam Walter ins Zimmer und



fragte, was los sei? Meine Mutter entgegnete gereizt, 'Das siehst du doch!'

Er fragte nur, 'Ist sie tot?' Mutter sagte 'Ja' und brach in Schluchzen aus. Walter rief, 'Das muss ich der Reni sagen!' und lief nach draußen.

Die Tage nach Omas Tod waren angespannt. Dr. Müller war als Testamentsvollstrecker eingesetzt worden und ging nun aus und ein bei uns.

RIESENSKANDAL

Das Gericht hatte erst einmal alles unter Verschluss gebracht und die Prozedur lief langsam an. Am Morgen der Testamentseröffnung war ich in der Schule. Als ich nachmittags nach Hause kam, war meine Mutter lauthals mit Dr. Müller am diskutieren. Angeblich war die Testamentseröffnung ein *Riesenskandal* in der Kleinstadt gewesen, da alle Welt angenommen habe, Walter sei Alleinerbe. Von der Schenkung war nichts bekannt gewesen.

Meine Mutter hatte mich seit dem Tag der Schenkung zu strengstem Stillschweigen verpflichtet und ich hätte auch keinen Anlass gehabt, mit den mir verhassten Onkeln das geringste Wort darüber zu wechseln. Walter habe während der gerichtlichen Testamentseröffnung 'einen Tobsuchtsanfall'



bekommen und sei von Dr. Müller zur Ordnung gerufen worden. Er habe einen Prozess angekündigt.

Nun hatte meine Mutter drei Pflichtteile auszuzahlen, für ihre zwei Brüder und Irmgard, und ein Legat für Frau Britz. Das war nicht einfach und nur durch die Aufnahme von Hypotheken zu bewerkstelligen. Es erhob sich die Frage der Anrechnung der Schulden, die meine Großmutter für ihren Sohn gezahlt hatte, auf sein Pflichtteil. Die Bestimmung einer solchen Anrechnung muss nach dem Gesetz im Moment der Auszahlung erfolgen. Die von meiner Großmutter ins Testament geschriebene diesbezügliche Klausel genügte dafür nicht.

Um einer solchen Beweisfrage in einem eventuellen Prozess mit Walter aus dem Wege zu gehen, versuchten meine Mutter und Dr. Müller eine gütliche Einigung mit ihm. Sie sicherten ihm sofortige Auszahlung der ihm zustehenden Summe zu, wenn er sich mit dem Abzug der fraglichen Schuldengelder vom Pflichtteil schriftlich einverstanden erklärte.

Walter unterschrieb die Erklärung zu unserer aller Aufatmen—aber am nächsten Tag ging er zum Anwalt und focht die Erklärung wegen Täuschung an. Meine Mutter und Dr. Müller hätten in bösgläubigem Einvernehmen gehandelt, um ihn um sein ihm rechtmäßig zustehendes Pflichtteil zu betrügen.



Ein unglaublich schäbiger Prozess entspann sich, von Walter eingereicht, in dem die schmutzige Wäsche der ganzen Familie gewaschen wurde und der meine Mutter viel Nerven und unnötige Aufregungen kostete. Ich schlug meiner Mutter daher vor, nachdem ich das BGB ein wenig studiert hatte, den von Walters Anwalt vorgeschlagenen Vergleich anzunehmen und sich damit viel Ärger zu ersparen. Obwohl ich selbst Zeuge der fraglichen Anrechnungserklärung meiner Großmutter gegenüber Walter gewesen war (ich war damals 13 Jahre alt), und vor Gericht dies hätte bezeugen können, schlug ich meiner Mutter vor, den Vergleich anzunehmen, da er relativ günstig für uns war im Verhältnis zur Summe, die meine Mutter zu zahlen hätte, wenn Walter den Prozess vollständig gewönne. Walter ging es vor allem darum, sofort Geld zu sehen und meine Mutter würde sich, so dachte ich mir, bei ihrer allzu großen Emotionalität und dem Hass, den sie ohnehin in sich trug, bei diesem Prozess vollständig aufreiben.

Ich sollte Recht behalten, wie in all den vermögensrechtlichen Fragen, die in der Folge bezüglich des Geschäftshauses noch aufkamen. Aber meine Mutter war weit davon entfernt, auf mich zu hören. Alles was sie tat war, mich anzuherrschen, ich sei ein junger Spunt und habe von solchen Dingen keine Ahnung. Dr. Müller wisse was er tue und Walter, 'dem Schwein,' werde man es schon zeigen. So liefen die Dinge



denn ihren Gang. Meine Mutter gewann die erste Instanz. Das Gericht stützte sich nicht auf die von Walter unterschriebene umstrittene Erklärung, sondern vernahm mich als Zeugen, glaubte meiner Aussage, die einfach, klar und ohne logische Widersprüche gewesen sei, trotz meines damals noch zarten Alters. Die Gegenseite legte Berufung ein. Das Landgericht vertrat die genau entgegengesetzte Auffassung und legte meiner Mutter eine gütlichen Einigung nahe, wobei die Richter unmissverständlich zu erkennen gaben, dass sie andernfalls sehr geneigt seien, der Berufung stattzugeben. Meine Mutter war außer sich und es fand eine große Besprechung statt bei unserem Anwalt, bei der sie, Dr. Müller und ich zugegen waren. Rechtsanwalt *Heimes*, einer der Spitzenanwälte unserer Stadt, gab meiner Mutter ziemlich kühl zu verstehen, dass es in dieser Situation wohl besser sei, auf den Vergleich einzugehen, obwohl er während der ersten Instanz immer betont hatte, meine Mutter werde zweifelsohne den Prozess gewinnen.

Mich überraschte dieses Verhalten nicht besonders, denn dieser Anwalt hatte mit solch kleinen Sachen normalerweise nichts zu tun. Er war spezialisiert auf internationales Konkursrecht und galt als einer der reichsten Männer der Stadt. Seine Frau führte eine große Apotheke und war ebenso reich wie er. Der Grund, dass meine Mutter sich gerade an ihn gewendet hatte, war, dass er ein ehemaliger Schulkame-



rad von Rudi gewesen war. Letzteres Faktum brachte uns aber keinen Pfifferling ein, denn nun war klar, dass dieser Anwalt genug davon hatte, sich mit einer solch unangenehmen und peinlichen Familiensache abzugeben. In der Tat waren die Schriftsätze der Gegenseite, verfasst von einem bekannten Anwalt unserer Kleinstadt, einfach unglaublich in ihrer Frechheit, Gemeinheit, Lügenhaftigkeit und dem ganzen dreckigen Kleinstadttratsch, der die Familie betraf.

So hatte meine Mutter denn nicht nur den dreifachen Betrag dessen zu zahlen, was sie in dem ursprünglichen Vergleich hätte zahlen sollen, sondern auch noch ihren Anwalt. Und der präsentierte eine gesalzene Rechnung. Dagegen mussten die anteilmäßigen Gerichtsgebühren wie Trinkgelder an. Meine Mutter endete mit einem praktisch verlorenen Prozess und zerrütteten Nerven. Und ich konnte das Wort 'Walter' nicht mehr hören.

Plötzlich starb Irmgard unter mysteriösen Umständen.

Leute von der Sozialhilfe hatten sie angeblich in entsetzlichem Zustand in ihrer Wohnung in München aufgefunden und in eine psychiatrische Klinik gebracht. Dort starb sie kurz darauf und völlig überraschend. Dr. Müller fuhr sofort nach München wegen der Erbschaftauseinandersetzung und stellte Erkundigungen an. Er kam zurück mit einer unglaublichen Geschichte. Er hatte von den Nachbarn erfahren, dass Irm-



gard sich wie eine Irre aufgeführt habe und der Zustand, in dem sich die Wohnung befunden habe, schilderte Dr. Müller als 'nicht zu beschreiben.' Im Krankenhaus aber wurde er mit großer Feindseligkeit empfangen und erreichte es nur über den Chefarzt, das gegen ihn voreingenommene Personal zu einer Aussage über das eigenartige Verhalten des Personals zu bewegen.

Es stellte sich nun heraus, dass Irmgard mit einer unerhörten Überzeugungskraft und Intelligenz das ganze sie bedienende Personal, samt der Ärzte, in den festen Glauben gesetzt hatte, sie stamme von einem schwerreichen Piraten ab, dessen uneheliches Kind sie gewesen sei. Ihre Adoptiveltern aber, also meine Großeltern, hätten sie misshandelt und sie schmähdlich um das Riesenvermögen betrogen, das der Pirat ihr hinterlassen hatte.

Bei mir hinterließen die Äußerungen Irmgards einen schwarzen Schleier bezüglich ihres Elternhauses und gaben meiner Vermutung Nahrung, dass hinter der glanzvollen Familienfassade vieles nicht gestimmt hatte. Die Tragik von Bernd mit seiner Mutter, die der meinen so sehr ähnelte, das Alkoholproblem aller Kinder, ihre gescheiterten Ehen, die Tatsache, dass Walters Töchter nach Eröffnung der Bar ebenfalls dem Alkohol verfielen und zu guter Letzt Omas Bemerkung auf dem Totenbett, sie habe 'alles falsch gemacht' ... waren Indizien genug für diese Annahme.



In der Folge änderte sich unser Lebensstandard etwas nach oben, obwohl meine Mutter weiter 'in den Dienst' ging, denn sie wollte 'ihre Rentenjahre absitzen.' Es stellte sich jedoch nun heraus, dass ihr ganzes Gehalt wegen der Steuerprogression praktisch weggesteuert wurde. Wozu ging sie also arbeiten? Sie tat es, 'weil man nie wissen kann.' Wegen dieses Nie-Wissen-Könnens beklagte sie sich nun von morgens bis abends über die hohen Steuern, wählte erst einmal CDU (sicherheitshalber), obwohl sie früher immer SPD gewählt hatte und im allgemeinen änderte sich ihr abendliches Wetter beim Bier und am Fernseher; es waren nicht mehr 'die kleinen Angestellten, die rücksichtslos vom Staat ausgenommen wurden;' nun waren es 'die Hausbesitzer.' Sie sei 'natürlich wie immer der Gelackmeierte, da sie in beide Kategorien falle.' Dabei schlug sie sich mit der Hand aufs Knie, wie es bei Bier und Schimpfen ihre Art war. In ihrem Leben ginge immer alles schief. Dr. Müller habe ihr vor Jahren schon 'ein katastrophales Horoskop' gestellt.

EIN KLAVIER, UND KRACH

Mutter hätte zwanzig Millionen haben können, sie hätte die Welt und das Leben nie anders als negativ gesehen. Nun hatte sie ein Vermögen von etwa vier Millionen Mark, aber sie trug weiterhin Unterhosen und Strümpfe mit Löchern. Sie kaufte mir jetzt zwar ein Klavier, bemerkte aber zugleich, dass es 'mal wieder der Sohnmann' sei, der etwas bekäme, bevor



sie sich endlich 'mal selbst was gönne.' Ich habe nicht *ein* Geschenk von meiner Mutter erhalten, ob es die Spielzeug–Autogarage war, das Tonbandgerät oder nun das Klavier, wegen dem ich nicht nachher Schuldgefühle hätte haben müssen, weil meine Mutter es sich 'am Mund abgespart' hatte. Das Klavier hatte sie sich nun zwar nicht am Mund abgespart, dafür aber stellte sie mich in vielen Anspielungen mit Günter, Walter und meinem Vater auf eine Stufe, den Leuten nämlich, die meinen, wenn man Geld habe, müsse man gleich alles verpassen.

Was gab es wegen dieses Klavier nicht einen Ärger! Ich störte angeblich die *Hausruhe* mit meinem Spielen. Jedesmal, wenn ich spielte, wurde in der Wohnung unter uns mit dem Besenstiel gegen die Decke gehauen, dass man vom Stuhl auffuhr. Obwohl der alte Mann selbst am Müllschlucker regelmäßig einen Heidenlärm verursachte und sein Sohn auch um Mitternacht noch Mozartopern auf voller Lautstärke hörte, wurden ausgerechnet *ich und mein Klavier* dafür verantwortlich gemacht, dass die alte Oma, die mit Krebs im Bett lag, unter vermehrten Qualen litt. So gab es denn ständige Streitereien und Ermahnungen vonseiten meiner Mutter wegen meines Übens, obwohl ich nun endlich in den Genuss von Klavierstunden kam und in kurzer Zeit große Fortschritte machte.



Die Musik nahm nun eine immer breitere Rolle in meinem Leben ein. Obwohl ich vorher nur Freddy Quinn, Ivan Rebroff und die 'Schicksalsmelodie' gehört hatte—die wirkliche Melodie meines Schicksals hörte ich allerdings erst, als ich fünfzehn Jahre später mit Astrologie und anderen okkulten Wissenschaften anfang—interessierte ich mich nun mehr und mehr für die sogenannte klassische Musik, allem voran die Romantik mit Rachmaninoff, Grieg, Liszt, Schumann und Schubert.

Wir hatten noch alte 78er Platten von meinem Opa mit Liszt-Einspielungen von Marguerite Long und Gieseking, Leonoren-Ouvertüre, Oberon und was sonst noch alles in guten Bürgerstuben erklang; um die Platten zu spielen, kaufte Mutter einen preiswerten Stereo-Plattenspieler bei Quelle, der übrigens wesentlich besser war als Kaufhausqualität. Das Laufwerk war nämlich ein *Perpetuum-Ebner*, eine gute alte Marke aus dem Schwarzwald, und der Quelle-Verstärker war nicht schlecht angesichts des äußerst günstigen Preises.

Mein ganzes Taschengeld ging für Platten und Noten drauf, und das für die nächsten zehn Jahre. Ich bastelte mir eine Anlage zurecht mit meinem Tonbandgerät, Plattenspieler und einem uralten Radio meiner Mutter—alles lief über den Verstärker des Plattenspielers.



Wenn ich Musik hörte, gab es Krach, das heißt ich 'machte Krach' und dann 'gab es Krach,' das heißt, es hagelte Beschwerden. Meine Mutter wollte abends fernsehen und ihr Bier trinken. Und wenn ich Musik auflegte, verstand sie angeblich ihr eigenes Wort nicht mehr und wurde wütend. Eine schreckliche Szene, die mir noch Jahre in den Knochen steckte, wurde ausgelöst durch die symphonische Dichtung *Les Préludes* von Liszt, die ich mir in einer hervorragenden Einspielung mit Karajan auf Platte erworben hatte.

Jeder, der dieses prächtige Konzertstück kennt, weiß, dass es sehr leise, fast unhörbar, mit einem Pizzicato der Streicher anfängt. Da dreht man also erst einmal laut. Nun aber geht es langsam los, eine kleine Steigerung, eine größere Steigerung, die Emotionen steigen—die Lautstärke auch. Ich war fasziniert, hingerissen, in völliger Ekstase durch diese einzigartige kraftvolle Musik und endlich kam das jubelnde Posaunenfinale, das das Stück beendet.

In diesem Moment riss meine Mutter meine Zimmertür auf und schrie wie eine Geisteskranke, ob ich verrückt sei, so laut Musik zu hören, so ginge das nicht weiter, sie könne kein Fernsehen mehr schauen und so fort. Ich war wie in einem Stupor, gehorchte mechanisch, schaltete die Platte aus – und konnte Liszt für die nächsten zehn Jahre nicht mehr hören. Ich war so geschockt, dass ich sogar jetzt, wo ich dies schrieb,



wieder in Weinen ausbrach—wie so oft bei der Redaktion dieses Lebensberichts.

Ich sah natürlich die Möglichkeit, Musik zusammen mit Mutter zu hören, aber sie konnte angeblich 'hohe Töne' nicht hören, denn das mache sie 'zu nervös.' Alles was sie ertrug, war der Ortssender des Radios im Wisperton, und auch das nur, wenn Rudi da war, als gemütliche *Hintergrundmusik*. Wenn im Fernsehen *Jatzmusik*, wie sie es nannte, gespielt wurde, drehte sie ab und klassische Musik konnte sie nicht leiden, weil sie das an das Theater und das 'Getue im Elternhaus' erinnerte. So äußerten sich bei ihr die Folgen der Tochter-Aus-Gutem-Haus-Erziehung.

Klavierspielen hatte sie angeblich gelernt, und sogar Gitarre und Banjo, aber sie konnte ein C nicht von einem D unterscheiden. Ebenso war es mit ihrem Englisch. Angeblich war sie im Krieg *Interpreter* 'bei den Amis' gewesen, aber sie konnte nicht einmal das Wort Jazz richtig aussprechen. Das ist es, was als Restbestand dessen zurückbleibt, was ich *Kulturdressur* nenne. Meine Mutter und ihre Brüder waren die typischen Opfer einer solchen Fassadenkultur, das heißt des Missbrauchs von Kulturgut als Aushängeschild einerseits, und als willkommenes und allgemein mit wohlwollender Zustimmung akzeptiertes Mittel zur Dressur der Kinder, zum anderen.



Eigentlich konnte ich froh sein, dass Mutter von meiner Welt nichts verstand; wenigstens den Bereich hatte ich für mich allein—und es war auch in der Tat durch die Musik, dass ich anfang, eine Art von Ego zu entwickeln, eine Spur dessen, was man ein Selbst nennt, ein Autonomes, Eigenes, wenn auch nur in diesem kleinen Teilbereich. Denn ansonsten hatte ich weiterhin das Gefühl, dass meine Mutter mir wie eine Wanze im Kopfe saß, wie ich damals diese eigenartige Empfindung meinem Schulfreund Thomas gegenüber zu beschreiben pflegte.

ERSTE LIEBE

Es gab einen Menschen, der mir in der Zukunft helfen sollte auf dem langen Weg der Transformation, um dies zu ändern. Es war *Waltraud*. Wir lernten uns kennen, als ich neunzehn war, unter Umständen, die eigentlich ein schlechtes Omen waren. Es war mitten im heißen Juli.

Ich war mit Mutter und meinem Freund Jürgen ins Schwimmbad gegangen. Ich konnte dort Minigolf spielen mit Jürgen, der gerade sein Mathematikstudium begonnen hatte. Ich hatte seine Bekanntschaft tags zuvor im selben Schwimmbad gemacht, wo er während der Semesterferien jeden Morgen hinging. Er sah eigentlich drollig aus, so groß und lang wie er war, und sein Kopf glich dem einer Ziege. Das wusste er wohl auch, denn warum sonst hatte er sich einen Ziegen-



bart wachsen lassen? Auch er war tags zuvor bereits mit seinen Eltern im Schwimmbad gewesen. Sein Vater glich entschieden einem Nilpferd und seine Mutter einer Mischung aus Kuh und Raubkatze.

Jürgen hatte manches mit mir gemeinsam, nicht nur die helle Stimme. Die seine war noch wesentlich heller als meine und das wirkte wegen seines höheren Alters und seines sehr hohen Wuchses recht komisch. Jürgens Stimme sagte eigentlich fast alles über ihn: er war zuhause *lieb Kind und gehorsamer Sohn*. Einzelkind wie ich, wuchs er im Gegensatz zu mir bei seinen Eltern auf. Aber seine Mutter beherrschte nicht nur einen Mann, sondern gleich zwei, ein Nilpferd und eine Ziege. Meine Mutter beherrschte nur eine Ziege.

— Ich bin Ziege im chinesischen Horoskop.

Bei meinem Vater und Rudi hatte sie ja insoweit keinen Erfolg. Die brachen rechtzeitig aus. Hätte ich also auf die Zeichen des Schicksals geachtet!

Jürgen war mein *Spiegelbild*, aber anstatt mich darin zu erkennen, mokierte ich mich still über ihn! Erst heute weiß ich durch die Tarot, dass alle Begegnungen, die man im Leben macht, Spiegelbilder unseres Unbewussten sind. Es gibt keinen Zufall im Leben und alle Personen, mit denen wir uns affektiv verbinden, sagen uns etwas aus über uns selbst. Durch Philippe sollte ich lernen, wie sehr ich Jungen liebe. Aber



auch diese Nachricht des Schicksals verstand ich nicht, und lief weiterhin Mädchen nach. Am Tag, als ich Jürgen kennenlernte, sprach ich auch ein Mädchen im Schwimmbad an, ein wohlgeformtes blondgelocktes Bienchen, das mir von seiner Decke aus nett zulächelte. Ich war an dem Tag offenbar in Don–Juan–Stimmung und ging kurzerhand zu ihr hinüber. 'Hast du heute Abend schon etwas vor?' fragte ich und kam mir vor wie Casanova. Das heißt doch nicht ganz. Im Inneren kam ich mir eher wie Don Quijote vor, und leider sollte mein Inneres recht behalten. Sie sagte, sie finde es 'ungeheuer nett,' dass ich Interesse an ihr habe, sie finde mich auch anziehend, aber leider habe sie einen Freund, dem sie auch treu bleiben wolle.

Es gibt doch noch nette Mädchen, dachte ich. Und das ungeachtet der Tatsache, dass ihr Vater Zahnarzt war. Ich war eigentlich nur ein klein wenig traurig. Sie hatte mir ihren Korb so verständnisvoll gegeben, dass ich mein Gesicht nicht verlor.

Am nächsten Tag, kurz bevor ich Waltraud sah, winkte das Schicksal gar mit dem Zaunpfahl—aber statt nachzudenken, verkroch ich mich in ängstlicher Feigheit. Ich hatte nämlich, während ich allein schwimmen ging, ein etwa *achtjähriges* Mädchen gesehen, dessen herrlicher Körper mich mit einer entsetzlichen, weil unerklärlichen Mischung aus Anziehung und Angst erfüllte.



Ich schaute mir die Augen aus nach ihr, sie schaute mich auch einige Male an beim Schwimmen und mein Herz schlug bis in den Kopf. Als wir aus dem Wasser kamen und ich mich auf dem Rückweg zu unserer Decke noch einmal umdrehte, war von meiner Gefühlsmischung nur noch die Angst übrig— die heisse pochende Anziehung hatte ich energisch verdrängt.

STUDIEN UND EHE

Das war dann das Ende meiner Freiheit. Denn nun erblickte mich *Waltraud*. Nicht etwa ich sie. Als ich wieder auf der Decke saß, fixierte mich ein braunes Augenpaar, als wollte es mich durchbohren.

Ich tuschelte zu meiner Mutter und Jürgen hin, ob sie die junge Frau kannten? Sie verneinten. So drehte ich mich denn herum, ob das Mädchen vielleicht jemand im Auge hatte, der *hinter mir* saß. Doch da war niemand. Jetzt lächelte sie schelmisch und schüttelte den Kopf. Sie wollte also wohl andeuten, dass sie mich meinte. *Mich?*

Nun stieg etwas in mir hoch, was ich gleich wieder hinunterdrückte. *Ich?* Ich sollte so anziehend sein, dass ein Mädchen sich solchermaßen die Augen nach mir versah?

Nun nahm sie den Geldbeutel und ging ans Kiosk, um etwas zu kaufen. Ich dachte, das sei das Zeichen, schnappte



schnell meine Börse und folgte ihr. Am Kiosk stellte ich mich genau hinter sie —aber sie hatte nicht mitbekommen, dass ich ihr gefolgt war. So betrachtete ich sie von hinten in aller Ruhe. Ihr Popo schien mir etwas zu breit, und ihre Oberschenkel, aber sonst sah sie nicht übel aus. Ihr Kopf war schlank und hatte fast etwas Aristokratisches, ihre Arme waren lang und dünn und ihre schönen Augen kannte ich ja schon.

So ging ich wieder hinter ihr her zur Decke und lachte innerlich über ihre mangelnde Aufmerksamkeit; das hätte mir zu denken geben können, denn es sagte etwas über ihren Charakter aus. Als sie mich von ihrer Decke aus sah, ebenfalls mit Würstchen, ebenfalls mit einer Büchse Coca-Cola, war sie nicht wenig überrascht und zuckte lächelnd die Schultern, um sich für ihre Unaufmerksamkeit zu entschuldigen. (Wenn das ganze ein Traum gewesen wäre, hätten die Symbole *Würstchen* und *Coladose* genügend darüber gesagt, was sich am selben Abend noch zwischen uns ereignete).

Nun spielte ich wieder Casanova und Don Quijote in Einem, erhob mich mit meinen Fressalien und ging zu ihrer Decke. Da in diesem Jahr die Bienen eine wahre Plage waren und wir beide uns bereits vorher lächelnd dabei betrachteten, wie wir die lästigen Bienen vom Cola fernzuhalten versuchten, fragte ich nun sie und ihre Freundin 'Sind bei euch keine Bienen?' Sie verstand sofort, und verneinte, während sie mir Platz auf ihrer Decke machte. Wir kamen gleich in angeregte Un-



terhaltung und ich erfuhr, dass die beiden ihr Geld als Näherinnen in einer Fabrik verdienten. Das andere Mädchen sah wesentlich älter aus, Waltraud war zweiundzwanzig, also drei Jahre älter als ich.

Die Freundin zog sich nun etwas zurück und zwischen Waltraud und mir kam es zu den ersten zärtlichen Worten und einem kleinen Kuss, den ich ihr heimlich auf den Arm gab, während wir nebeneinander auf dem Bauch lagen.

Wir verabredeten uns noch für den Abend und meine Mutter und Jürgen schauten mich mit ziemlich erstaunten Gesichtern an, als ich strahlend auf unsere Decke zurückkam. Ich war in geradezu euphorischer Stimmung. Den Nachmittag lief ich wie ein Löwe im Käfig auf und ab in meinem Zimmer und verwendete Stunden zum Waschen und Schönmachen. Ich rieb meinen ganzen Körper mit dem Sandelholzparfüm ein, das ich mir ein Jahr zuvor in Südfrankreich gekauft hatte—und vergaß auch nicht, meine Präservative einzustecken, die ich seit einiger Zeit für alle Fälle (aber leider immer vergeblich) in meinem Zimmer verwahrte.

Wir hatten uns bei der Rostwurstbude verabredet, das heißt Waltraud hatte diesen Treffpunkt angegeben und er war eigentlich auch nicht zu verfehlen gewesen. Eigentlich.

Für mich war es jedoch in meiner Aufregung kein Kunststück, daran vorbeizufahren und Waltraud stehen zu las-



sen. Ich hielt einige hundert Meter weiter an einem geschlossenen Häuschen, einer Art Holzbude, wie die Straßenarbeiter sie als Unterkunft verwenden. Ich dachte, sie habe dieses Ding gemeint, als sie Rostwurstbude sagte und wartete dort auf sie. Sie wäre wohl zu mir hergelaufen, hätte sie gewusst, welchen Autotyp ich fuhr. So aber stand sie dort und ich hier. Und wir warteten. Bei mir machte sich schnell die übliche Enttäuschung breit, diese Mischung aus Wut und Hoffnungslosigkeit, dass eben doch alles Scheiße ist im Leben und dass mit mir nie eine ins Bett gehen wird.

So stieg ich denn schließlich nach etwa einer halben Stunde über die verabredete Zeit wieder in meinen kleinen roten Fiat 128, wendete und brauste wütend in Richtung heimwärts. Plötzlich sah ich jemanden am linken Straßenrand winken—es war Waltraud. Sie stand an einer Rostwurstbude. Ich wendete schnell und fuhr rechts heran. Sie war kaum im Auto, als ich mit Vorwürfen und dummer Rechthaberei loslegte. Wir bekamen den ersten Streit—und ich eine Lektion darüber, wie klar Waltraud in solchen Situationen die Wahrheit offen legt. An ihrer Argumentation und Beweisführung war nicht mehr der kleinste Deut zu rütteln; sie hatte unsere Unterhaltung am Morgen aus dem Gedächtnis rekonstruiert und ich musste mich geschlagen geben. Sie wusste ein stilles Plätzchen in der ländlichen Umgegend, wo wir parkten und das Autoradio anstellten. Wir hatten uns soviel zu erzählen,



aber ich konnte nicht warten. Außerdem füllte mein Sandelholzduft die enge Autokabine wie Räucherstäbchen und betäubte uns fast—und glücklicherweise wurde es nun auch dunkel. Waltraud verstand was ich wollte und lächelte dankbar, dass ich an Präservative gedacht hatte. Sie fand mich sehr verantwortungsvoll und ihre guten Worte beseitigten bei mir schnell die Angst, die ich vor dem ersten Mal hatte. Die Frage stellte sich jetzt nur Wie? Die Rückbank war viel zu kurz in dem Kleinwagen, so blieb also nur das Umklappen des Beifahrersitzes, eine schaukelige Sache!

Als wir uns ausgezogen hatten und ich auf ihr lag, krachte der Sitz aus der Schiene. Aber das störte uns nun auch nicht mehr und ich kam sehr schnell, sie direkt danach. Es war wunderbar, trotz der Unbequemlichkeit. Sie gestand mir später einmal, dass ich bei diesem ersten Mal eine Erektion gehabt hatte, wie danach niemals mehr. Das hatte leider auch seine Gründe. Wir saßen noch bis morgens um drei im Auto, das Radio lief leise und wir wurden es nicht müde, uns gegenseitig aus unserem Leben zu erzählen.

Meine Mutter nahm die Geschichte mit Waltraud von Anfang an mit einem gewissen verbissenen Gesichtsausdruck. Sie wagte jedoch noch nicht, offen etwas gegen Waltraud zu sagen. Wohl dachte sie, das sei 'nur so eine Geschichte,' die schnell wieder vergessen sei. Sie irrte sich aber. Heute, nach so vielen Jahren, weiß ich endlich, warum ich sie heiratete. Es



war, um meiner Mutter diesen Irrtum möglichst nachhaltig einzubläuen.

Es gab keinen Tag, an dem ich Waltraud nicht sah und bald kam sie auch zu mir nach Hause. Wir feierten herrliche Sexorgien in meinem Zimmer, machten Nacktphotos, tauschen unsere Kleider aus, denn unsere Hosenweite stimmte überein und hatten wirklich viel Spaß zusammen. Besonders lachte Waltraud über die Umstände, die ich mir mit meinem Penis geben musste. In der Tat konnte ich kaum ohne Öl oder ein Gleitmittel auskommen, das ich nach dem Waschen auftrug. Damals benutzte ich Bergamottenöl—und so duftete denn mein Hänlein wie *Earl Grey Tea*. Und einmal ärgerte ich mich über ihn, weil meine enge Vorhaut sich beharrlich weigerte, über die Eichel zu schlüpfen. Da nannte ich ihn einen *Blödel* und gab ihm einen Klaps. Von da an war mein Penis für Waltraud nur der *Plödel*. Warum sie den ersten Buchstaben geändert hatte, erfuhr ich nie.

Bis dahin hat man wohl den Eindruck, unsere Beziehung sei wie Adam und Eva im Paradiese gewesen. Wir waren schon glücklich am Anfang. Es war sexuell in jeder Hinsicht eine Harmonie, für etwa zwei oder drei Jahre. Aber das Dreieck Mutter-Peter-Jürgen wurde nun zum Dreieck Mutter-Peter-Waltraud. Um das zu verstehen brauchte ich fünfzehn Jahre.



Ich erzählte Waltraud von Problemen mit meiner Mutter, von meiner Abhängigkeit von ihr, von meiner mangelnden Freiheit in emotionalen Dingen, von den verschrobene[n] Ansichten, die meine Mutter so im allgemeinen über Gott und die Welt hegte.

Waltraud hatte sehr viel Verständnis. Besonders geschockt war sie über die Tatsache, dass ich an all den Wochenenden über die letzten Jahre hin nicht ein einziges Mal allein ausgegangen war. Ich erzählte ihr wie ich, als ich sechzehn Jahre alt war, einmal—das einzige Mal—allein in die Stadt fuhr, um in eine Diskothek zu gehen. Als ich meiner Mutter meine Absicht mitteilte, nahm sie sie natürlich großzügig auf, machte dann aber während des ganzen Nachmittags Bemerkungen, was sie denn tun solle in der Zeit meiner Abwesenheit? Es sei doch sonst immer 'so schön gemütlich' gewesen, wenn ich mit ihr Tee getrunken hätte gegen Abend und ob ich denn 'doch nicht lieber fernsehen' wolle—und so fort. Schließlich fuhr ich mit solchen Schuldgefühlen in die Stadt, dass mein Mut genau reichte, um bis vor die Tür der Diskothek zu gelangen. Dort machte ich auf dem Absatz kehrt und fuhr nach Hause.

Waltraud war schon vom vierzehnten Lebensjahr an regelmäßig abends ausgegangen und sie hatte auch schon als kleines Mädchen Abenteuer erlebt mit Männern, ganz abgesehen von den Liebesspielen, die sie als Kind mit ihren Brü-



den trieb und einem Nachbarjungen, mit dem sie splitter-nackt in einem Zelt im Garten überrascht worden war. Waltraud war eben in einem ganz anderen Milieu aufgewachsen, dem Milieu der Arbeiter, wo die Kinder, jedenfalls in dieser ärmlichen Zeit nach dem Krieg, noch einen Großteil ihrer Zeit auf der Strasse, im Feld oder auf irgendwelchen Hinterhöfen verbrachten.

Wenn Waltraud aus ihrer Kindheit erzählte, konnte ich stundenlang zuhören. Sie hatte wahrhaft gelebt, wo ich dahingeträumt hatte und vor Angst paralytisch gewesen war während meiner gesamten Kindheit und Jugend. Und Waltraud kannte das *Kinderheim*, in dem ich meine Kindheit verbracht hatte. Sie war einen einzigen Nachmittag dort gewesen und ihre Mutter holte sie am Abend wieder ab, und sie hatte ihrer Mutter heulend gestanden, dass sie grün und blau geschlagen worden sei und dass die dort 'alle verrückt' seien und sie unter keinen Umständen wieder dorthin zurückgehe.

Und dabei blieb es. Waltraud erlebte das Leben als Kind schon sehr bewusst und ihre Mutter zwang sie auch nicht zu Dingen, die sie entschieden ablehnte. So ist es durchaus möglich, dass wir uns als Kinder schon einmal begegnet waren.

Die verständnisvolle Art Waltrauds gegenüber Mutter ist umso höher zu bewerten, wenn man bedenkt, in welcher



schwierigen Situation sich die Familie befand. Der Vater kam aus dem Krieg als Nervenkranker und Asthmatiker zurück und verbrachte lange Zeiten in Pflegeheimen. Waltrauds Mutter war gelernte Verkäuferin, fand aber keine Stelle—und so begann sie, als Putzhilfe zu arbeiten. Sie arbeitete halbtags in verschiedenen Familien. Auch war noch ein anderer Mann im Hausstand, den alle den 'Opa' nannten, der aber nicht mit der Familie verwandt war. Der Vater hatte ihn als alten Kameraden von der Front mitgebracht und er lebte mit ihnen bis zu seinem Tod.

Waltrauds Vater und meine Mutter waren gleichen Tags geboren, nur war ihr Vater älter. Aber von ihrem Geburtstag her hatten sie vieles gemeinsam. Ihres Zeichens Krebs, waren sie beide häuslich, sensibel, überempfindlich gegen Kritik und ziemlich unfähig, dem Leben seine guten Seiten abzugewinnen. Alles sahen sie schwarz und an ihren Mitmenschen hatten sie ständig etwas auszusetzen.

Waltrauds Vater tyrannisierte die ganze Familie mit seinem Asthma und seinen Kriegserlebnissen ganz genauso, wie meine Mutter mich mit der Leier ihrer Vergangenheit tyrannisiert hatte. Er war unfähig, und unwillig, über etwas anderes zu reden oder auf das einzugehen, was seine Gesprächspartner vorbrachten. Dabei war er im Krieg gar nicht so schlimm dran gewesen und erzählte oft von den interessanten Erlebnissen, die er als 'Herrschaftschauffeur' mit den hohen Militärs



hatte, später auch mit den amerikanischen. Er hatte durchaus nicht nur Negatives erlebt. Nach dem Krieg arbeitete er zunächst bei einem Filmverleih und nachher als Taxifahrer.

Eine Zeitlang ging es der Familie nicht schlecht, aber die häufigen Krankheiten führten dazu, dass Waltrauds Vater die Stelle als Taxifahrer verlor. Er arbeitete dann als Handelsvertreter für kosmetische Produkte. Aber das Tragen der Kartons und die langen Fahrten in der Sommerhitze verschlimmerten sein Asthma beträchtlich.

Es war mein Wunsch gewesen, Waltrauds Eltern kennen zu lernen. Waltraud hatte mich davor gewarnt. Sie fragte mich, was es nütze, dass sie mich ihren Eltern vorstelle, aber ich votierte, wie stets, für guten Benimm, denn das hatte Mutter mir nicht umsonst zwanzig Jahre eingebläut. Waltrauds Bedenken sollten sich jedoch als gerechtfertigt erweisen; der Besuch endete mit einem Rauswurf. Waltrauds Eltern stellten mir das Ultimatum, dass ich entweder nur Freund von Waltraud zu bleiben, oder aber sie von der Stelle weg zu heiraten habe. Ihre Mutter fügte fast feinselig hinzu, sie lasse nicht zu, dass ihre Tochter wie ein Putzlappen gebraucht und weggeworfen würde.

Sie ließen erkennen, dass sie von jungen Männern, die studieren wollten, nichts hielten, denn die könnten keine Frauen ernähren. Ich würdigte die kleinkarierten und dogmatischen



DIE WANDLUNG / 164

Leute, die nicht ein einziges freundliches Wort für mich hatten, keiner Antwort und ging kopfschüttelnd an Waltraud vorbei, die stumm und mit betretenem Gesicht in der Diele stand, nach draußen.

Man muss sich vorstellen, dass Waltraud damals bereits zweiundzwanzig Jahre alt war und sich dennoch solchermassen von ihren Eltern herumkommandieren liess. Sie hatte noch nicht einmal das Recht zu rauchen. Nicht nur, weil der Vater asthmaleidend war, sondern weil die Mutter es 'nuttenhaft' fand, wenn eine Frau raucht. Doch das war nicht alles. Waltraud gab ihr ganzes im harten Akkord verdientes Monatsgehalt zuhause ab, und ermöglichte damit den Eltern, sich eine neue Wohnzimmereinrichtung zu kaufen. Im Gegenzug musste sie für jedes Geld, das sie zum Ausgehen brauchte, ihre Mutter bitten. Sie hatte nicht einmal das Recht, an Sonntagen länger zu schlafen: ihre Mutter bestand darauf, dass um Punkt Acht gefrühstückt wurde. Da Waltraud meist erst gegen vier Uhr morgens heimkam, fiel es ihr natürlich nicht leicht, um acht Uhr schon wieder munter zu sein. Aber sie tat es, wie so vieles, ihrer Mutter zuliebe.

Das Schlimmste jedoch stand Waltraud noch bevor. Da wir beide eine Aversion gegen Präservative hatten, liess sie sich in der Folge die Pille verschreiben. Ihre Mutter hatte eines Tages die Packung gefunden und führte sich auf wie eine Wahnsinnige. Sie schlug Waltraud mitten ins Gesicht, be-



zeichnete sie als Hure und ließ gegen ihre Tochter so ziemlich alles los, was sie sonst noch in ihrem nicht gerade großbürgerlichen Vokabular führte. Der Streit dauerte Tage und Wochen. Viele Abende holte ich Waltraud verweint an der Haustür ab und drang immer mehr in sie, von zu Hause auszuziehen. Sie wollte davon jedoch nichts wissen, und schon gar nicht von mir. 'Trenne du dich erst einmal von deiner Mutter!' pflegte sie dann nur hinzuzufügen, oder 'Mir ist meine Mutter immer noch hundertmal lieber, als deine!' Nur war das für mich ja tatsächlich ein Traum, denn ich verdiente ja nichts und hatte im übrigen vor zu studieren. Sie aber verdiente ein Gehalt, von dem sie selbständig leben konnte. Also was hinderte sie daran auszuziehen?

Mit meiner Mutter gab es nicht weniger Probleme wegen unserer Beziehung. Sobald sie merkte, dass die Angelegenheit nicht nur ein harmloser Flirt war, sondern dass ich Waltraud wirklich gern hatte, fing sie an Bemerkungen zu machen von wegen, dass sie es dulden müsse, dass ich mit einem Mädchen, mit dem ich nicht verheiratet sei, in ihrer Wohnung verkehre, dass das den Nachbarn ja nicht verborgen bleiben werde und so fort. Ihr war jedes noch so verschrobene Mittel recht, mich unter Druck zu setzen. Während sie Waltraud gegenüber die freundliche Mutter spielte, die Verständnis und Großzügigkeit ihrem Sohn gegenüber hat, liess sie keine Gelegenheit aus, Waltraud bei mir schlecht zu



machen, wenn wir allein waren. Sie rechnete nicht damit, dass ich Waltraud alles erzählte. Sie hielt mich für naiv.

Ich hatte nämlich manchmal fast Streit mit Waltraud bekommen, da sie die Partei meiner Mutter ergriff in Dingen, von denen sie nichts verstand und meiner Mutter lügenhaftes Gerede glaubte. Als sie von mir dann hinterher aufgeklärt wurde, was meine Mutter nach ihrem Weggehen über sie gesagt hatte, konnte Waltraud nur noch Luft ziehen und war sprachlos über soviel Infamie.

Auch das ganze Gerede vom schweren Leben meiner Mutter und den Problemen die sie angeblich mit mir als Kind ständig gehabt hatte, glaubte Waltraud zunächst. Als sie aber erfuhr, wie es in Wirklichkeit gewesen war, geriet sie außer sich über die Anmaßung, Einbildung und Falschheit meiner Mutter. Durch Waltraud lernte ich erst einmal kennen, was *wirkliche Probleme* sind, was *wirkliche Armut* ist, was *wirkliche Chancenlosigkeit* bedeutet.

Zwar hatte der Opa eine bescheidene Rente, aber er trug alles zu den Frauen, denn er war bis zu seinem Tod hinter den Weibern her gewesen. Außerdem musste die alte Mutter versorgt werden, die mit Krebs zu Bett lag, und drei Kinder waren zu kleiden und zu ernähren. Und das Verdienst ihres Mannes war alles andere als sicher für Waltrauds Mutter. Mir war es immer ein Rätsel, wie sie dies alles schaffte. Sie stamm-



DIE WANDLUNG / 167

te selbst aus einer großen Familie, hatte sieben Geschwister und eine grausame Kindheit verbracht, die nur Schläge, Gemeinheit und Demütigungen kannte. Ihr Vater schlug sie nach ihrer Heirat so brutal im Keller zusammen, dass sie nur durch die Aufmerksamkeit von Nachbarn gerettet wurde, weil sie sonst verblutet wäre.

Die Tatsache, dass sie mit einem Mann geschlafen hatte, obwohl sie mit ihm verheiratet war, nahm er zum Anlass, sie so zu misshandeln, dass sie von den Nachbarn bewusstlos in einer Blutlache im Keller aufgefunden wurde. Was kein Krimineller durfte, ein Vater durfte es zu dieser Zeit ungestraft tun, denn es war von der guten alten Moral gedeckt und abgesegnet. Aber die Moral hatte natürlich ihre Folgen. Waltraud und ihre beiden Brüder wuchsen mit Schlägen auf. Sie schlug Waltraud die Schulbücher so lange auf den Kopf, bis ihre Tochter heulend mit dem Kopf auf dem Tisch lag und zu jeder konstruktiven Arbeit unfähig wurde. Waltraud hatte denn eine Heidenangst vor dem Lernen entwickelt, die sie ihr ganzes Leben nicht mehr los wurde. 'Ich habe nie lernen gelernt!' pflegte sie zu klagen.

Waltrauds Mutter konnte brutal und grausam sein. Wenn sie nicht mehr verstand, was Waltraud sagte, schlug sie einfach auf sie ein. Sie verbot es Waltraud sogar, zuhause hochdeutsch zu sprechen oder Fremdwörter zu gebrauchen. Das



war alles 'von dem da oben,' also mir, denn wir wohnten auf dem Berg, sie im Tal.

Zwischen meiner Mutter und Waltrauds Mutter spann sich eine analoge Beziehung an, wie zwischen meiner Oma und der Mutter meines Vaters. Ebenso analog wurde in der Folge das Verhältnis meiner Mutter zu Waltraud. Es glich immer mehr dem einstigen Verhältnis meiner Oma zu Reni, der Frau ihres Sohnes Walter. So scheinen die Menschen in einem einzigen großen Kreislauf der Dummheit immer wieder die gleichen beschränkten und unsinnigen Handlungen zu begehen, denselben Besitzansprüchen zu verfallen, an dieselben verrotteten Ideale und Ideologien zu glauben, in dieselben brutalen Kriege zu ziehen und dieselben Führer anzubeten, die ihnen befehlen, sich gegenseitig umzubringen, für Fahne, Eisenkreuz und Kriegsrente. Waltraud nannte das schlicht den *Wahnsinn der Welt* und ich teilte voll und ganz ihre Ansicht.

Überhaupt hatten wir viel gemeinsam. Zum Beispiel unsere Liebe zur Musik.

Sie hatte einen uralten Plattenspieler und einige Trümmerei Platten, die sie immer wieder anhörte. Sie war die einzige Person, die mich ernst nahm, was das Klavierspielen anging und sie hasste meine Mutter wegen der geringschätzigen Art, mit der sie meine verzweifelten Anstrengungen, mir mit fast zwanzig Jahren eine Klaviertechnik anzueignen und



Noten zu lernen, quittierte. Wenn ich nach meinen Übungen oder freiem Fantasieren am Klavier etwas abwesend und zerstreut war, schimpfte Mutter mich kalt *somnambul* und wetterte gegen meine angeblich unrealistische Lebenseinstellung. Dieser Konflikt führte dann geradewegs in die Entscheidung der Berufswahl, die ich nun nach dem Abitur, das ich ohne viel Aufhebens bestand, vor mir sah.

Jetzt wurde mir erst klar, wie wenig ich mein Ego entwickelt hatte. Es gab weder ein besonderes Gebiet, dem ich mein Berufsleben gerne gewidmet hätte, noch hatte ich den entsprechenden Willen, eine solche Entscheidung, notfalls gegen äußere Widerstände durchzusetzen. Interessen hatte ich schon, aber diese waren ungenügend entwickelt. Jedenfalls nach Ansicht meiner Mutter. Ich wollte ernsthaft Musik studieren und entweder Pianist oder eben Musiklehrer werden. Meine Mutter hatte jedoch gegen alles etwas einzuwenden. Die Lehrer waren vorneweg *Faulenzer und Halbirre*. Sie kannte sie angeblich 'aus dem ff.'

Was glaubst du wohl, warum ich mich nie in deiner Schule habe blicken lassen? fügte sie dann gewöhnlich hinzu.

Sie fand es unter ihrer Würde, mit Lehrern zu reden, doch diese Lehrer waren ihr gleichzeitig gut genug gewesen, ihren Sohn zu erziehen, für den sie angeblich nur das Beste wollte. Sie sehe 'die Lehrer jeden Tag auf der Dienststelle,' wo



sie sich Filme ausleihen für die Schulen. Sie seien allesamt 'langhaarig, links oder Mao und dumm wie Bohnenstroh.'

Diese Beeinflussung zusammen mit der Erfahrung, die ich mit meinem traurigen Musiklehrer gemacht hatte, ließen mich zweifeln an meiner Bestimmung als Musiklehrer. Pianist kam für meine Mutter überhaupt nicht in Frage. Das ist brotlos. Basta. 'Und um ein Großer zu werden, hast du zu spät angefangen'. Auch mein Ansinnen, Kunstgeschichte und Malerei zu studieren, wies sie kategorisch zurück.

Hab' ich selbst gemacht. Höhere-Töchter-Studium. Kann ich dir nicht zahlen. Da muss man zuviel reisen, um die Museen zu besichtigen.

Wenn ich insistierte, hieß es 'Da hättest du dir einen Generaldirektor als Vater aussuchen sollen.' So wörtlich meine Mutter. Und dies nicht nur einmal. Diese Sätze zitiere ich nur deswegen so leichtsin aus dem Gedächtnis, weil ich sie hundertmal, tausendmal gehört habe. Dann kam ich auf die Idee, Tonmeister beim Rundfunk zu werden, das heißt, Aufnahmetechnik zu lernen. Ich hatte darüber bei der Berufsberatung vor dem Abitur gelesen und die Kombination aus Musikstudium und Technik schien mir geradezu ideal für mich zu sein. Denn durch meine jahrelange Beschäftigung mit dem Basteln an aller Art von Elektronik und meiner Stereoanlage und Bücher über Elektrotechnik waren mir die technischen Aspekte



bei der Musik, das heißt Aufnahme und Reproduktion, ans Herz gewachsen. Die Antwort meiner Mutter war:

Wie viele Tonmeister gibt es in Deutschland? Zähle mal an deiner Hand ab, wie viele Rundfunkanstalten es in Deutschland gibt. Dann weißt du es.

Damit war das Thema für sie abgetan. Doch ich insistierte. Die nächste Frage aber war, wo ich dies studieren konnte? Ich fand heraus, dass die Anfangssemester alle an der Technischen Hochschule in München zentralisiert worden waren. Das hieß ganz einfach, ein Zimmer in München. Antwort meiner Mutter war, 'Was kostet denn das? Du spinnst wohl. Das zahle ich nicht.'

Die letzte Idee, die ich hatte, war Psychologie. Aber da war der Numerus Clausus auf 1.9 festgesetzt. Wie hätte ich das erreichen können, wo an unserem Gymnasium 'Die Eins als Traumnote' angesehen wurde, als nichterreichtbares geradezu infinitesimales Ideal? Außer in Musik und Zeichnen. Aber die Einsen die ich da hatte, zählten nicht beim Abiturdurchschnitt. Was kümmerte es die Zentrale Studienvergabe, dass man an hessischen Gymnasien die Einsen nachgeworfen bekam, bei uns aber für Genies aufsparte?

Es blieb also nur noch Jura, das Studium für Muttergeschädigte, wie ich einer war, und für die, die sich für garnichts im Leben interessieren, weil ihr Hirn flach ist wie ein Brett, die



weder Phantasie noch Kreativität besitzen, sondern es gut und richtig finden, irgendwelche idiotischen Amtshierarchien hochzukriechen, um dann mit fünfzig einen Mercedes und einen fetten Arsch zu besitzen. Mutter fand das um so vernünftiger und lobenswerter, als ich das Studium in unserer Stadt machen konnte, sie also nicht ein Zimmer auswärts zu zahlen hatte.

Was nützte es mich in der Folge, Musikstunden bei einem Professor des Konservatoriums zu nehmen, wie ein Fanatiker Etüden zu üben und gar eigene Kompositionen aufzuzeichnen? Die Komposition einer Klavieretüde widmete ich meinem Professor, der mir versprach, sie mir vorzuspielen.

Aber dann verlegte er sie angeblich mit den Weihnachtsnoten und fand sie nie mehr wieder.

Den Professor hatte ich durch einen Freund kennengelernt, der selbst Jura studierte, daneben aber auch Musik, und sehr gut Klavier spielte. Er führte zum Beispiel mit dem Professor am zweiten Klavier das Schumann Klavierkonzert öffentlich im Konservatorium auf. Ich bewunderte Burkhard zunächst wegen seines Tanzens. Ich war seit einiger Zeit einem Club für Turniertanz beigetreten und nahm nun regelmäßig am Training teil. Burkhard sah gut aus mit seiner Partnerin.

Burkhard war groß und schlank, und die kurzen schwarzen Haare und seine Metallrandbrille stempelten ihn zum Typ



Jurist *par excellence*. Seine Nase zeigte etwas keck und fast hochmütig nach oben. Seine Augen waren klein und scharfblickend und seine Lippen schmal. Aber diese gewisse Härte seines Aussehens wurde durch die Anmut seiner blondgelockten und etwas kleineren Partnerin wohltuend ausgeglichen. Gleichzeitig verliehen sie dem etwas leicht aussehenden Mädchen etwas von Burkhard's Seriosität.

Übrigens hatte ich den Tanzclub durch Jürgen kennengelernt; man mag es glauben oder nicht, aber Jürgen tanzte. Er sah dabei zwar aus, wie ein etwas vom Wege abgekommener Satyr, aber das fiel bei dem bunten Treiben der Anfängerguppe, der er angehörte, nicht weiter auf. Jürgen betrachtete das Tanzen mehr wie eine Pflichtübung. Er begleitete schlicht seine Eltern, die den *Senioren* angehörten und es sehr ernst nahmen mit dem Trainieren.

Waltraud ging später einmal mit und lachte sich halb tot, als sie die beiden auf der Tanzfläche sah. 'Die Nilpferde haben Ausgang!' witzelte sie und ich hielt mir den Bauch vor Lachen. Es war in der Tat sehenswert, was die beiden unter Tanz verstanden. Der Vater betrachtete mit Inbrunst seine Füße, wobei er etwas gebückt seiner Frau gegenüberstand, die Arme steif hielt und sich gewissermaßen an ihr abstützte. Man hatte den Eindruck 'Das Nilpferd tanzt und die Nilpferdin stützt es, damit es nicht umfällt.'



Ich hatte leider etwas Pech bei der Wahl meiner Partnerin. Zwar stürzte sich mir Jürgens Partnerin in die Arme, sobald sie mich erblickte, denn sie hatte offenbar nur auf den Augenblick gewartet, Jürgen gegen einen attraktiveren Partner einzutauschen, was Jürgen übrigens garnicht übel nahm, und wir schauten uns gleich verliebt in die Augen. Sie hiess Claudia, und war ein großes schwarzhaariges Mädchen mit melancholischem Blick. Aber dann erkrankte sie sehr schwer und kam nie mehr zurück in den Club.

Ich fand einfach niemand. Die Clubleitung war untröstlich; üblicherweise herrsche *Frauenüberschuss*. Aber ich hatte wie immer alles Glück allein. Schließlich drehte man mir Frau Zenner an, eine fünfunddreissigjährige Immobilienmaklerin, die seit Monaten auf einen Partner wartete, der sich ihrer erbarmte. Ich konnte, ebenfalls wie immer, nicht nein sagen. Als ich später Waltraud kennenlernte, die tanzte wie eine Feder, hatte ich mich bereits für Turniere mit Frau Zenner verpflichtet. Frau Zenner schien mich mit einer Straßenbahn zu verwechseln, so hängte sie an mich. Sie war mehr als einen Kopf kleiner als ich und tippelte wie ein Kanarienvogel. Beim Tanzen war ihr Schritt natürlich ebenso klein und unsere ganze Bewegung war eine einzige Disharmonie. Wir übten wie die Irren und gewannen auch einige Turniere.

Meine Mutter war natürlich angetan von Frau Zenner. Das war doch etwas anderes, als 'diese Waltraud,' das war



doch 'eine Frau von Welt,' mit der man sich 'sehen lassen' konnte. Wir stiegen nur in den teuersten Hotels ab, denn Frau Zenner zahlte das Zimmer.

In ihrem dunkelblauen BMW 2002 mit Automatik gings am Wochenende nach Ludwigshafen, Mainz, Mannheim, Stuttgart, auf die Turniere und meine Mutter nahm an allem teil. Frau Zenners Freund war ein dickbäuchiger Unternehmer in Mannheim, welcher einen alten Jaguar V-12 als Drittwagen besaß. Er fuhr den silbernen Superofen am Wochenende einmal um den Häuserblock und stellte ihn dann zurück in die Garage, nachdem er sich eine Stunde lang die Maschine angeschaut hatte.

Frau Zenner besaß ein schönes Haus auf dem Lande, wo wir bisweilen am Wochenende eingeladen waren. Sie stellte ihre Möbel mit sehr viel Geschmack zusammen und auch zum Essen gab es Köstlichkeiten. Dort aß ich zum ersten Mal Languste. Und gleich eine ganze auf einmal. Sie sagte, sie verdürbe ihr, da sie noch so viel anderes eingekauft habe und ich solle mich nur daranhalten. Das liess ich mir nicht zweimal sagen.

Bei einem Turnier, das wir mit Glanz und Glorie verloren hatten, nahm mich ein Wertungsrichter zur Seite, als Frau Zenner auf die Toilette gegangen war. Er deutete mir mit höflichen Worten an, dass Frau Zenner 'viel zu alt' für mich sei



und dass wir schrecklich aussähen als Paar, obwohl wir technisch gut tanzten. Und da Turniertanz eben in erster Linie ästhetisches Vergnügen sei, komme es zunächst einmal und am Wesentlichsten auf den ersten Eindruck an, den ein Paar mache.

Er wies mir als Beispiel das junge Pärchen, das den ersten Preis gewann. Sie waren in der Tat technisch miserabel gewesen, aber wenn man sie sah, bekam man ohne es zu wollen eine Erektion. Sie sah so sexy aus, wie ich noch kaum ein Mädchen gesehen hatte. Ihr Kleid zeigte mehr als es verdeckte und sie verstand sich darauf, den Wertungsrichtern während des Tanzens kokette Blicke zuzuwerfen. Außerdem waren die beiden eben auch so befreundet, das heißt, schliefen miteinander. Und das strahlte aus, obwohl es im Tanzsport übrigens eher die Ausnahme ist.

Was kam ich mir traurig vor mit Frau Zenner! Wenn sie mich um etwas anderes als Tanzen gebeten hätte, wäre ich gerannt. Aber sie war so klug, es nicht zu tun. Auch so profitierte sie schon genug von mir. Eines Tages hatte ich endgültig die Nase voll und rief Frau Zenner im Club vor dem Training an, ich käme nicht mehr. Sie wollte es zuerst nicht glauben, aber dann warf sie wütend den Hörer in die Gabel. Später hörte ich von anderen, sie habe den ganzen Club auf den Kopf gestellt vor Rage gegen mich.



Burkhard glänzte in Jura und in Musik gleichermaßen. Er glänzte überhaupt in allem. Und erwartete, dass seine vielen Freunde das auch zu würdigen wussten. Bei ihm eingeladen zu sein kam eher einer Audienz gleich, und bevor man einen Termin bekam, studierte er erst einmal aufmerksam sein Notizbuch. War man dann bei ihm, lief alles nach Programm ab. Er hatte alles vorgeplant, jede Minute war eingeteilt. Zwar fragte er immer höflich, ob er nun seine letzte Beethovensonate vorspielen oder die ihn gerade interessierende Platte des Pianisten Engels auflegen dürfe, aber er erwartete eigentlich keinen ernsthaften Widerspruch. Hatte man dennoch etwas auszusetzen am Genie des Provinzhackers, fand er mit stets lächelndem Gesicht sofort einen Grund, das von ihm beabsichtigte doch zu tun. Dieser Grund war selbstverständlich ein rationaler, wie überhaupt alles rational war, was Burkhard tat.

Er wohnte mit seinen Eltern und Großeltern in einem Reihnhaus und ihm standen nach Belieben drei Klaviere zur Verfügung, das der Großeltern, das im Wohnzimmer der Eltern, auf dem er meist spielte und eines im Keller. Der Vater war ein etwas farbloser Lehrer von der Ingenieurschule, die Mutter eine dickliche Hausfrau aus Siebenbürgen, die wunderbare Zuckerkuchen buk, wenn ich kam. Sie war eine herzensgute Frau, die mit ihrer Küche verheiratet war.



Wenn ich Burkhard herzklopfend und mit schweißigen Händen eins meiner Stücke von Grieg, Schumann oder Chopin vorspielte, lächelte er etwas süßlich und meinte dann gönnerhaft, diese oder jene Stelle müsse man aber doch 'so und so' spielen und es sei 'ja schon ein wenig eigenartig,' wie das bei mir herauskomme. Danach legte er dann meist ein Konzert von Mozart oder Brahms auf. Richtige Musik, wie er es nannte.

Eine Zeitlang führten wir eine etwas romantisierende Korrespondenz. Es fing damit an, dass er mich in einem Brief mit 'Lieber Goldmund' anredete. Diese Anspielung auf Hermann Hesses Erzählung Narziss und Goldmund fand ich durchaus nicht unpassend und er glich in der Tat dem Narziss, wie ich eher goldmundähnliche Züge aufwies. Später glich sich das natürlich aus, wie ja überhaupt die Unterscheidung der beiden Charaktere eine rein artifizielle ist. Hesse selbst war eben beides, Narziss *und* Goldmund. Burkhard war allerdings ein extremer Narziss. Er war eigentlich eher dem Helden in Hesses Glasperlenspiel ähnlich, während ich mich als eine Mischung aus Goldmund, dem Steppenwolf und Hans Castorp aus Thomas Manns Zauberberg fühlte.

Als er einmal bei meiner Mutter eingeladen war und eines seiner Stücke in Glanzbravour und metallischem Anschlag auf dem Klavier heruntergehackt hatte, bemerkte er im Weggehen: 'Peter ist wohl noch etwas unreif in der Musik!' Meine



Mutter fühlte sich bestätigt und fügte mit wissendem Lächeln hinzu: 'Nicht nur in der Musik.' Darauf er: 'Nun ja, mit seiner Reifung am Klavier wird er wohl auch menschlich reifen!'

Das hatte wohl ein Bonmot sein wollen, sprach aber nicht für Burkhard's Taktgefühl; ich wusste in diesem Moment, dass ich mich geirrt hatte und der eingebildete arrogante Idiot niemals mein Freund gewesen war. In der Folge bot sein Notizbuch dann auch immer weniger Lücken, um Termine an mich zu vergeben und wir verloren uns aus den Augen—nicht gerade zu meinem Leidwesen.

Einige Jahre später rief er mich einmal überraschend zu Weihnachten an und fragte mich nach einigen Höflichkeitsfloskeln, ob ich 'immer noch mit dieser Waltraud' zusammen sei, er habe sich inzwischen von seiner früheren Verlobten getrennt. Sie sei ihm denn doch zu langweilig geworden. Ich antwortete, ich sei inzwischen 'mit dieser Waltraud verheiratet' und wünschte ihm ein frohes Fest. Als ich ihm später schrieb und, da ich keine Antwort erhielt, seine Mutter anrief, teilte diese mir mit, Burkhard habe für 'solche Dinge nun keine Zeit mehr.' Er bereite sich auf die Anwaltsprüfung in New York vor.

Ich hörte lange nichts von ihm. Nach über zwanzig Jahren fand ich heraus, dass er ganz dumm und bieder ein An-



DIE WANDLUNG / 180

walt war in Köln, und meinte als kurze Antwort auf meine lange Mail, er spiele immer noch Brahms an Sonntagen.

Brahms–Arschloch.

UMZUG UND LIEBESPROBLEME

EIN UMZUG MIT FOLGEN

Wir zogen nun in eine andere Wohnung um, die in einem Neubau lag und wo im Hause Sauna und Schwimmbad zur Verfügung standen. Mutter fand zuerst die Miete zu hoch, liess sich dann aber durch die Annehmlichkeiten der Sauna und des Schwimmbads, die sie zu ihrer Gesundheit zu nutzen beabsichtigte, umstimmen.

Die Umstände des Umzugs waren etwas eigenartig. Mutter hatte seit längerem eine Kur beantragt, die vom Staat bezahlt wurde, und erhielt ihre Einberufung einige Tage vor dem geplanten Umzugstermin. Die Regierungswohnung war gekündigt und neue Mieter standen vor der Tür.

Und die neue Wohnung war bezugsbereit. Meine Mutter bekam einen Wutanfall, als sie die 'Einberufung zur Kur' erhielt, die sie wesentlich früher erwartet hatte. Sie fühlte sich gesundheitlich nicht sehr wohl und wollte daher auf die Kur nicht verzichten. Waltraud und ich boten uns also an, während ihrer Abwesenheit den Umzug für sie zu machen.



Das war nun keine leichte Sache, denn meine Mutter hatte schließlich die gesamte Einrichtung eines Einfamilienhauses, inklusive vieler Wertsachen, geerbt und all dies war in einer Drei-Zimmer Wohnung untergebracht. Bevor sie in die Kur fuhr, schärfte sie mir hunderttausendmal ein, die Umzugsleute genau zu überwachen, damit sie nicht auf ihre Kosten Stunden herausschlugen. Das Geld war wieder einmal ihre Hauptsorge.

Waltraud und ich waren so einfältig, uns die Ängste Mutters ums liebe Geld zu eigen zu machen und schlepten schon vor dem Umzugstage Kisten und Kasten nach unten, luden sie in den kleinen Fiat und fuhren sie zur neuen Wohnung. Mit Frau Britz zusammen trug ich die schweren Teppiche in den Hof, um sie auszuklopfen. Und schließlich transportierte ich auch noch Kleinmöbel im Fiat zum neuen Domizil meiner Mutter.

Unnötig zu erwähnen, dass wir alles selbst packten, die vielen Bücher, Porzellan, Kristall und all der Kram. Es wäre Mutter viel zu teuer gekommen, die Sachen von der Umzugsfirma packen zu lassen. Am Ende standen fünfundsiebzig gepackte Kisten da.

Brau Britz war am Ende ihrer Nerven, Waltraud hatte entsetzliche Kreuzschmerzen und ich wusste, dass wir einen großen Fehler gemacht hatten, uns auf all das einzulassen.



Der eigentliche Umzug war eine Katastrophe. Ich hatte den Fehler gemacht, den Leuten einen Kasten Bier hinzustellen, um sie zu besserem Arbeiten zu bewegen. Was ich erreichte, war genau das Gegenteil. Sie stöhnten und schwitzten immer mehr, manche kamen überhaupt nicht mehr nach oben und blieben einfach faul unten im Möbelwagen sitzen, und das ganze dauerte Stunden und Stunden. Sie fuhren zur Kaffeepause weg, dann wieder zur Mittagspause, und als der große Möbelwagen endlich anlangte, konnte wegen eines Platzregens nicht ausgeladen werden. Wieder saßen wir da und warteten.

Nun waren die Möbelpacker müde und betrunken und der Transport der Sachen vom Lastwagen in die Wohnung vollzog sich entsetzlich langsam; im übrigen schlugen die Männer die Möbel etliche Male gegen die Mauern, beschädigten teilweise den Gipsverputz im Treppenhaus und es gab den ersten Ärger mit dem Hausbesitzer, der Architekt war und das Haus, in dem er selbst wohnte, erstellt hatte. Es war schon dunkel, als die Leute endlich fertig waren und die Wohnung war ein Chaos, denn die Männer hatten alles einfach irgendwo abgestellt, ohne weiter zu fragen.

Bis zur Rückkunft meiner Mutter vergingen drei Wochen, während der Zeit Waltraud und ich unermüdlich Möbel rückten, auspackten, Geschirr spülten, einräumten, Bilder aufhängten und so fort.



Waltraud erstellte bereits vor dem Umzug einen Plan der Wohnung, nachdem wir sie genau vermessen hatten und sah die Einrichtung darin bis aufs kleinste Teil vor; sie war die geborene Innenarchitektin. Alles passte aufs Haar und als alles fertig war, saßen wir erschöpft da und schauten uns zufrieden unser Werk an.

Frau Britz freute sich mit uns und wir waren alle erstaunt, wie gut die Bilder, Möbel und Teppiche nun zur Geltung kamen. Die Wohnung war in der Tat ein kleines Museum geworden. Als der Architekt und Hausbesitzer herein kam, um uns wegen der Beschädigungen im Treppenhaus zu rügen, blieben ihm erst einmal die Worte weg.

Meiner Mutter übrigens auch, als sie zurückkam. Aber nicht wegen der Einrichtung und der ganzen Arbeit, die wir uns gemacht hatten, sondern wegen der Rechnung, die die Umzugsfirma uns geschickt hatte. Sie wollte sogleich einen Prozess anstrengen, wie es so sehr in ihrer Natur und der ihrer Geschwister lag, aber schließlich erklärte sich die Firma zu einem beachtlichen Abzug und Schadensersatz für die Beschädigungen bereit und alles war geregelt.

Wer nicht zufrieden war meine Mutter. Ihr gefiel die Anordnung der Möbel nicht und dies und das war ihr nicht recht. Sie hatte keinen Finger mehr zu rühren, alles war vor ihrer Rückkunft fertiggestellt worden, aber gnädige Frau meinte,



sie fühle sich ganz allgemein nicht wohl in der neuen Umgebung und dem Aussehen, das Waltraud und ich ihr gegeben hatten.

Waltraud wies ihr an Hand des Planes nach, dass es nicht möglich gewesen war, die zum Teil sehr wuchtigen und platzraubenden Möbel anders zu gruppieren. Meine Mutter wollte aber von Einzelheiten nichts wissen. Ihr ging es ums *Allgemeine*. Und Waltraud und mir ging es um Urlaub.

PESARO

Mutter hatte mir zum Abitur eine Reise versprochen, die wir nun antraten. Wir fuhren im Auto nach Pesaro in Italien, wo wir ein Zimmer in einer ganz einfachen Pension gemietet hatten. Als wir nach fünfzehnstündiger Fahrt durch die Nacht endlich dort ankamen, hatte Waltraud einen Heulkrampf.

Das Zimmer war schmutzig, klein und dunkel. Gegenüber des Fensters befand sich eine Hauswand, auf die den ganzen Tag über die Sonne schien und die uns nachts die Hitze ins Zimmer abstrahlte. Tagsüber war es in dem Zimmer kaum auszuhalten, und sogar nachts herrschten noch dreißig Grad darin. Aber Waltraud und ich waren glücklich wie Kinder, nachdem wir den ersten Schock überwunden hatten und freuten uns vor allem an dem einfachen und netten Wesen der ausschließlich italienischen Hotelgäste und der guten Küche der Pension. Zu jeder Mahlzeit tranken wir zusammen fast ei-



nen Liter eisgekühlten Rotwein und ich weiß nicht, wie Waltraud es aushielt, sich danach in den stickigen Hof in die Sonne zu legen. Der Strand war schmutzig und das Meerwasser hatte einen solchen Gestank nach Abwässern, dass wir es bald aufgaben, uns darin zu baden.

Wir zogen es vor, den Spätnachmittag und Abend auf der Mauer einer Terrasse zu liegen, die halbrund über das Meer schaute und zu einer typisch italienischen Café-Bar gehörte, aus dessen Innern den ganzen Tag die neuesten Schlager des Landes aus der Musikbox klangen. Für einen Espresso konnte man solange auf der Mauer liegen oder auf der Terrasse sitzen, wie man wollte. Die Besitzer und Kellner waren sehr freundlich zu uns und wir fühlten uns fast zuhause, wenn wir täglich kamen.

Auf den dicken Steinen vor der Mauer standen die Fischer und angelten in aller Gemütsruhe und in praller Sonne. Abends flanierten wir die Strandpromenade entlang und verdrückten manche Flasche eiskalten Asti zusammen, erzählten, lachten und ich rauchte gar von Waltrauds Marlboro mit, weil sie so gut zum Asti schmeckten.

Sex war fast unmöglich in der Hitze. Einmal war das Bett zu weich und durchgebogen wie eine Hängematte und zum andern waren wir abends zu müde. Ein paar Mal liebten wir uns in der Mittagshitze direkt nach dem Essen und ich dachte



danach, ich bekomme einen Herzinfarkt. Das Schlimmste war aber, dass wir uns beide eine hartnäckige Pilzerkrankung auf der schmutzigen Toilette des Zimmers holten, die wir in der Folge fast nicht mehr los wurden. Erst nach Jahren erfolgloser Behandlungen mit Kortison und Pilzsalben, die mir fast die Haut des Skrotums zerstörten, wurde mir klar, dass die Pilzgeschichte eine Somatisierung war, welche mich aufmerksam machen wollte auf meine Sexualität und meinen Ekel davor.

Pesaro ist nicht nur ein Badeort, sondern eine kulturell interessante und sehr alte Stadt. Das Treiben auf dem Fischmarkt und die vielen espressobars hatten zu der Zeit noch echt italienische Atmosphäre und nicht dieses widerliche Touristenflair, dessen artifiziell–oberflächliche Faulheit jede wirkliche Kultur erstickt. Das Schlimmste, was ich in dieser Hinsicht Jahre später sah, war Pattaya in Thailand.

WALTRAUDS NIERENLEIDEN

Waltrauds eigenartige Nierenschmerzen, die sie seit dem Umzug hatte, besserten sich auch nach dem Urlaub nicht. Eines Tages kam sie ganz überraschend ins Krankenhaus: sie war zuhause unter einem Blutsturz zusammengebrochen. Die rechte Niere blutete so stark, dass der Urin knallrot gefärbt war. Waltraud hatte entsetzliche Schmerzen und wurde erst einmal so lange gepflegt, bis die Infektion abgeheilt war. Als sie in die Firma zurückkam, gab es böse Anspielun-



gen von wegen ihres Krankfeierns und sie wurde von ihrem Vorgesetzten in der Folge systematisch gedemütigt.

Die Unternehmungsleitung versuchte, Waltraud um Akkordzeiten zu betrügen, wies ihr dauernd neue Arbeiten zu, die sie zwangen, sich immer wieder einzuarbeiten, mit der Folge eines am Anfang sehr verlangsamten Akkords.

Waltrauds Nierenleiden verschlimmerte sich zusehend und die Diagnose ergab, dass ihre rechte Niere herunterhänge, dass wegen zu schwerer körperlicher Arbeit in ihrer Kindheit und Jugendzeit die Bänder dieser Niere total ausgeleiert waren, dass die Niere praktisch am Rückgrat lag und sie durch eine fortgeschrittene Verkalkung der Blutgefäße solchermaßen gegen die Wirbelsäule scheuere, wodurch die ständigen Entzündungen hervorgerufen wurden.

Waltraud wurde operiert und durchlief eine lange Zeit der Rekonvaleszenz. Die Firma konnte sie rechtlich nicht direkt nach der Rückkehr von der Kur entlassen, aber sie erreichten es in der Folge durch eine gezielte Demoralisierung. Sie konnte laut ärztlicher Bescheinigung die Näharbeit nicht mehr verrichten. Was die Firma ihr als Alternative anbot, war eine unglaubliche Zumutung. Waltraud musste den ganzen Tag an einer Laderampe stehen, die nach außen offen war, fror also wie ein Klapperstorch und holte sich dadurch prompt die nächste Nierenentzündung.



Oft hatte sie Stoffballen zu zählen und zu vermessen. Die Werte wurden anschließend in den zentralen Computer gegeben und mit den original auf den Stoffballen angezeigten Werten verglichen. Die Zahlen stimmten nie überein.

Waltraud kannte privat die ältere Dame, die die Arbeit vor ihr gemacht hatte. Die Frau erzählte Waltraud, dass sie über all die Jahre, in der sie diese Arbeit ausgeführt habe, ein ausgeklügeltes System von Betrügereien entwickelt hatte, um die in praxi nie übereinstimmenden Zahlen zur Deckung zu bringen. Waltraud wollte aber zum einen nicht betrügen, zum anderen war sie nicht in der Lage, das raffinierte Zahlenspiel der Dame, die vorher die Arbeit gemacht hatte, nachzuvollziehen.

Die Kündigung kam und ich führte mit der Gewerkschaft einen Arbeitsprozess gegen die Firma. Die Krankheitszeiten aber allein rechtfertigten bereits eine Kündigung, wenn der Arbeitgeber nachweisen konnte, dass er keine der Arbeiterin zumutbare Alternativbeschäftigung in seiner Firma anbieten könne. Die Firma argumentierte, dass sie solche Alternativen angeboten habe, Waltraud sich aber für alle Arbeiten als untauglich erwies. Wir traten Gegenbeweise an, die aber wegen unserer mangelnden Einsichtsfähigkeit in den inneren Organisationsablauf der Firma fast unmöglich zu führen waren. Zwar trug der Arbeitgeber die Beweislast für das Anbieten ausreichender Alternativen, aber der Richter war der Ansicht, die



Firma sei ihrer Verpflichtung in dieser Hinsicht in ausreichender Weise nachgekommen. Die Kündigung war also wirksam und wir gingen mit einer Abfindung von viertausend Mark nach Hause. Waltraud hatte zehn Jahre in dieser Firma gearbeitet und letztlich zugunsten der Firma ihre Gesundheit ruiniert.

Beigetragen zu Waltrauds ursprünglicher Nierenentzündung hatte aber nicht nur die frühzeitige Abnutzung ihrer Bänder und der anstrengende Umzug für meine Mutter.

Es kam hinzu eine schwere Erkältung, die sich Waltraud in meiner Studentenbude holte, die ich kurz nach Rückkehr meiner Mutter aus der Kur bezog. Meine Mutter war nämlich nicht nur allgemein unzufrieden über ihre neue Umgebung, sie war auch im besonderen verärgert über mein Klavierspielen, denn das Klavier war nicht in mein kleines Zimmer gegangen und hatte im Wohnzimmer seinen Platz finden müssen.

Zwischen Wohnzimmer und Diele befand sich aber nur ein Durchgang ohne Tür und der Neubau bestand ohnehin aus Papierwänden. So gab es Ärger im ganzen Objekt wegen meines manchmal achtstündigen Übens.

Ich hatte in dieser Zeit nichts zu tun, denn ich wartete auf die Zulassung zum Studium und konnte erst im Herbst damit beginnen. So frönte ich denn meiner Leidenschaft. Die



Folge war ein *Riesenkrach*, wie meine Mutter es ausdrückte, und obwohl ich mich in der Folge wegen einer Familie mit einem Baby dazu verpflichten liess, nur noch zwei Stunden am Tag zu spielen, fürchtete meine Mutter die Kündigung. Was ich ihr über rechtliche Situation bei solchen Streitigkeiten wegen Hauslärm in Form des Spielens eines Musikinstrumentes berichtete, interessierte sie wenig. Für sie zählte nur die Angst, aus der Wohnung geschmissen zu werden.

Die Musik und meine Leidenschaft zum Klavier hatten mir nun eine Willensstärke gegeben, die mir zum ersten Mal in meinem Leben ermöglichten, etwas in eigenem Interesse gegen meine Mutter durchzusetzen. Ich stellte sie vor die Alternative, mich entweder spielen zu lassen oder aber mir ein Zimmer in der Stadt zu bezahlen, wo ich ungestört spielen konnte. Sie war einverstanden, wenn ich ein sehr preiswertes Zimmer fände. Das liess ich mir nicht zweimal sagen und machte mich auf die Zimmersuche.

In einem Altbau an einer der Hauptverkehrsadern der Stadt, nicht weit von der ersten schäbigen Wohnung entfernt, die wir ursprünglich bewohnt hatten, fand ich zwei große ineinandergehende Zimmer in der Wohnung einer jungen Studentenfamilie. Sie war Deutsche, er Afrikaner von Kamerun und ihr zweijähriges Töchterchen Titi war das schönste und liebste Kind, das ich bis dahin in meinem Leben gesehen hatte.



DIE WANDLUNG / 191

Ich mochte vor allem den Afrikaner, einen gepflegten und sehr freundlichen Mann, der eine wundervolle Art hatte, mit Kindern umzugehen. Er war für mich der ideale Vater. Seine Frau war eine dieser fetthaarigen Emanzen mit Schweißgeruch, die abends um Elf auf einer alten Schreibmaschine mit zwei Fingern herumhacken, während das schmutzige Geschirr sich auf dem Spültisch stapelt und der Ehemann sich der Pflege des Kindes annimmt. Sie wechselte keine Windeln, sie spülte kein Geschirr, sie kochte nicht. Das tat er. Sie schrieb dafür eine Diplomarbeit.

Ich konnte nun endlich ungestört Klavier spielen. Der Nachteil meiner Bleibe aber war ein alter und schlecht funktionierender Ölofen für zwei große Zimmer mit vier Meter hohen Decken, ein Bad ohne jede Heizung, ein Bett, das für Waltraud und mich zu klein war, eine Bushaltestelle für fast alle Linien der Hauptstadt direkt vor dem Fenster, eine Küche, die so vor Dreck klebte, dass ich meist nichts oder an der Uni aß und jeden Morgen Abend mindestens einer Kakerlake angesichts wurde.

Die Vermieter waren Schuhmacherzwillinge, die mehrere Schusterläden betrieben und mit der schmierigen Freundlichkeit, die ihnen eigen war, erklärten, das Ungeziefer habe der Schwarze aus dem Busch eingeschleppt. In Wahrheit hatten die Nazis die ganze Etage über unserer Wohnung seit Jahren leer stehen und dort sah es aus wie auf einer Müllhalde. Au-



ßerdem war die Strasse allgemein verrufen wegen Ratten und Ungeziefer. Umso leichtsinniger und verantwortungsloser war es natürlich von den Vermietern, eine ganze Etage ihres Hauses gleichsam als Abfallhalde zu benutzen.

Der nächste Winter war sehr kalt und Waltraud blieb am Wochenende meist bis gegen Morgen bei mir. Aber nicht nur dass wir uns in dem engen Bett die Decke wegzogen; in dem Bad herrschte eine so eisige Kälte, dass man glaubte, am Nordpol sein Bad zu nehmen. Zu guter Letzt brachte ich sie dann gegen vier Uhr morgens in einem total vereisten und hartgefrorenen Auto nach Hause—da sie es nicht wagte, ihre Mutter beim Frühstück zu versetzen—das erst warm wurde, nachdem ich sie bereits daheim abgeliefert hatte.

Als Waltraud dann wegen der Operation hospitalisiert wurde, zog ich um in eine schöne kleine Zweizimmer Wohnung in einem der Randgebiete der Stadt. Ich hatte sie durch Beziehungen an der Uni gefunden. Sie befand sich im Erdgeschoss eines Zweifamilienhauses, was sich ein junger Ökonom der Uni gebaut hatte. Er war ein stets verschwitzter ungewaschener kleiner Kerl mit Riesenschädel und Stiervisage. Seine Frau war gutmütig und fett wie eine Tonne. Sie roch ebenso ekelhaft wie er. Sie waren nette Leute und wir hatten anfangs ein gutes Verhältnis. Das änderte sich aber leider bald. Der Winter hielt nämlich an und die Heizung war absolut ungenügend. Ich saß wie vorher bei fünfzehn Grad in Strickpulli und



Schal, weil das junge Ehepaar am Öl sparen musste, um das Haus abzuzahlen.

Das hätte ich noch in Kauf genommen, wenn sie sich dann nicht auch noch über mein Klavierspielen aufgeregt hätten, was sie anfangs sehr tolerant aufnahmen. Hinzu kamen, nach Waltrauds Rückkehr aus dem Krankenhaus, wiederholte Bemerkungen, wann wir denn zu heiraten beabsichtigten und Anspielungen, man sei in dem Viertel sehr konservativ. Das alles und die hohe Miete bewogen mich schließlich zum Auszug.

KLOTZ AM BEIN

Nach dieser Odyssee kehrte ich reumütig in den Mutter-schoß zurück—so interpretierte es jedenfalls meine Mutter. Ich bezog also mein kleines Zimmer in ihrer Wohnung wieder.

Aber ich hielt es nicht lange aus. Sie wurde nun immer aggressiver wegen Waltraud. 'Was willst du mit einer kranken Frau anfangen?' hieß es, oder 'Ich habe dir ja gleich gesagt: Lass die Finger weg von Arbeiterinnen. Die haben andere Probleme als du. Jetzt hast du einen Klotz am Bein mit ihr!'

Sie hatte natürlich nicht so ganz unrecht, aber es war gerade ihr Standesdünkel und ihre dauernden Anspielungen wegen Waltrauds angeblicher mangelnder Bildung, die mich



anfeuerten, ihr Trotz zu bieten und zu Waltraud zu halten, kostete es, was es wolle.

Es kostete mich natürlich die Freiheit. Nach all dem Gezänk mit Mutter zog ich bald zu Waltraud. Sie hatte es nämlich zwischenzeitlich geschafft, sich nach viel Weinen und Schlägen vom Elternhaus zu trennen, und ein schönes Ein-Zimmer Apartment unweit vom Domizil meiner Mutter bezogen. Es lag eigentlich genau auf halbem Weg zwischen der Wohnung ihrer Eltern und der meiner Mutter, in einer der vornehmsten Strassen der Stadt.

Kurz bevor ich zu ihr zog, hatte sich noch eine unangenehme Geschichte mit einem meiner Kommilitonen ereignet. Er hieß Herbert und war eigentlich unter den Besten im ersten Semester Jura. Aber es war mir von Anfang an aufgefallen, dass seine hohe Intelligenz auch eine andere Seite hatte. Er war ein marginaler eigenbrötlerischer Typ mit einem eiförmigen Kopf, auf dem sich fast keine Haare mehr befanden. Seine Mutter war eine Frau mit einem Tick; sie schlenderte immerzu lächelnd und mit ausladenden Federhüten durch das Haus. Ich verstand zuerst nicht recht, aber Herbert erklärte mir, sie sei etwas nervenkrank und bedürfe viel Schonung.

Seine Eltern hatten ein großes Haus am Wald, in dem Herbert das Dachgeschoss bewohnte. Sein Vater war ein hoher Angestellter bei der Stadt. Er war verantwortlich für den



größten Schandfleck der Gemeinde, ein über hundert Meter hoher Schornstein der Müllverbrennungsanlage, dessen Nützlichkeit sich später als Schädlichkeit herausstellte. Denn die giftigen Abgase durch die Höhenluft auf die bewaldeten Hügel der Stadt abzuleiten, führte zu Waldsterben und folgender Erosion der Gipfellagen—im übrigen wurde ein Teil der Gifte ohnehin durch den Regen wieder ins Tal gespült. Herbert hatte Waltraud einige Male an der Uni gesehen und eigenartig auf sie reagiert. Er hatte sich wohl in sie verliebt. Da meine Beziehung zu Waltraud derzeit sehr angeschlagen war, bat sie Herbert, ihr beim Auszug von zuhause mit seinem Auto Hilfe zu leisten. Das tat Herbert sehr gern, aber er bekam bei Waltraud mehrere seiner üblichen Anfälle, von denen ich allerdings nicht das geringste ahnte. Eines abends rief meine Freundin Ellen an, von der später noch die Rede sein wird, und berichtete mir aufgeregt, sie sei mit ihrem Freund bei Waltraud vorbeigefahren und da hätten sie die beiden im Hausgang angetroffen, und Herbert habe Waltraud fast erwürgt.

Es war ihnen zum Glück gelungen, Herbert zu beruhigen und ich wollte natürlich zu Waltraud hinfahren. Aber meine Mutter verbot es mir strikt und verlangte von mir, die Polizei anzurufen.

So rief ich die Polizei und traf mich mit ihnen an Waltrauds Wohnung. Die Polizisten nahmen alles gelassen auf



DIE WANDLUNG / 196

und brachten Herbert nach Hause. Es stellte sich heraus, dass Herbert mit Waltraud hatte schlafen wollen, sie aber natürlich ablehnte. Kurz darauf zog ich mit einigen Sachen zu Waltraud in das kleine Studio—und kehrte von da an nie mehr zu meiner Mutter zurück.

Ich verzichtete lieber auf mein Klavier, als weiterhin die täglichen Streitereien wegen meines Spiels zu ertragen. Es war gemütlich bei Waltraud. Sie schlief auf einer Bettcouch, ich auf einer Sonnenliege, die wir mit einigen Decken abpolsterten. Tagsüber ging sie in die Firma arbeiten, ich fuhr an die Uni, und abends holte ich sie an der Firma ab und wir fuhren gemeinsam nach Hause.

Ja, nun fühlte ich mich zum ersten Mal in meinem Leben wirklich zuhause. Trotz Waltrauds Operation und der Tatsache, dass sie in der Folge ihre Stelle verlor, ließen wir den Mut nicht sinken. Was waren diese Kleinigkeiten gegen all die Belastungen und Probleme, die wir beide während unserer gesamten Kindheit mit den Eltern gehabt hatten?

In der Folge ließen die Spannungen mit den Eltern entschieden nach. Man konnte sich aus dem Wege gehen und sah sich gelegentlich zum Essen am Wochenende. Meine Mutter zeigte sich nun etwas großzügiger und war bereit, mir das Geld, was sie mir als Miete zahlte, als ich die Zimmer hatte, weiterhin zu zahlen.



DIE WANDLUNG / 197

Ich sehnte mich nach meinem Klavier und wir schauten uns in der Nachbarschaft nach einer kleinen Zweizimmer Wohnung um, die wir mit unserem zusammengelegten Geld hätten bezahlen können. Es war aber nichts zu finden.

Plötzlich wurde jedoch die über uns liegende schöne Dreizimmer Wohnung frei, in der ein Fußballspieler gewohnt hatte, der nun den Verein wechselte und in eine andere Stadt umzog. Sie war eigentlich viel zu teuer für unsere Verhältnisse, aber wir riskierten alles und nahmen die Wohnung.

Meine Mutter schimpfte erst, fand nachher aber alles geradezu ideal für unsere Bedürfnisse. Wir luden die Eltern nun oft am Wochenende zum Essen ein, Waltraud und ich kochten, Wein wurde gekauft und alles drum und dran stimmte. Das war eine glückliche Zeit und die alten Unstimmigkeiten zwischen Waltraud und mir waren für den Moment vergessen.

Diese Unstimmigkeiten kamen zum großen Teil von meiner Seite. Ich wusste, dass ich einen Fehler gemacht hatte, mich so früh zu binden und suchte denn immer wieder ausbrechen. Aber es gelang mir nicht. Ich wusste nicht, was ich wollte, und die Tatsache, dass meine Mutter ebenfalls die Meinung vertrat, ich dürfe mich nicht so früh binden, brachte mich nun dazu, gerade das Gegenteil zu wollen. Wenn Eltern nur einmal einsähen, dass alles, was sie mit Gewalt bei ihren



DIE WANDLUNG / 198

Kindern erreichen wollen, genau das Gegenteil des Gewünschten hervorruft!

Meine Mutter sprach mit zwei Zungen. Im Beisein von Waltraud war sie nett und freundlich; waren wir allein fragte sie 'Wann trennst du dich endlich von 'dieser Waltraud?'

EINE KRANKE FAMILIE

Das Verhältnis Waltrauds zu ihren Eltern blieb weiterhin angespannt. Ihr ältester Bruder lief übrigens schon als Junge den Mädchen nach und hatte mit sechzehn bereits einen Sohn. Daraufhin verließ er das Elternhaus und schlug sich in anderen Städten irgendwie durch. Er war sehr intelligent und redegewandt, und dazu musikalisch wie der Vater, der Geige und Akkordeon spielte, aber er wollte nie in irgendeiner abhängigen Position arbeiten.

So wechselte er Arbeit und Frauen in regelmäßigem Turnus, und beklagte sich nie, wenn er schwierige Zeiten durchlebte. Der jüngere Bruder arbeitete in derselben Firma, in der Waltraud genäht hatte und kündigte später, um sich anders zu orientieren. Das klappte aber nicht, wie er wollte.

Es stellte sich heraus, dass er unter dem abusiven Elternhaus am meisten gelitten hatte und nutzte die folgende langjährige Arbeitslosigkeit für eine Psychotherapie. Er fand später einen Posten auf irgendeinem Amt. Zum Glück konnte



DIE WANDLUNG / 199

seine Frau, die Italienerin ist und während dieser ganzen Zeit den Großteil des Einkommens bestritt, ihn nicht nur finanziell, sondern auch seelisch stützen.

Die Asthmaerkrankung von Waltrauds Vater verschlimmerte sich nun zusehends und es kam öfter vor, dass wir nachts aus dem Bett gerufen wurden, um ihn ins städtische Krankenhaus zu fahren, das weiter oben auf dem Berge lag. Dort pumpte man ihn mit Kortison voll mit der Folge einer totale Knochen- und Gewebserweichung, die ihn später an den Rollstuhl fesselte und zu mehreren Magen- und Darmoperationen zwang. Die Haut löste sich einfach auf. Wenn er sich an einem Schrank aus Unachtsamkeit die Hand aufschlug, spritzte das Blut hervor.

Da er Krankenhaus verabscheute, hielt ihn seine Frau so lange zu Hause, wie es nur ging. Und als er dann doch eingeliefert wurde, war sie so am Ende, dass wir sie einmal vierzehn Tage lang bei uns gesund pflegten mussten; ein andermal wurde sie gleich mit ins Krankenhaus eingeliefert. Er war hingefallen, sie wollte ihn halten, fiel mit ihm, brach sich die Hand, renkte sich die Wirbelsäule aus und hatte zudem einen Nervenschock.

Waltrauds Eltern, das hieß Katastrophenmeldungen, das hieß, dass sie heulend von 'denen da unten' zurückkehrte, weil ihre Mutter sie wieder einmal geschlagen oder ange-



DIE WANDLUNG / 200

schnauzt hatte. Waltrauds Eltern, das bedeutete aber auch die gute Küche der Mutter, ihr aufopferndes Bemühen um ihren Mann und die Gespräche mit Waltrauds Vater über den Krieg, nach denen er meist heulte. Er malte auch, in einem eigenen und sehr emotionalen Stil. Er schenkte mir einige seiner Bilder, wovon eines mir lieb ist.

MUTTERS NEGATIVE WELTSICHT

Mutter verließen die Sorgen um das liebe Geld nicht. Sie zahlte horrenden Steuern und Dr. Müller wurde von ihr nunmehr und mehr mit den größten Schimpfworten versehen, da er nicht genug absetzen konnte. Dass Dr. Müller uns als Testamentsvollstrecker um einige Tausende erleichtert hatte, die nämlich in seine Tasche gingen, wurde aber erst aufgedeckt durch eine sehr dumme Geschichte. Meine Mutter und ich beabsichtigten nämlich, ein Haus zu bauen. Das war wohl die letzte und in der Tat verrückteste Idee, die wir hatten, um schließlich doch den Traum von der großen Familie zu verwirklichen. Es war nämlich vorgesehen, dass meine Mutter, Rudi, Waltraud und ich alle zusammen in dieses Zweifamilienhaus zögen.

Diese Idee war im Grunde ein Abfallprodukt einer dummen Situation, die sich aus der Entscheidungsunfähigkeit meiner Mutter ergab. Sie hatte sich mehrere Eigentumswohnungen angesehen, da sie eine sehr hohe Miete zahlte für die



DIE WANDLUNG / 201

neue Wohnung und sich darüber klar wurde, dass dieser Betrag nicht viel niedriger war, als die Aufwendungen zur Abzahlung einer eigenen Wohnung. Es waren schöne Wohnungen dabei gewesen, die für den Luxus der Ausstattung und dem Komfort von Sauna und Schwimmbad im Hause sehr preisgünstig waren. Zwei Wohnungen befanden sich in einem großen Terrassenobjekt mit Tiefgarage auf halbem Weg zwischen ihrer jetzigen Wohnung und unserer Wohnung. Die kleinere Wohnung von etwa hundert Quadratmeter lag Erdgeschoss und hatte eine sehr große Sonnenterrasse, die von einer hohen Mauer von dem kleinen kurvigen Anfahrtsweg getrennt war.

Die Wohnung war ideal für Mutter und kostete nur hundertfünfzigtausend Mark, was für Lage und Ausstattung sehr günstig war. Aber meine Mutter meinte, da könnten 'welche nachts über die Mauer steigen' und bei ihr einbrechen. Sie stürbe vor Angst in dieser Wohnung. Die andere Wohnung lag zwei Etagen höher, mit einer großen Terrasse mit breiter Blumenanpflanzung. Sie bestand aus drei Zimmern, war hundertvierzig Quadratmeter groß, hervorragend ausgestattet und besaß einen eigenwilligen Reiz. Vom Treppenhaus, das wie in einem Hotel mit rotem Teppich und Seidentapeten ausgestattet war, ging man über eine kleine halb gewendelte Treppe in die Diele der Wohnung hinab, die sich in einen grosszügigen Wohnraum erstreckte. Die Küche lag innen, von



DIE WANDLUNG / 202

der Diele durch eine Tür zugänglich und zum Wohnzimmer durch eine Bar verbunden. Das Schlafzimmer lag nach der Hinterseite des Objekts und hatte eine eigene Terrasse, von der ein kleiner bepflanzter Hang zu der ruhigen Privatstrasse führte. Diese Wohnung, obwohl sie viel größer und repräsentativer war, als die andere, kostete nur zweihundertfünfzigtausend Mark. Die Tatsache aber, dass man von der kleinen Strasse aus schließlich ins Schlafzimmer einbrechen könnte, liess meine Mutter auch diese Wohnung ablehnen, obwohl ein Schwimmbad von der Größe eines öffentlichen Hallenbades sich im Anwesen befand, und eine Tiefgarage.

Nun hatte der Makler, durch den Waltraud ihr Studio gefunden hatte, vom Kaufinteresse meiner Mutter Wind bekommen und überwarf sie mit Angeboten. Es handelte sich dabei aber um Bauvorhaben, denn Eigentumswohnungen hatte er nicht anzubieten. Er war jedoch ein geschickter Makler, ein guter Menschenkenner, und wusste, wie man mit meiner Mutter reden musste. Er sprach von Steuervorteilen und all dem, was meine Mutter sparen würde, wenn sie sich zum Kauf eines der schlüsselfertigen Häuser entschliesse.

Wir besichtigten daraufhin einen Bauplatz, der in dem Wohnviertel auf dem Berg lag, in dem ich einst die kleine Zweizimmer Wohnung gemietet hatte. Der Bauplatz lag nur zwei Gehminuten entfernt davon. Es scheint, als ob wir im Leben immer an die gleichen Plätze zurückkehren wollten. Als



wir in der ruhigen Sackgasse vor dem Bauplatz standen, erkundigte sich der Makler, ohne indiskret sein zu wollen, genauer, für wen das Haus sei? Er kannte ein wenig unsere Familienverhältnisse. Waltraud hatte mir erzählt, dass er sogar mit ihr habe schlafen wollen, als sie in ihr Studio gezogen war— sie hatte ihn hinausgeworfen. Er war ein bärtiger lebenslustiger großer Mann, fuhr einen S-Mercedes und hatte nun genau auf den wunden Punkt getroffen; ich musste schmunzeln, denn mir war klar, dass für einen Fremden unser ganzes Getue einfach lächerlich wirkte. Meine Mutter stellte klar, dass sie auf keinen Fall allein in das Haus ziehen würde, da der Wohnort zu weit ab sei vom Zentrum und sie bat sich Bedenkzeit aus. Nun wurde fleißig gerechnet und überlegt: die Miete Mutters und unsere Miete zusammengenommen ergaben spielend die Summe, die Raten eines entsprechenden Darlehens abuzahlen.

Endlich entschloss sich Mutter zum Kauf einer größeren Version des Hauses. Sie kostete zweihundertachtzigtausend Mark und bot hundertsechzig Quadratmeter Wohnfläche. Von dem Architekturbüro wurde ein neuer Plan erstellt—und dieser Plan war eine kleine Katastrophe. Platzverschwendung vorne und hinten. Ich machte mich an die Arbeit und entwarf einen neuen Plan. Statt der langen Treppe, die von der Diele nur noch winzige Ecken übrig liess, sah ich eine Wendeltreppe vor, über der eine gläserne Dachluke Licht in das dunkle



Treppenhaus bringen sollte. Statt der Garage wurden eine Sauna und eine Waschküche geplant und einige Wände wurden versetzt.

Architekten und Makler waren so erstaunt über meinen gelungenen Plan, dass ich ins Architekturbüro eingeladen wurde und alle Einzelheiten genau erklären musste. Ein Architekturplan wurde nun nach meinen Angaben erstellt. Die Architekten drücken mir offen ihre Anerkennung aus und ich hatte ein weiteres Talent entdeckt.

Der Bau begann—und endete im Regen. Als der Rohbau stand, sorgte eine dreiwöchige Regenperiode dafür, dass das Haus zwei Meter hoch unter Wasser stand. Waltraud lachte. Sie hatte von Anfang an gesagt, meine Mutter und ich seien 'total verrückt' geworden, dieses Haus zu bauen—und meine Mutter rang die Hände in Verzweiflung. Nun kam hinzu dass Rudi, der sich die ganze Zeit über nicht geäußert hatte über seine Absichten, erklärte, er werde wohl doch nicht mitziehen, da er bei seiner Tochter bleiben müsse.

Meine Mutter 'platzte vor Wut,' wie sie sich ausdrückte, aber das Schlimmste kam noch. Ich hatte nachgedacht, ob ich mich wirklich darauf einlassen sollte, mit Waltraud zu meiner Mutter zu ziehen. Es war für uns beide klar, dass Waltraud dann mehr oder weniger die Dienstmagd meiner Mutter zu spielen hätte und unsere Ehe ziemlich sicher schnell in die



Brüche gehen würde. So nahm ich denn allen Mut zusammen und erklärte meiner Mutter, dass ich nicht mit in das Haus ziehen würde.

Anstatt das Haus fertig zu bauen und dann im Frühjahr zu verkaufen, starb meine Mutter vor Angst, sie bekomme das Haus nicht mehr los. 'Ich bleibe auf dem Haus sitzen, und was dann?' sagte sie und trank schnell ein paar Bier, um ihre Angst hinunterzuspülen.

Dabei sah man schon im Rohbau, wie reizvoll die Architektur des Reihenhäuschens geworden war. Ins Nachbarhaus zog ein Regierungsdirektor, den ich von der Ausbildung her kannte und er beglückwünschte uns zu der Innenaufteilung. Er selbst hatte nämlich die idiotische Standardausführung gekauft.

Da meine Mutter nun einen Käufer suchte, versprach der Funktionär, sich umzuhören. Ein Ingenieur kaufte schließlich das Häuschen, aber mehr als zweihundertvierzigtausend Mark wollte er nicht hinlegen. Mutter verlor also *vierzigtausend Mark* durch die Sache und konnte noch froh sein, dass der Käufer Ingenieur war. Denn die Wände waren solchermaßen voller Wasser, dass nicht nur alle Tapeten wieder von den Wänden vielen, sondern das Haus mit einem speziellen Verfahren ausgetrocknet werden musste.



Da er selbst vom Fach war, konnte sich der Käufer es relativ preiswert arrangieren und stellt es uns freundlicherweise nicht in Rechnung. Aber vierzigtausend Mark waren dahin und damit alle Kaufpläne meiner Mutter.

Etwas Gutes hatte die Angelegenheit doch. Der Makler musste wegen der Finanzierungsgeschichte Einblick nehmen in den Geldhaushalt meiner Mutter und sah die hohen Steuern, die sie zahlte. Sie wäre auch die Letzte gewesen, die es ihm hätte verheimlichen wollen; sie erzählte es ja jedermann, wie der Staat sie ausnehme. Als nun aber der kompetente Steuerberater unseres Maklers die Dinge ein wenig unter die Lupe genommen hatte, stellte sich zu unserer großen Überraschung heraus, dass es nicht so sehr der Staat war, der meine Mutter die ganzen Jahre ausgenommen hatte, sondern vielmehr ihr Steuerberater und ehemaliger Testamentsvollstrecker, Dr. Müller. Es konnte nun nachgewiesen werden, dass er sich allein in der Erbschaftssache einige Tausende unter den Nagel gerissen und er im übrigen viele Posten, die meine Mutter von der Steuer hätte absetzen können, einfach übersehen hatte.

Sie war dadurch in eine Progression von *fünfundsechzig Prozent* hineingeraten. Das Beratungsbüro bot sich nun an, die Steuersachen für meine Mutter zu erledigen und sie versprachen, die Progression bis auf etwa *fünfundvierzig Prozent* herunterzubringen.



Darüber hinaus hatten sie eine grandiose Idee, wie meine Mutter eine noch viel höhere Summe an Steuern sparen könnte, und zwar durch eine Pro-Forma Übertragung des Eigentums an dem Geschäftshaus auf mich. Die Berater erklärten meiner Mutter, dass diese Methode üblich sei, um Steuern zu sparen, zumal ich noch in der Ausbildung war und besondere Vergünstigungen hätte in Anspruch nehmen können. Es wurde klargestellt, dass damit keinerlei Gefahr verbunden sei, da der Vertrag nur zum Schein getroffen würde, also als Scheingeschäft rechtlich nichtig sei. 'Ihr Sohn kann also nicht einfach achttausend Mark Mieteinnahmen vom Konto abheben und sich davonmachen!' wurde klargestellt. Meine Mutter erklärte sofort:

Das kommt überhaupt nicht in Frage. Mein Sohn ist mir lieb und wert, aber soviel Vertrauen hätte ich niemals zu ihm!

Damit starb das Steuerprojekt, und ich hatte die Wertschätzung meiner Mutter für meine Wenigkeit endgültig kennengelernt. Davon abgesehen behandelte sie mich vor Gästen oder vor unseren Mietern wie einen Dienstboten.

Wenn ihr Glas leer war, welcher Fall oft schon nach fünf Minuten eintrat, pflegte sie es hochzuhalten und laut zu rufen '*Mein Sohn, du lässt deine Mutter verdursten!*' oder '*Mein Sohn, deine Mutter sitzt auf dem Trockenen!*,' oder gar '*Mein Sohn, du versäumst deine Pflichten als Weinschenk!*'



Das war zwar halb im Scherz gemeint, wurde aber von unseren Mietern mit gequälten Gesichtern aufgenommen. Und ich hätte meiner Mutter den Wein am liebsten ins Gesicht geschüttet. Sie trank und redete, redete und trank.

Auf der Dienststelle waren nur *Idioten* beschäftigt, der Chef inklusive, und die hatten natürlich keine Ahnung vom 'anstrengenden Dasein' einer Hausbesitzerin. Die Steuern fraßen ihr alles weg, woraufhin der junge Ladenbesitzer, der unser größtes Geschäft gemietet hatte, nur lächelnd meinte: 'Und von was leben sie dann, Frau Walter?'

Mutter trank ihr Glas leer, lächelte süffisant, und antwortete, 'Von dem, was übrig bleibt.' Alle lachten. Wie gut, dass Gott uns das Lachen gegeben hat. Sonst wären Menschen wie meine Mutter wirklich nicht zu ertragen.

BÜRGERPARTEI

Nun hatte meine Mutter ein neues Thema, die *Bürgerpartei*, in der sie Mitglied geworden war. Die Mieter hatten sich nun auch noch den Sermon anzuhören. 'Wir werden es dem Staat zeigen!' rief sie aus. Der Ladenbesitzer, der Einzige, der meiner Mutter zu widersprechen wagte, meinte:

Und von was soll der Staat leben, wenn er keine Steuern mehr einziehen darf? Von dem was *übrig bleibt*?



Wieder lachten alle. Nun schaute unter dem verkrampften Lächeln Mutters ein zorniger und scharfer Zug hervor. 'Herr Soravia,' holte sie nun theatralisch aus, 'wenn ich wie sie ein Geschäft hätte, könnte ich auch alles Mögliche absetzen und unter der Hand machen, aber bei uns Hausbesitzern ist das alles zu einfach für den Staat!' Dabei hatte sie kurz vorher das ihr angebotene Steuerprojekt abgelehnt!

Am Widerlichsten waren diese Vereinstreffen der Bürgerpartei. Mutter erwartete, dass wir mit ihr zu den saublöden Vereinstreffen fahren, die in irgendwelchen stinkenden Vereinslokalen stattfanden und bei denen nichts wie palavert, gewettert und dumm dahergeredet wurde ohne jeden Sachverstand und auch ohne jede ernsthafte Bemühung, Dinge zu verstehen. Wenn ich ein oder zweimal etwas zu sagen wagte, gab Mutter mir nur heraus:

Ach halt' doch den Mund! Was verstehst du denn davon? Du kannst doch nur das Geld ausgeben, was du von mir bekommst!

Der Vorsitzende des Landesverbandes der Partei war ein ehemaliger Nazi und machte keinen Hehl daraus, eine führende Person in einem Konzentrationslager gewesen zu sein. Ich war schockiert über die Tatsache, dass solche Leute in dieser Partei waren und kein Mensch, meine Mutter eingeschlossen, Anstoß daran nahmen. Waltraud und ich hatten die Nase voll, mit meiner Mutter, die sonst auf arm spielte, nun in ganz



Deutschland herumzufahren, um die trotteligen Parteisitzungen wahrzunehmen, bei denen ich auch noch interviewt wurde. Eines abends sah ich einen roten Kopf im Fernsehen und erschrak über soviel kindliche oder kindische Schüchternheit, ödipale Blödheit und Unterwürfigkeit. *Ich hasste mich*. Ich wusste, dass ich mich von meiner Mutter unabhängig hätte machen müssen, finanziell zunächst einmal. Stattdessen hatten wir die teure Wohnung gemietet und ich hatte ein Darlehen von zehntausend Mark aufgenommen, mit dem ich eine Stereoanlage kaufte und einen gebrauchten alten BMW 2002, nachdem ich den kleinen Fiat noch relativ günstig verkauft hatte. Es stand am Schluss das Wasser fingerhoch darin, weil er total verrostet war.

ARBEITSLOSIGKEIT

Waltraud fand keine Arbeit mehr. Sie wollte sich umschulen lassen auf Krankenschwesterhelferin. Jedoch erfuhren wir beim Arbeitsamt, dass es diese Ausbildung in unserem Bundesland nicht mehr gab. Wir hätten nach München gehen müssen. Waltraud hatte eine Freundin in München, die sehr zufrieden war mit ihrem neuen Beruf. Sie hatte vorher auch in der Nähfabrik gearbeitet und sich die Gesundheit ruiniert. Nun also trug ich mich mit dem Gedanken, in München weiter zu studieren. Solchermassen hätten wir den Absprung schaffen können aus dem ungesunden Leben rund um unsere Eltern, das wir uns wegen der emotionalen Probleme mit mate-



riellen Dingen schön zu machen versuchten. Dieser Lebenskomfort hatte aber seinen Preis und ich wurde nur immer mehr von meiner Mutter abhängig, da ich sie ständig um Geld bitten musste.

So sprach ich denn mit einem meiner Professoren über meinen Plan, in München zu studieren und fragte ihn, ob er die Situation in München kenne? Er war mein Professor für Arbeitsrecht und ich hatte Glück, mich an ihn gewandt zu haben. Er sagte, sein Sohn studiere auch in München Jura und die Uni sei ganz hervorragend wissenschaftlich besetzt. Der Nachteil von München seien allerdings die hohen Mieten. Ich brauchte gar nicht lange bei Mutter zu insistieren, sie lehnte es rundweg ab, mir ein Zimmer dort zu zahlen.

Nun war es aber durchaus nicht so, dass meine Mutter uns die ganze Miete für die Wohnung gezahlt hatte. Ich hatte zunächst für zwei Jahre als Taxifahrer an den Wochenenden gearbeitet, und dann eine Stelle als Assistent in der juristischen Seminarbibliothek erhalten, die gut bezahlt war. Ich konnte aber nicht damit rechnen, in München eine äquivalente Position zu finden. Meine Mutter hätte uns also eine Starthilfe geben müssen. Sie tat es nicht.

Und Waltraud bemühte sich in der Folge nicht mehr um Arbeit. Wir hatten zwei Jahre lang gesucht, Familien aufgesucht, Vorstellungsgespräche geführt und so fort. Es waren



Stellen, wo harte Putzarbeit verlangt wurde, die Waltraud wegen ihrer Operation nicht machen konnte. Wir hatten kein Glück. Ich schlug Waltraud vor, eine Ausbildung als Friseurin oder Kosmetikerin zu machen, aber das wollte sie nicht.

Die Situation, in der sich Waltraud befand, war alles andere als leicht. Sie hatte die einzige Option, die sich ihr beruflich stellte, wegen mir aufgeben müssen. Wir sprachen darüber und sie war traurig, dass ich nicht mit ihr nach München gehen konnte.

Sie drang immer wieder in mich, doch noch einmal mit meiner Mutter zu reden, aber ich tat die Sache ab, weil ich keine Chance sah, bei meiner Mutter ein offenes Ohr für diesen Plan zu finden. Waltraud sagte schließlich, sie wolle mich nicht verlieren und bei mir bleiben. Sie gebe die Arbeitsmöglichkeit in München eben wegen mir auf.

Ein Teil meiner Überlegungen war materieller Natur. Die schöne Wohnung aufgeben mit all ihrem Komfort? Und das Klavier? Ich hätte es nicht mitnehmen können. Das Klavier war aber etwas, das ich nicht missen konnte und wollte. Ich klammerte mich daran. Mit jedem Tag Ehe nahmen meine Gefühle ab, mit jedem Geschlechtsverkehr stieg der Ekel davor.

Ich sagte es Waltraud, aber sie meinte, ich bilde mir etwas ein oder sie war ganz einfach so traurig, dass ich schnell wieder mit zehn Sätzen zurücknahm, was ich vorher mit einem



geäußert hatte. Ich wollte ihr nicht wehtun, aber ich fühlte, dass wir uns in einer sehr tragischen Situation befanden, was unsere Gefühle füreinander anbetraf.

Alles verschlimmerte sich nur noch, als sich herausstellte, dass wir nach einem Jahr Ehe immer noch kein Kind bekommen hatten. Waltraud hatte immerhin fünf Jahre die Pille eingenommen. Bei mir war der Test positiv, aber Waltraud fehlten Hormone. Wir schreckten aber vor einer Hormonspritze zurück, weil wir in mehreren Zeitschriften gelesen hatten, dass Frauen Drillinge oder gar Vierlinge bekamen mit solchen Spritzen. Auch Waltrauds frühere Chefin erlitt dieses Schicksal, aber dort war genug Geld vorhanden, um eine Frau einzustellen, die bei der Betreuung der Drillinge half.

Wir hätten dieses Geld nicht gehabt und bereits Zwillinge wären ein Problem gewesen. So fanden wir uns denn schweren Herzens damit ab, dass wir keine Kinder bekämen und Waltraud schwelgte in Rationalisierungen und negativen Anspielungen bezüglich der Frauen, die Kinder 'wie Katzen' bekämen, alles um ihre Trauer und Enttäuschung als Frau nicht mehr zu fühlen. Sie wurde auch zusehends härter in ihrer Art, verlor ihr einstmals so weiches Wesen, wurde verbittert und fast zynisch manchmal.



HELDENKULT UM RICHTER

Ich tröstete mich über all das hinweg mit der Flucht in die Musik—ich spielte inzwischen vieles und ging einfach nicht mehr in die Klavierstunden bei dem Professor, da er mich dämliche Etüden spielen liess, bei denen ich nicht das Geringste lernte und zudem die Stunden sehr teuer waren. Ich lernte dennoch eine gute Technik, und das habe ich Bachs Wohltemperiertem Klavier zu verdanken, die beste Klavierschule, die es überhaupt gibt. Alle diese Präludien und Fugen sind kleine Meisterwerke und wenn man sie übt, lernt man immer etwas über Musik und über etwas Großartiges, das man mit Worten nicht ausdrücken kann. Die Technik lernt man nebenbei. Und so soll es auch sein. Denn Technik darf niemals Selbstzweck sein in der Kunst. Ist sie es, wie bei vielen mittelmäßigen Pianisten, hat man es nicht mehr mit Kunst zu tun, sondern mit eitler Zurschaustellung von adressierter wertloser Fingerfertigkeit.

Daher kaufte ich Platten fast nur von einem einzigen Pianisten, *Svjatoslav Richter*. Ich fuhr sogar nach Köln, um mir bei Saturn die letzten Platten und vor allem ganz alte Aufnahmen in meiner Richter-Sammlung zu besorgen. Am Ende hatte die die komplette Diskographie von Richter, das heißt alle Platten, die auf dem deutschen Markt erhältlich sind. Ich verehrte Richter wie einen Halbgott, einen Sokrates der Musik, einen großen Philosophen, Menschen und Lebenskünst-



ler. Richter wollte eigentlich Maler werden und seine Bilder werden in Odessa auch ausgestellt. Glücklicherweise ist zumindest auf einer Schallplattenhülle ein Gemälde abgebildet, eine Schneelandschaft im Sturm, in eigenwilliger Weise gemalt und echt im Ausdruck, wie man es von dem Künstler Richter erwartet. Ich kann mir keinen ernsthafteren, ja ehrenhafteren Künstler und Menschen vorstellen, wie Richter es ist.

In der Folge stieß ich auf das Buch, das Richters Lehrer Neuhaus über das Klavierspiel geschrieben hat. Es ist das beste Buch, die beste Schule, die ich über die Interpretation am Klavier je gelesen habe. Es geht weit über das Technische hinaus und behandelt das Wesentliche: die Seele des Klaviers. Unschätzbare Hinweise befinden sich darin über den Gebrauch des Pedals. Das Pedal ist in der Tat die Seele des Klaviers—und das sollten sich viele dieser alten Tanten, die es für richtig halten, ihre Schüler die ersten drei Jahre vollkommen ohne Pedal spielen zu lassen, einmal hinter ihre Ohren schreiben.

Solche Ohren haben nie wirklich Musik gehört. Was sie hören, ist Fingertechnik und was solche Lehrerinnen oder Lehrer tun, ist schlichtweg Dressur. Es hat mit Erziehung zur Kunst, also Erziehung zur Schönheit, nicht das Geringste zu tun. Auch mein Klavierprofessor, Alexander Sellier, hatte ein äußerst unnatürliches Verhältnis zum Pedal. Er spielte fast alles völlig ohne Pedal, was er sich bei seinen Pranken auch leis-



ten konnte. Wenn er Chopin spielte, schwamm alles in einer Titanic aus Schleim, und aus Chopin wurde eine Tränendrüse, ein schwimmender triefender und undefinierbarer Schaum—so verstand er Chopin. Das heißt er verstand ihn eben nicht.

Ein Kollege meines Professors, Leonardi, der sogar über die Landesgrenzen hinaus bekannt war, erlaubte sich gar in einem Rezital der Chopin Etüden im großen Auditorium der Universität, die Melodie der E-Dur Etüde op. 10, 3 völlig ohne Pedal zu spielen, in einer Art von Ellbogen-Portato. Dies klang in einer solchen Weise mokierend und war ein solch fundamentales künstlerisches und menschliches Missverständnis, dass mir Tränen der Wut in die Augen kamen und ich umgehend den Saal verließ und nach Hause fuhr.

Später traf ich an der Musikhochschule, wo ich manchmal zum Üben hinging, eine seiner Schülerinnen. Sie sagte, sie käme meistens heulend aus der Klasse. Er sei ein Ekel und menschlich eine Null und alles was er verlange, sei Technik. Wenn man es nicht zu der Perfektion bringe, die er fordere, stelle er einen bloß vor den anderen Schülern.

Das stimmte genau überein mit dem Eindruck, den ich von ihm hatte und trug dazu bei, dass ich es nicht bereute, nicht Musik studiert zu haben. Auch die Studenten, die ich an der Musikhochschule kennenlernte, bestätigten dieses Bild.



Sie waren entweder völlig stupide und total verklemmt, oder es waren Asiatinnen, die wie Aufziehpuppen alles perfekt imitierten, was man ihnen vorspielte.

Auch Burkhard entsprach diesem Bild. Er spielte perfekt, das heißt technisch brillant, ohne Fehler, aber sein Spiel hatte keine Seele, es war nicht das geringste Gefühl in seinen Interpretationen von Beethoven, Schumann oder Chopin. Alles war Berechnung. Genau wie in seinen persönlichen Beziehungen. Ich gab diese Kontakte denn bald wieder auf. Zudem hatte man mich wiederholt spielend an einem der herrlichen Steinways der Hochschule ertappt und hinausgeworfen.

So übte ich denn in einer der Übezellen an der Uni, auf einem uralten total heruntergespielten Klavier. Ich versäumte meist die Vorlesungen am Nachmittag, da ich, einmal am Klavier, nicht mehr davon wegzubekommen war.

HYOSUK

Dort traf ich eines Tages *Hyosuk*, die Koreanerin war und Musik studierte. Leider war sie verheiratet. Leider—denn ich verliebte mich dummerweise in sie. Sie hatte eine schöne Stimme und ich begleitete sie am Klavier. Sie sang Lieder von Beethoven, Schubert und Hugo Wolff und ich entdeckte meine Begeisterung für die Liedbegleitung. Für Hyosuk brachte ich es sogar fertig, vom Blatt zu spielen bei langsamen Stü-



cken. Ich war ein wenig stolz darauf, hatte ich doch erst mit achtzehn Jahren begonnen, Partiturlesen zu erlernen.

Hyosuk war kein hübsches Mädchen, sondern eine schöne Frau. Ihre Stirn war hoch und ihr Blick lebhaft und voller Sympathie und Wärme; etwas lag in ihrer Aura, das Respekt gebot, das einen so verschmusten Typ, wie ich es war, davon abhielt, ihr in der Übezelle, wo wir schließlich für Stunden allein waren, einfach um den Hals zu fallen. Die Tatsache, dass sie und ich verheiratet waren, stand dem viel weniger im Wege. Hyosuk war einfach kein Mädchen für ein Abenteuer—und gerade deshalb verliebte ich mich in sie, ja ich verehrte sie in einer fast naiven Weise. Sie war nicht nur äußerlich schön mit ihrem langen seidig schwarzen Haar, ihren mandelförmigen tief braunen Augen und ihrer weichen Stimme voller Harmonie, ihren flinken und intelligenten Bewegungen und Gesten und ihrem echt asiatischen Sinn für alles Praktische und Häusliche. Sie war schön, und eben auch von innen heraus. Ich fühlte meine Seele seltsam verwandt mit der ihren. Wenn sie in die Zelle kam, ich mich vom Klavier zu ihr herumdrehte und wir uns anlächelten—da war etwas Unaussprechliches in der Luft zwischen uns beiden, etwas bizarr und vibrierend Schönes und Großes.

Hyosuk stammte aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Seoul und ihr Mann war vom selben Ort. Er studierte Religionswissenschaft, ein kleiner höflicher Asiat mit Brille, der



eher wortkarg war. Ich lernte ihn erst nach einiger Zeit kennen, als wir die Samstage zusammen an der Musikhochschule übten und er sie später im Auto abholte.

Ich machte Waltraud gegenüber keinen Hehl hinsichtlich meiner ernstesten Gefühle für Hyosuk; es hätte auch nichts genützt, ihr etwas vorzumachen, denn meine Stirn ist eine Schultafel. Aber eigenartigerweise war Waltraud kaum eifersüchtig auf Hyosuk und schloss sie gar in ihr Herz. Als sie einmal bei uns zu Besuch war, schenkte Waltraud ihr einen alten roten Mantel, der ihr längst zu knapp geworden war und der Hyosuk hervorragend stand. Hyosuk revanchierte sich und besorgte Waltraud ein koreanisches Hausmittel gegen ihre Magenprobleme.

Bald waren wir auch bei Hyosuk und ihrem Mann zum koreanischen Essen eingeladen. Es gab frischen Fisch und Seetang, auf typisch koreanische Weise zubereitet und einfach köstlich. Alles sah so heil aus, jedermann lächelte, besonders Hyosuk—*und wie konnte sie lächeln*, sodass der Zeitpunkt kam, an dem ich mich ernsthaft fragte: 'Was ist eigentlich Sache zwischen Hyosuk und mir? Wird es zwischen uns bei Höflichkeiten und taktvollem Lächeln bleiben?' Ich forschte tief in meinem Innern und kam zu der ebenso einfachen wie verblüffenden Einsicht, dass ich bereit war, Hyosuk zu heiraten und mit ihr Kinder zu haben.



Bald darauf kam es zu einer Aussprache, als wir eines Nachmittags auf dem Campus in der Sonne saßen. Ich sagte Hyosuk, dass ich sie liebe und gerne heiraten würde, wenn es möglich wäre. Sie lachte erst etwas verkrampft, brach aber plötzlich ab und schaute mir ernst in die Augen. 'Aber du musst bei Waltraud bleiben,' sagte sie etwas unsicher. Ich erklärte ihr nun, ich sei nicht glücklich mit Waltraud und habe sie nie geliebt, wie ich sie, Hyosuk, liebe. Sie schien aus allen Wolken zu fallen vor Überraschung. Ihr Lachen steckte mich irgendwie an und ich fragte sie nun in dem gleichen etwas frivolen Ton:

—Du tust ja so, als seist du selbst frei. Wie ist es denn bei dir? Liebst du deinen Mann?

Jeder Humor schwand mit einem Mal aus ihrem Gesicht und sie gab keine Antwort. Ich fügte daher leise hinzu, 'Liebst du mich?' Sie sah mich kurz lächelnd an, nahm meine Hand und sagte schlicht, 'Ja.' Ich sprang auf vor Freude, setzte mich aber gleich wieder neben sie und insistierte 'Also wer oder was hält uns ab, uns scheiden zu lassen und einander zu heiraten?' Sie schaute ernst und traurig auf den Boden und entgegnete: 'Ich kann meinen Mann nicht verlassen. Er würde mich umbringen!'

Ich rief aus, was sie da rede sei doch Unsinn, das sei doch nicht möglich und so fort. Sie erklärte mir, ich verstehe



DIE WANDLUNG / 221

wohl nicht ganz die koreanische Kultur, die Sitten auf dem Lande, wo sie und ihr Mann herstammten. In Seoul änderten sich die Dinge nun auch schon wesentlich und näherten sich westlichen Bräuchen an, nicht aber auf den kleinen Dörfern. Sie sei von ihrem Mann 'erwählt' worden und das bedeute, dass sie ihn habe heiraten müssen. Ich bat sie, mir dies näher zu erklären. Sie sagte, das sei ganz einfach, er habe sie über Monate hinweg verfolgt, ihr keine Ruhe mehr gelassen, er sei ihr auf Schritt und Tritt nachgegangen und am Ende hätten seine Eltern ihre Eltern um die Heirat gebeten. Sie hätte kein Recht gehabt, ihre Hand zu verweigern.

Und nach der Heirat habe sie ins Haus der Schwiegereltern ziehen müssen und den ganzen Haushalt geführt, die Mahlzeiten für alle Mitglieder der großen Familie bereitet und abends ihrem Mann zur Verfügung gestanden. Mit dem Klavierspiel sei es aus gewesen und sie habe keine Zeit mehr für sich selbst gehabt.

Aber das Schlimmste, fügte sie nun traurig hinzu, wird sein, 'wenn ich ein Kind bekomme.' Dann wird es kein Zurück mehr geben. Ich wand in meiner Naivität ein, dass man dies doch verhindern könne, sie aber lächelte nur und meinte, ihr Mann würde niemals Verhütungsmitteln zustimmen und außerdem wolle er einen Sohn.



DIE WANDLUNG / 222

Ich war tief betroffen von alledem. Nicht nur, dass ich mir nun schlagartig klar wurde darüber, dass ich wieder einmal in Welten der Phantasie geträumt hatte, sondern über das grausame Los eines so intelligenten Mädchens wie Hyosuk, die verurteilt war, nach ihrer Rückkehr nach Korea in etwa einem Jahr am Küchenherd zu enden, total im Unklaren gewesen war.

Ich wusste bereits, dass ihr Mann sich für klassische Musik und Kunst nicht interessierte. Ich hatte ihn als einen äußerst langweiligen und konventionellen Menschen in Erinnerung, der zwar nett und freundlich war, aber keinerlei Originalität besaß. Was fing Hyosuk mit einem solchen Mann auf die Dauer an?

Bald darauf hatte ich Geburtstag und mein Schicksal fügte es günstig—mein Geburtstag fiel auf einen Samstag. So hatte ich denn guten Grund, Waltraud zu beteuern, dass ich am Morgen mit Hyosuk verabredet war, was sie garnicht freundlich aufnahm. Sie hatte nichts gegen Hyosuk, aber dass sie mich an meinem Geburtstag mit einer anderen Frau teilen sollte, war denn doch etwas zuviel verlangt. So trennten wir uns in einiger Spannung und ich fuhr überglücklich zum Konservatorium. Mein Geburtstag war für mich, seit ich auf der Welt bin, ein Trauertag. Ich hatte oft darüber nachgesonnen, warum ich so voller Melancholie und Aggressivität war und kam immer wieder zum Schluss, dass ich eben unter einem



schlechten Stern geboren war. Jahre später bestätigte mir ein Astrologe meine Intuition mit verblüffender Genauigkeit.

Dieser Geburtstag aber war nun anders. Ich wurde am Klavier von einer jungen Frau erwartet, die ich vom Grunde meines Herzens liebte und eilte, wie ich nur konnte, zur Musikhochschule. Hyosuk saß am Flügel, als ich die Tür des Klassenraums öffnete und empfing mich mit einem reizenden Lächeln und *Happy Birthday To You!* Ich stand da wie ein bestrafter Schüler vor Rührung. Mir kamen die Tränen und ich brachte kein Wort heraus.

Ich wollte Hyosuk spontan um den Hals fallen und sie küssen, aber irgendeine dumme Macht der Welt hielt mich davon zurück und verbot mir, mein überschwemmendes Herz mit meiner Geliebten zu teilen. Hyosuk sah mir meine Emotion wohl an und sie schlug daher schnell vor, in ein nahes Café zu gehen und ein wenig zu plaudern. 'An deinem Geburtstag wollen wir nicht arbeiten, Peter!' sagte sie und überreichte mir ihr Geschenk. Ich war fassungslos, hatte ich doch kein Geschenk von ihr erwartet.

Ich packte es aus. Es war ein wundervolles längliches Ding in den buntesten Farben und von einer filigranen Schönheit, ein aus Fäden handgearbeiteter Schmuckgegenstand. Sie erklärte in ihrer kurzen und bescheidenen Art, dies sei ein typisch koreanischer Zierschmuck, den man an die



DIE WANDLUNG / 224

Schlüssel eines Schrankes oder einer Tür hänge. Sie habe ihn selbst gemacht. 'Wenn du es anschaust, denkst du an Hyosuk!' fügte sie lachend hinzu und wir gingen hinaus in den strahlenden Sonnenschein. Ich habe es noch heute.

Wir brauchten nur die Strasse zu überqueren zu dem kleinen Café an der Ecke. Wir saßen am Fenster und das Licht fiel vorteilhaft auf ihr schönes Antlitz und ihr rosafarbenes Kleid, das so unvergleichlich zu ihrem schwarzen Haar passte. Es gab Kaffee und Kuchen und ich fühlte mich plötzlich wie ein Kind auf der Kirmes, als sei ich in einer Wiege des Glücks und der Liebe. Ich strahlte Hyosuk an und gestand ihr, dass ich sie unvergleichlich schön finde.

Meine Äußerung aber, statt ihre Eitelkeit oder Koketterie hervorzurufen, wie ich das von Mädchen gewöhnt war, liess sie mit einem Mal ganz traurig werden und sie sagte leise 'Oh Peter, ich war einmal sehr schön! Jedermann sagte es mir in Korea. Aber es ist lange her. Es war vor meiner Ehe!' Mir zuckte ein Pfeil durchs Herz, verstand ich doch genau, was sie damit sagen wollte. Jetzt, wo ich dies schreibe, kommen mir die Tränen, die ich in diesem Moment krampfhaft zurückhielt. Es ist so eigenartig, aber die Tragik, die meine Liebe zu Hyosuk umhüllte, wiederholte sich Jahre später mit Cheng-Ling, einer chinesischen Pianistin, die ich in Amerika kennenlernte.



Warum gehen wir in unseren Leben immer dieselben abgetretenen Pfade entlang, wie die Löwen im Zookäfig, die tagaus tagein Tatze vor Tatze setzen in einem elenden Kreislauf der Vergangenheit?

Etwa ein Jahr später hatte Hyosuk ein Kind, und ihr Mann einen Sohn. Wir wurden zum Essen eingeladen und Hyosuk lächelte ihr asiatisches Lächeln, hinter dem sich ein todtrauriges Herz verbarg.

EINE TAXIFAHRT NACH MÜNCHEN

Ich hatte längst mit dem Taxifahren am Wochenende aufgehört, da es kaum etwas einbrachte. Die Nachtschicht lag mir nicht. Einmal wurde ich von einigen Betrunknen, die ich am frühen Morgen aus einer stinkenden Kneipe abgeholt hatte, bedroht, einmal prellte mich ein Zechbruder um den Fahrpreis und am Ende setzte ich den Wagen leicht gegen ein Mäuerchen und beschädigte den vorderen Kotflügel. Der Chef zog mir die Reparaturkosten an meinem ohnehin kärglichen Lohn ab. Denn die Wochenendschichten mit den alten Damen, die man um zwei Straßenecken ins Café fährt und die einem dann mit großzügiger Geste fünfzig Pfennig Trinkgeld geben, brachten nicht viel ein. Es waren immer um die hundert Mark, die ich in zehn Stunden Schicht einfuhr und nur ein Drittel davon war mein Lohn. Das waren drei Mark dreißig die Stunde. Umso lieber nahm ich die Assistentenstelle an der



Uni an, als Aufsicht in der juristischen Seminarbibliothek der Rechtsfakultät, wo ich schließlich für drei Jahre zwanzig Stunden pro Woche arbeitete.

Bei der Arbeit war ich also dem Gros meiner Kommilitonen ausgesetzt, die ich nach Dienstanweisung gar zu durchsuchen hatte, wenn Verdacht bestand, dass sie ein Buch mit gehen ließen. Es verschwanden jeden Monat eine erschreckende Zahl von Büchern und bei Hausarbeiten wurden regelmäßig Seiten oder ganze Kapitel aus Büchern und Textsammlungen herausgerissen, um sich stupide egoistische Vorteile vor den Kameraden zu ergattern. Aber es ging mir dermaßen gegen den Strich, den Polizisten zu spielen, dass ich mit dem Bibliothekschef von Anfang an im Clinch stand. Manchmal kam er die Tür herein und beobachtete mich minutenlang, bis mich das Grinsen eines Studenten, der vor mir stand, darauf aufmerksam machte. Wenn ich mich dann erschrocken zu ihm umdrehte, herrschte er mich an, warum ich die gerade eben vorbeigegangene Studentin nicht durchsucht habe und drohte mir, mich durch einen dienstbeflisseren Kandidaten zu ersetzen, wenn ich weiterhin meine Pflichten vernachlässige.

Er war ein dickbäuchiger Bürokrat mit Wollweste und blauen glitzernden Augen und warf mich kurzerhand hinaus, als ich die Referendarstelle antrat. Er begründete seinen Schritt mit sozialen Erwägungen, denn es gab eine lange War-



teliste von Kandidaten, brach aber mit seinem Verhalten mir gegenüber eine langjährige Gewohnheit. Ich hatte mehrere Kollegen, die während ihrer ganzen Referendarzeit das bequeme zweite Gehalt der Assistentenstelle einstrichen, ohne überhaupt ihre Stunden zu absolvieren.

Aber an mir wurde dann eben ein Exempel statuiert, um die Ordnung im Dienste wiederherzustellen. Ich tat auch sonst Dinge, die man nicht gerne sah. Ich half zum Beispiel den jüngeren Studenten und Studentinnen bei den Ferienhausarbeiten.

Manches Mädchen und mancher Junge schnitten aufgrund meiner kleinen Tips und Ratschläge mit Noten ab, von denen ich selbst nur träumen konnte und Waltraud sagte mir wiederholt, ich sei verrückt, den anderen die guten Brocken zu liefern und selbst leer auszugehen. Mich kümmerte dies nicht. Ich half gerne und erst recht denjenigen, die sich offen und frei an mich wandten und mich mit einer gewissen mutigen Frechheit ganz einfach um den Lösungsweg der Arbeit fragten. Ich mochte die Kühnen, war ich doch selbst ein Duckmäuser. Aber bei mir hat das Ducken immer eine Art Federeffekt. Wenn ich am tiefsten unten bin, schnelle ich unerwartet wieder hoch, und höher als zuvor. Aber das wissen meine Feinde nicht, denn sie lassen sich von meiner naiven Fassade blenden. Und ehe sie sich's versehen, habe ich sie überrundet. Die Eiche fällt der Sturm, nicht aber den Gras-



halm. Was tat ich in der juristischen Yang–Welt? Ich kultivierte mein Yin. Und zweimal Yin ergibt Yang.

Eines Tages rief mich Prof. Dr. Wolfgang Stützel, ein mir flüchtig bekannter Ökonomieprofessor an, ihn in seinem Privatwagen an den Starnberger See zu fahren. Er hatte bei der Taxizentrale erfahren, dass ein ihm wohl bekannter Jurastudent unter den Fahrern war und wollte unbedingt, dass ich derjenige sei, der ihn kutschierte. Ich war einigermaßen überrascht, auch über die großzügige Bezahlung, die er mir im voraus regelte. Er war übrigens eine in deutschen Wirtschaftskreisen einigermaßen bekannte Persönlichkeit, hatte eine Zeitlang als Mitglied im Rat der Weisen fungiert, und war bekannter Landtagskandidat.

Der Grund der Reise war halb Urlaub, halb Beruf, wie er erklärte. Er war angeblich vom Wahlkampf dermaßen angegriffen, dass er nicht selbst fahren konnte und da er kistenweise alte Wahlplakate im Hause seines Bruders in Schwaben lagern wollte, konnte er auch nicht den Zug nehmen. Seine Frau war allerdings von seiner Schnapsidee nicht begeistert und so liess man mich denn drei Stunden vor der Tür warten, bis es endlich losging. Vorher gab es allerdings noch einen Hauskrach; ich hörte lautes Stimmengewirr aus dem Haus dringen und plötzlich kam er heraus, ganz verstört, und sagte, seine Frau sei einfach in den Wald gegangen und habe die Kinder alleingelassen. Ich entgegnete ruhig, wir seien ja



schließlich auch noch da, aber da brach er hastig aus, wir müssten nun abfahren, es sei höchste Zeit, wir hätten schon längst aufbrechen müssen, aber seine Frau habe die ganze Zeit mit ihm palavert und so fort.

Wir packten die Kisten, Stützel zog seinen Parka über den Anzug und der blaue Anzug für alle Fälle wurde in den Fond des S-Mercedes gehängt.

Nun aber kam es zu einer schrecklichen Szene. Die beiden Kinder kamen aus dem Haus gerannt, sprangen in den Fond des Wagens, fingen an zu weinen und wollten mitfahren. Der kleine etwa vierjährige Junge, von dem er mir bereits erzählt hatte, dass er etwas behindert sei, klammerte sich an die Anzugsjacke des Vaters und schmierte sein ganzes Honigbrot daran. Er weinte herzerreißend und der Vater entfernte ihn mit mehr oder weniger sanfter Gewalt aus dem Wagen. Er hatte Tränen in den Augen, zog eine Mundharmonika aus seiner Hosentasche und befahl 'Schnell in den Wagen und los!'

Ich tat, wie mir geheißen und versuchte, den Wagen zu wenden. Der hatte aber eine schlechte Angewohnheit. Immer wenn man die Servolenkung bis zum Anschlag einschlug, ging der Motor aus. Welch eine Szene! Die beiden Kinder heulend vor dem Wagen, der Vater in Tränen aufgelöst und auf der Mundharmonika 'Muss' i denn' ... spielend und mich



immer wieder anfeuernd, endlich loszufahren, und ich wie ein Idiot immer den Wagen aufs Neu anlassend, bis er endlich losfuhr.

Als wir aus der Ausfahrt des Anwesens fuhren, ließen wir zwei heulende Kinder im Haus und eine Ehefrau im Wald zurück und Stützel sackte wie ein Ballon zusammen, aus dem man die Luft herausgelassen hatte. Nach einer Pause sagte er erschöpft 'Wenn Sie wüssten, was ich durchgemacht habe!' und das Reden machte ihm ersichtlich große Mühe. 'Mein Junge ist krank, fuhr er fort, einmal fand ihn meine Frau auf der Weide, die nah unseres Hauses ist, er hatte sich unter eine Kuh gehängt, hielt sich mit beiden Händen an ihrem Fell fest und saugte an einem ihrer Euter.'

Ich wusste nichts zu entgegnen und fuhr so gut ich konnte. Er kritisierte bald meinen übervorsichtigen Fahrstil. 'Sie fahren ja Schwangerenfahrstil!' sagte er immer wieder, und lachte heiser. 'Wissen Sie, als meine Frau mit dem Kleinen schwanger war, musste alles plötzlich ganz schnell gehen. Die Wehen begannen, ich packte sie ins Auto und raste zum Krankenhaus. Aber ich umfuhr alle Schlaglöcher—ich glaube, ich fuhr nie so gut in meinem Leben. Das war Schwangerenfahrstil.'

Ich sollte seinen gewöhnlichen Fahrstil bald kennenlernen. Obwohl er mir immer wieder versicherte, er sei völlig au-



berstande zu fahren, da er mit den Nerven am Ende sei, wurde er auf einer der schön gewundenen Landstrassen Schwabens so ungeduldig, dass er sagte: 'Nein! Nun lassen sie mich aber mal ans Steuer. Ich zeige ihnen jetzt einmal, was man mit einem Mercedes 250 so alles machen kann.'

Etwas zögernd trat ich ihm den Platz am Steuer ab. Was folgte, war die schrecklichste Höllenfahrt, die ich jemals in einem Auto miterlebt hatte.

Er raste über enge Landstrassen mit hundertvierzig, beschleunigte hoch, bremste so abrupt, dass ich in die Gurte flog, überholte in Rechtskurven, dass mir der Angstschweiß aus den Poren trat, kurz, dieser Professor fuhr wie ein Geisteskranker. Ich traf eine Entscheidung, da mir doch noch etwas mehr am Leben lag, als ihm, denn er war ja auch mehr als doppelt so alt wie ich, und sagte:

—Professor, entweder sie halten sofort an und versprechen mir, während dieser Reise nie mehr das Steuer zu berühren, oder sie fahren mich gleich zum nächsten Bahnhof und setzen mich in den nächsten Zug zurück.

Er bremste hart bei einer Einfahrt, hielt an, drehte sich zu mir herum, schaute mir mit seinen glasigen blauen Augen ernst ins Gesicht und bemerkte:



—Sie haben recht. Ich bin verrückt. Wir werden im Graben enden, wenn ich weiterfahre!

Er war ein eigenartiger Mensch, faszinierend, intelligent, elektrisierend einerseits, aber chaotisch und unberechenbar zum anderen.

Ich hatte schon an der Uni manches über ihn erfahren. Die dicke Frau meines zweiten Zimmervermieters, der ebenfalls Ökonom war, kannte ihn seit langem. Beide Männer spielten Klavier, beide hatten sie einen Flügel in ihrem Haus stehen, beide waren sie Frauenhelden. Sie hatte mir erzählt, Stützel sei der größte Charmeur der ganzen Uni gewesen, als er noch jünger war, und keine Studentin habe ihm widerstehen können.

Wenn ich ihn nun beim Fahren so von der Seite ansah, fragte ich mich, was ihn wohl anziehend für Frauen mache? Er war männlich, zweifellos, energisch bis zur Explosion, anziehend wie ein etwas aufschneidender Jugendlicher. Aber gepflegt war er nicht gerade. Auf der ganzen Reise trank er jeden Abend ein paar Gläschen und morgens half kein Klopfen und kein Rufen, um ihn zu wecken. Ich musste in sein Zimmer gehen, die Vorhänge aufziehen und ihn minutenlang wachrütteln. Und wie sah er da erst aus... Die fettigen Haare hingen wüst um seinen Kopf, sein schönes Gesicht war rot und etwas aufgedunsen und er murmelte immer wieder Unverständli-



ches und wollte weiterschlafen, obwohl er mir am Abend vorher eingeschärft hatte, ihn nur sehr zeitig zu wecken, weil er noch einige wichtige Missionen unterwegs zu erledigen habe. Mit seinem blauen Anzug, der zwar ein Pierre Cardin Modell war, aber immer noch die letzten Flecken des Honigbrottes auf dem Jackett trug, und dem Parka darüber, liess er sich bei verschiedenen Banken vorfahren, wo er jedesmal, ohne eine Minute warten zu müssen, vom Direktor selbst empfangen wurde und wo man mir mit der größten Liebenswürdigkeit im Vorzimmer des Chefs Tee und Gebäck servierte und Illustrieren hinlegte, um mir die Wartezeit zu vertreiben. Er stellte mich stets als seinen Fahrer vor, der Jura studiere, was immer ein gewisses Wohlwollen bei den Bankdirektoren auslöste.

Sein Bruder in Schwaben war Arzt, ein liebenswürdiger und einfacher Mensch, der allein in einem alten Haus lebte, in dem es nach gelagerten Äpfeln duftete.

Wir verstauten die Kisten im Keller der Villa und begaben uns in ein altertümlich eingerichtetes kleines Zimmer, das Stützel als eines seiner Hauptquartiere bezeichnete.

Er telefonierte stundenlang und es vergingen am Morgen vor unserer Weiterfahrt keine zwei Minuten zwischen einem Anruf und dem anderen. Ich verstand nichts von alledem, von seinen Geschäften, seiner Politik, seinen vielfältigen



Aktivitäten. Ich fragte mich, was das alles solle, dieses nervöse Treiben, diese Hast, diese Aufregung, dieser Stress?

Wir fuhren nun weiter Richtung Starnberger See und ich vermied durch meine Geistesgegenwart einen Frontalzusammenstoß. In einer Linkskurve kam mir auf der Landstrasse ein weißer offener Carman Gia entgegen, der einen anderen Wagen überholte. Ich fuhr nicht sehr schnell, höchstens achtzig, und nahm im Bruchteil einer Sekunde einen Waldweg wahr, der in einem sehr flachen Winkel abzweigte.

Ohne mich auf ein gefährliches Bremsmanöver einzulassen, bog ich kurzerhand in den sandigen Weg ab und brachte den Wagen nach einigem Rutschen zum Stillstand.

Nach einer Pause, aus der wir beide wie betäubt erwachten, drehte Stützel sich zu mir herum und es stand ihm der Schreck noch in den Augen.

—Sie haben mir das Leben gerettet! sagte er lakonisch, ich nehme alles zurück, was ich über ihren Fahrstil gesagt habe!

Am Abend dinierten wir bei Freunden von ihm unweit des Starnberger Sees, einer sehr netten Familie mit zwei großen Kindern. Die Unterhaltung wurde jedoch fast ausschließlich von den Männern bestritten.



Es ging um Politik, um die Wahlen, um die verschiedenen Ereignisse und großen Auftritte bekannter Politiker der Bundesregierung, die den beiden Männern persönlich bekannt waren.

Ich erfuhr einige Details, die ich vorzog recht schnell wieder zu vergessen. Plötzlich kam Stützel auf die Idee, an den See zu fahren, um eine Runde zu schwimmen. Ich lachte über diese Idee und der sechzehnjährige Sohn der Familie war begeistert davon. So fuhren wir drei denn hinaus zum See, machten in der Dunkelheit ein Gestade aus, von dem wir bequem ins Wasser springen konnten, parkten den Wagen und gingen zum See. Da der Mond von Wolken bedeckt war, sahen wir nur unsere Umrisse und die weit entfernten Lichter an der anderen Seite des Ufers. Wir zogen uns schnell aus und sprangen lachend ins Wasser. Der Professor gab seiner Freude über das herrliche Gefühl, nackt zu schwimmen, offen Ausdruck—wir genossen es wohl alle drei ohne Ausnahme. Stützel sagte, er tue dies immer, wenn er hier am See sei, es gäbe nichts Herrlicheres, als in der Nacht seine Kleider von sich zu werfen, und in den See zu springen.

Am nächsten Morgen fuhren wir zum See zurück. Stützel wollte Fotos machen: wir fotografierten uns gegenseitig mit seiner kleinen automatischen Kamera. Als wir nach einem größeren Spaziergang gegen Mittag wieder zu der Familie zurückkamen, hatten die Männer eine kurze Besprechung und



plötzlich musste alles ganz schnell gehen. Stützel orderte Sofort ins Auto und Vollgas nach München! Auf der Autobahn wies er an, alles aus dem Wagen herauszuholen, was in ihm steckte. Ich muss in einer Stunde in München Innenstadt sein. Er werde im Vorstand der Dresdner Bank erwartet.

—Sie müssen es schaffen. Ich darf nicht zu spät kommen!

Ich fuhr mit hundertneunzig auf der Überholspur und gebrauchte die Lichthupe ununterbrochen, kurz: ich verstieß gegen alle Fahrprinzipien. Da ich zunächst gezögert hatte, so schnell zu fahren, schlug er mir eine Abmachung vor.

—Ich zahle ihnen mehr, sagte er, und heute Abend können sie im Restaurant bestellen, was sie wollen, aber fahren sie, fahren sie, ich zahle auch ein Protokoll, aber die Punkte in Flensburg gehen auf Ihr Konto. Abgemacht?

Ich lachte und liess mich zu dem waghalsigen Manöver überreden. So raste ich über die Autobahn von Starnberg nach München, auf denen die Geschwindigkeit auf hundert begrenzt war und es dauerte nicht lange, bis wir von einer Polizeistreife an die Seite gewunken wurden. Professor Stützel zeigte sich nicht im Geringsten überrascht, gab dem Polizisten seine Identität bekannt und den Grund seiner Eile, zahlte schnell die ziemlich hohe Summe, die für neunzig Kilometer pro Stunde Übertempo verlangt wurden und bat, seinen Fah-



rer von einer Anzeige in Flensburg zu verschonen. Er habe mich zu der Dummheit überredet.

Als wir weiterfuhren, bemerkte ich, seine übertriebene Hast sei eine Dummheit gewesen, denn die Zeit, die wir durch Rasen sparten, hätten wir nun durch den Aufenthalt wegen des Protokolls wieder verloren.

Ich schaffte es dennoch, zur angegebenen Zeit in die Tiefgarage der Dresdner Bank einzurollen, wo der Direktor schon stand, um Stützel zu empfangen. Der Bankdirektor war ein auf den ersten Blick sehr bescheiden wirkender älterer Herr in einem klassischen schwarzen Anzug. Er besass perfekte Umgangsformen und zeigte sich auch mir gegenüber von ungekünstelter Liebenswürdigkeit, die ich bei einem Mann in dieser Position nicht erwartet hatte. Stützel kam gerade rechtzeitig zur Vorstandssitzung und ich wurde von einer älteren Sekretärin geradezu mütterlich bewirtet und gepflegt.

Nach dieser Mission, die ein starkes Gefühl der Zufriedenheit bei Stützel hinterließ und von deren Inhalt ich keine Ahnung hatte, und auf die ich auch nicht neugierig war, fuhren wir in ein nettes Ausflugslokal am See und Stützel bestellte eine Riesenportion frischen Fisches für uns beide. Da er selbst fast nichts aß, konnte ich mich an dem herrlichen Fischgericht und gutem bayrischen Bier laben und wir verbrachten den Nachmittag in der vergnügtesten Stimmung



miteinander. Stützel erinnerte mich in seiner großzügigen und weltgewandten Art ein wenig an meinen Vater, nur dass mein Vater leider ein wenig mehr trank wie er. Von ihrer überragenden Intelligenz und ihrem freundlichen Umgang mit aller Art von Menschen hatten beide viel gemeinsam. Auch, was ihr angeborenes unkonventionelles Wesen anging, ihre kritische Einstellung zu Äußerlichkeiten, kurzgesagt: ihr philosophisches Wesen.

Nun kam Stützel auf eine Idee. Wir hatten durch unsere langen Unterhaltungen auf der Fahrt entdeckt, dass wir die gleiche Vorliebe für Musik und das Klavierspiel hatten. Auch Stützel hatte interessanterweise in seiner Jugend davon geträumt, Pianist zu werden. Aber im Gegensatz zu mir, hatte er etwas mehr Förderung von zuhause erfahren. Er hatte Klavierstunden bei der berühmten Pianistin Elly Ney erhalten und trug eine romantische Erinnerung an die einstige große Lehrerin mit sich. Er fragte mich nun, was ich von der Idee hielt, nach Tutzing zu fahren und das ehemalige Haus von Elly Ney zu besichtigen? Ich fand die Idee großartig, zumal das Wetter herrlich war und ich mir keinen besseren Aufenthalt vorstellen konnte, als am See.

So fuhren wir nach Tutzing und ich hielt vor einem länglichen Hausblock, vor dem ein großer sandiger Hof lag. 'Hier hat Elly Ney gelebt!' sagte er in einem fast feierlichen Tonfall und ich sah, dass er gegen eine starke Gefühlsregung an-



kämpfte. Nach langer Pause seufzte er und schlug vor, einen Spaziergang am See entlang zu unternehmen. Ich parkte den Wagen in der Hauptstrasse des kleinen Orts und wir schlenderten an den Geschäften entlang. Plötzlich rief er aus 'Oh, wir haben doch noch unseren Film zu entwickeln!' und wir suchten ein nahes Fotogeschäft auf. Dort gab es dann eine große Überraschung: der freundliche Fotohändler öffnete die Kamera und sagte lächelnd, es sei doch gar kein Film darin. Stützel beugte sich mit offenem Mund über die leere Kamerabox, die der Händler vor ihn hinhielt und brach in ein schallendes Lachen aus. Er klopfte mich auf den Arm, hielt sich den Bauch vor Lachen und sagte Da haben wir alle die Bilder ohne Film gemacht. 'So ein Blödsinn!'

Mit einem Mal aber wurde er ernst und nachdenklich und fragte den Händler, ob er wohl die große Pianistin Elly Ney gekannt habe, die fast ihr ganzes Leben in Tutzing gewohnt habe. Der Händler antwortete ruhig und gelassen, er habe Frau Ney nicht nur sehr gut gekannt, er habe auch den Auftrag erhalten, ein Album von der Verstorbenen und Aufgebahrten anzulegen.

Stützel war wie vom Schlag getroffen, als er das vernahm und verlangte sofort, das Album zu sehen. Der Händler legte es vor ihn hin und Stützel, kaum hatte er eine Seite des Albums gesehen, die die aufgebahrte Leiche der alten Dame zeigte, brach in einen Weinkrampf aus und war kaum mehr zu



beruhigen. Anteilnehmend an seiner Regung, versuchte ich schüchtern, ihn zu trösten. Wir verließen das Geschäft stumm und trist und verbrachten die folgende Nacht in einem kleinen Hotel in Tutzing.

Ich schlief die Nacht kaum und weinte ziemlich viel. Ich war am Ende meiner Nerven. Ich konnte mir das ganze nicht erklären, aber irgendwie war dieser Mann Starkstrom und ich konnte auf die Dauer die nervöse Spannung und ungeheure Energie, die von ihm ausstrahlte, nicht mehr ertragen.

Am nächsten Tag bestand er darauf, selbst zu fahren. Er habe mir zu diktieren. Ich sei nun auch als sein Sekretär engagiert, fügte er scherzend hinzu. Und los ging es. Er fuhr mit einem solchen Tempo um die Kurven der kleinen Orte, die wir am See entlang durchquerten, und diktierte dabei so schnell, dass mir beim Schreiben schwindlig wurde und ich ihn bitten musste anzuhalten. Ich fürchtete, mich übergeben zu müssen, beruhigte mich dann aber wieder. Offenbar sah ich nun ziemlich blass und mitgenommen aus, denn er sah mich teilnahmsvoll an und sagte leise:

—Ich glaube, ich habe sie überfordert. Das war alles etwas zu viel für sie. Wenn sie wollen, setze ich sie in den nächsten Zug nach Hause. Mir geht es nun viel besser. Ich habe mich etwas erholt die letzten Tage und ich kann nun alleine die Strecke zurückfahren.



Ich fühlte mich sehr schwach und bat mir Bedenkzeit aus. Als wir weiterfahren, wunderte ich mich, warum er nichts redete, denn das war selten bei ihm, und schaute zu ihm hinüber. Er hatte Tränen in den Augen.

Nun erst kam mir der Gedanke, dass er mich vielleicht gerne mochte und, als konnte er Gedanken lesen, sagte er nun langsam:

—Wissen sie, mir hat die Fahrt mit Ihnen Spass gemacht. Ich finde, wir kommen gut miteinander aus. Aber wenn sie lieber den Zug nehmen wollen, bin ich Ihnen absolut nicht böse.

Nun konnte ich ihm nichts mehr abschlagen. Ich sagte, ich habe die letzte Nacht schlecht geschlafen und könne nun einmal nicht im Auto schreiben bei schneller Fahrt. Er lachte und sagte erleichtert:

—Wenn es nur das ist? Diese Nacht werden sie besser schlafen. Ich lade sie zu einem guten Essen ein!

Am nächsten Tag traten wir gemütlich die Rückreise an und als wir ankamen, sprangen ihm die Kinder in die Arme und auch seine Frau empfing mich nun freundlich und nahm einen Kaffee mit mir in der Küche. Stützel war ganz glücklich und aufgeregt und erzählte, was wir alles zusammen erlebt hatten. Das kleine Mädchen hing an seinen Augen und sah



auch mich lächelnd an. Schließlich bat er mich, ihm etwas vorzuspielen.

Ich wollte ihm den Vortritt lassen, er sagte aber zerstreut, er habe lange nicht mehr richtig geübt und ich spiele sicher besser als er. Ich konnte ihm das nicht abnehmen, hatte er doch einst bei einer Elly Ney studiert. Aber er insistierte, mich hören zu wollen und so setzte ich mich denn an den Steinway und spielte die A-Dur Polonaise von Chopin.

Als ich geendet hatte, schüttelte er bewundernd den Kopf und sagte:

—Sie spielen wie ein fertiger Pianist. Was machen sie an der Rechtsfakultät?

Wir verabschiedeten uns herzlich voneinander und ich hätte mir gewünscht, mit der Familie in Kontakt zu bleiben. Aber er vergaß mich bald.

Eines Tages gaben wir uns beim Eingang der Fakultät die Tür in die Hand und ich fragte ihn freundlich, wie es ihm gehe? Er schaute mich zerstreut an und erst dann erkannte er mich wieder. 'Sie waren doch mein Fahrer, nicht wahr?' Ich bejahte lächelnd und er drang darauf, dass ich ihn einmal an seinem Lehrstuhl besuchen sollte.

Ich versprach es und, obwohl man sich normalerweise bei ihm Wochen voranmelden musste für ein Gespräch, wur-



de ich gleich empfangen, als ich eines Nachmittags vorbeischaute. Er kam mir freudig entgegen und stellte mich allen seinen Assistenten als seinen 'Fahrer' vor, bat mich gleich in sein Büro und liess Kaffee für uns kochen.

—Ich habe solche Lust, mit ihnen zu plaudern, gestand er. Wissen sie, manchmal hängt mir die ganze Arbeit hier und die Verantwortung, die so an einem hängt, zum Hals heraus, fügte er seufzend hinzu.

Mir gingen viele Dinge durch den Kopf, die ich mit ihm erlebt und an ihm beobachtet hatte und war ganz in Gedanken, als die Sekretärin den Kaffee brachte. Er durchbrach nun die ernste Stille und fragte mich, ob ich mich noch an unser nächtliches Schwimmen im Starnberger See erinnern könne und an die Fotos, die wir ohne Film gemacht hatten?

Wir lachten beiden schallend und schlürften unseren Kaffee.

ARMUT UND DOKTORAT

AUTOTRÄUME

Ich hatte schon seit langem von einem Mercedes geträumt. Nach zwei Jahren Taxifahren in einem 200 Diesel und erst recht nach der langen Fahrt in dem 250er, der zudem Automatik hatte, war ich vom Komfort und der Sicherheit eines solchen Fahrzeugs überzeugt. Mein BMW entsprach mit sei-



ner Spritzigkeit und seinem tänzelnd unsicheren Fahrverhalten bei hohen Geschwindigkeiten auf der Autobahn oder bei Regen nicht so ganz meinem Charakter, obwohl er durchaus ein gutes und zuverlässiges Auto war.

So flanierten Waltraud und ich am Wochenende oft durch die Gebrauchtwagenabteilung unserer nahen Mercedes-Vertretung, aber relativ hohe Preise selbst alter Modelle mit vielen Kilometern auf dem Tacho schreckten uns ab. Zum Spaß fuhr ich eine ganze Reihe Autos zur Probe, was nach meiner Erfahrung überhaupt kein Problem ist, wenn man sich in Sakko und Krawatte wirft und etwas von Autos versteht. Ich fuhr einen Mercedes 280, ein BMW Coupé 633 CSI, einen Porsche 924, einen Porsche 928, einen Renault Alpine und schließlich einen Jaguar XJ 6-Zylinder und, die absolute Krönung, einen XJ 12-Zylinder zur Probe.

Die lustigste Probefahrt war die in dem BMW Coupé. Der Verkäufer war ein langer Hamburger und hatte hinter Waltrauds weit nach hinten geschobenem Sitz kaum Platz für seine Beine. Er saß da wie eine eingepferchte Heuschrecke, als ich den Wagen mit zweihundert über die Autobahn jagte. Allerdings, ganz ähnlich wie mein 2002, hatte auch dieses viel modernere Auto die BMW Krankheit, wenn man enge Autobahnausfahrten durchfährt: er tänzelte. Der Verkäufer widersprach natürlich vehement, aber ich hatte einen Grund, mich mit Bedenkzeit zu verabschieden.



Die gewagteste Fahrt war die in dem Alpine. Das ist ein Auto, das zu den kühnsten Extravaganzen anreizt—und daher nicht ungefährlich. Er schießt davon wie eine Bombe, und das kann bei Regen und in Kurven zum Verhängnis werden.

Den 928 zog ich auf der Autobahn im dritten Gang bis hundertsechzig. Er ist in der Stadt wohl nur mir Automatik zu genießen. Aber was ein Unterschied hinsichtlich Fahrsicherheit, Verarbeitung und Bedienungskomfort verglichen zum Alpine. Der Porsche ist natürlich viel teurer, aber er ist sein Geld wert, während der Alpine etwas für Impulskäufer ist.

Der 924 war zu der Zeit noch ein VW im Porschefell. Kein wirklicher Sportwagen, aber ein gefällig aussehendes Fahrzeug mit korrekter Sitzposition, hervorragender Verarbeitung und sehr niedrigem Benzinverbrauch. Aber recht überzeugen konnte er nicht.

Mit dem Jaguar 6-Zylinder war ich kaum geneigt, schneller als hundertzwanzig zu fahren, wohingegen mit dem 12-Zylinder wirkliches Fahren erst bei hundertvierzig anfängt. Mit einem Wort, beide Autos sind sehr verschieden im Charakter ihrer Motoren und der Auslegung der Automatik. Der 6-Zylinder ist eine Opa-Kutsche, der 12-Zylinder eines der tollsten Gefährte, die diese Welt je gesehen hat! Der Motor ist eine der Sternstunden der Automobiltechnik. Er läuft rund wie eine



Nähmaschine, turbinenartiger Eleganz und Agilität. Ein besserer, überzeugenderer Motor ist eigentlich kaum vorstellbar!

Eines Tages sahen wir einen dunkelblauen alten Jaguar 6-Zylinder bei einem Gebrauchtwagenhändler unserer Stadt stehen. Er sah verwaorlost aus und kostete denn auch nur dreizehntausend Mark—soviel wie damals ein VW Golf. Wir erbarmten uns dieses misshandelten Kindes und adoptierten es. Im Innern lagen fünf Zentimeter hoch die Zigarettenkippen, der Himmel war schwarz, die Teppiche waren von eingedrungener Feuchtigkeit verschimmelt und wie es motormäßig aussah, wussten wir erst nach den häufigen Garagenaufenthalten nach dem Kauf. Aber ich hatte mich abgesichert. Ich erhielt ein halbes Jahr Vollgarantie vom Händler, der froh war, die alte Kutsche loszuwerden, und kaufte mir noch zusätzlich für ein volles weiteres Jahr eine Gebrauchtwagengarantie, die ebenfalls der Händler übernahm.

So hatte ich denn meine Automatik und ein Auto, das um die Kurven rollte, wie auf Schienen, das sich mit seinen vollen zwei Tonnen von keinem Seitenwind beeindruckten liess und das traumhaft leise und komfortabel dahinrollte. Für meinen BMW bekam ich noch sechstausend Mark und den Rest finanzierte ich mittels eines Kleinkredites, für den meine Mutter die Bürgschaft übernahm. Sie hatte inzwischen übrigens auch von ihrem lahmen Opel Kadett Automatik die Nase voll und tauschte ihn gegen einen BMW 318 Automatik ein, aber



als wir sie einmal im Fond des Jaguar mitnahmen, war sie sprachlos über den Fahrkomfort und die Eleganz dieses fahrenden Wohnzimmers. Der Wagen hatte fabelhafte Übersichtlichkeit und ich kam in die engsten Parklücken, da man mit der sehr leichtgängigen Servolenkung bis auf Millimeter rangieren konnte. Allerdings war der Reifenverschleiß entsetzlich —und teuer!

Ich absolvierte mein erstes Staatsexamen ebenso leichtgängig, und ohne großes Aufsehen, schnitt nach den acht Klausuren mit einem guten befriedigend ab und steigerte mich in der mündlichen Prüfung auf eine Note, die nur 0,5 Punkte unter dem Prädikatsexamen lag. Das war für meinen sporadischen Arbeitseifer ohne Repetitor und fast ohne Vorlesungen schon garnicht so schlecht.

EUROPÄISCHE INTEGRATION

Gleichzeitig mit dem Referendardienst begann ich nun ein Aufbaustudium in *Europäischer Integration* am *Europa-Institut* der Saarbrücker Universität.

Dieses Studium umfasste mehr als zwanzig Prüfungsfächer vom institutionellen Europarecht über die Aspekte der historischen, politischen und sozialen Integration der Europäischen Gemeinschaft bis hin zur Fächern wie französischem und dänischem Privatrecht, französischer Aussenpolitik, der Geschichte der Widerstandsbewegungen gegen den Natio-



nalsozialismus, den Fragen der Rechtsangleichung und Produkthaftung, der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte in Strassburg, sowie internationalen Wirtschafts- und Währungsfragen.

Für letztere war Professor Stützel zuständig und ein Manager von den Siemens-Werken. Die meisten der anderen Kurse wurden von Praktikern der europäischen Behörden in Brüssel, Luxemburg und Strassburg abgehalten und natürlich von unseren Professoren des Europa- und Völkerrechts und des internationalen Privatrechts.

Die Gruppe der Studenten war ebenso bunt zusammengesetzt: es waren mehrere Griechen dabei, zwei Amerikanerinnen, eine Italienerin und ein Pole. Wir unternahmen mit unseren Professoren mehrere Exkursionen zur EG Kommission in Brüssel, zum Europäischen Gerichtshof in Luxemburg, zum Europarat in Strassburg und zum Internationalen Gerichtshof in Den Haag.

Ich war von Anfang an unter den Besten der Gruppe, obwohl ich im Gegensatz zu meinen Kommilitonen noch eine arbeitsaufwendige Referendartätigkeit zu bewältigen hatte. Ich verbrachte dennoch weniger Zeit als sie in der Bibliothek und lernte meist, wie es meine Art war, in der Sonne, irgendwo auf dem Campus im Gras sitzend, mit einem Strohhütchen auf dem Kopf, einer Brasil im Mund und vom Zwitschern der



Vögel umgeben. Die Prüfungsthemen ahnte ich überraschend oft in einer Art von Geistesblitz voraus und bereitete mich ausschließlich und gründlich auf die Gebiete vor, von denen ich solchermaßen intuitiv wusste, dass sie drankommen würden.

Ich täuschte mich nie dabei und präparierte mich nach dieser Methode für einige der Klausuren, deren genaue Thematik natürlich vorher nicht bekannt war, so intensiv, dass ich während der Klausur die Antworten auf die gestellten Fragen gleichsam aus einem inneren Buch abschrieb, das ich vor meinen Augen sah.

Professor Will lobte mich immer wieder als fleißig, eine Bemerkung, die ich eher als Beleidigung empfand, obwohl sie gewiss anerkennend gemeint war. Wusste er doch nicht, dass ich niemals mit Willen lernte. Wie wenig kannte dieser Lehrer doch mein Naturell! Meine panhafte, zur Sensualität neigende Natur empfand 'fleißig sein' stets als eine eher erniedrigende Eigenschaft.

Ich war durchaus fleißig, wenn es darum ging, Autoprojekte zu studieren oder mir die technischen Daten aller möglichen Stereoanlagen einzubläuen, oder auch Klavier zu üben. Aber fleißig sein als Tugend, um Vorteile zu haben, um im Leben zu avancieren, um etwas zu werden? Pfui.



Ich bekam nun ein neues Kawai Klavier, hoch und schwarzpoliert, ein wunderbares Instrument. Mein kleines deutsches Schimmel-Klavier hielt keinen Vergleich stand mit ihm, aber ich konnte es noch sehr gut verkaufen. Jetzt erst war es mir möglich, Stücke, die eine schnellere Repetition und größere Geschmeidigkeit verlangten, in Angriff zu nehmen, wie zum Beispiel die Chopin Etüden Opus 10, 1 und op. 25, 1, und einige Préludes von Rachmaninoff oder gar die *Ricordanza* Etüde von Liszt.

Auf diesem Instrument waren meiner Kreativität keine Grenzen gesetzt. Es klang ebenso rund und voll, wenn man Jazz darauf spielte, oder meinen kleinen Chorus in gis–moll, den ich unendlich variierte.

Mit dem Klavier wechselte ich auch den Klavierstimmer.

Während vorher immer ein alter Mann gekommen war, sandte der Händler, bei dem ich mein zweites Klavier erwarb, einen eleganten jungen Mann mit Schnurrbart, der einen gut sitzenden Flanellanzug trug und ein Dunhillpfeifchen rauchte. Wir verstanden uns auf Anhieb. Ich kochte uns einen schönen Darjeeling Royal Flash, er ließ mich mal an der Dunhill ziehen und außerdem spielte er hervorragend Jazz, nachdem er das Klavier gestimmt hatte. Er blieb den ganzen Nachmittag und wir plauderten über unsere Liebe zu Pfeifen und Musik—und Mädchen. Er war mit einer Spanierin verheiratet, deren Eltern



ein spanisches Restaurant führten, das gerade neben der Leyland Vertretung lag, wo wir unseren Jaguar gekauft hatten. So gingen wir denn mit den beiden öfter dorthin essen, es gab herrliche gegrillte Gambas und einen trockenen weißen Rioja dazu, oder Chateaubriand mit einem kräftigen roten Rioja. Er zeigte mir noch ein anderes Lokal in der Stadt, das ich nicht kannte, ein kleines Flamenco-Lokal, in dem er selbst auch zuweilen Jazz spielte. Aber nach einer Einladung mit Waltraud zu ihm nach Hause brach der Kontakt ab. Seine Frau war eifersüchtig auf Waltraud gewesen. Hatte sie denn gehahnt, dass Waltraud nur auf Ausländer stand?

Wie ich später in ihrem Geburtshoroskop ersah, hängt das damit zusammen, dass sie Venus im neunten Haus stehen hat. Was das praktisch bedeutete, wusste ich bereits aus Waltrauds Vergangenheit. Ihre liebsten Freunde waren immer Franzosen und Italiener gewesen, auch ein Perser und ein Schwarzer waren kurzzeitig mit von der Partie.

DAS LANGE ENDE EINER LANGEN EHE

Nun hatte Waltraud kurze Flirts mit zwei Rumänen, die unsere Nachbarn waren. Wir waren überhaupt von Ausländern umgeben, von denen die meisten Ärzte am nahegelegenen städtischen Krankenhaus waren. Das gab dem Viertel ein kosmopolitisches Flair, welches uns sehr angenehm war.



Waltraud hatte Romys Bekanntschaft bereits gemacht, bevor ich zu ihr gezogen war—und zu einer Zeit, als wir im Streit lagen, da ich mit ihr Schluss machen wollen, bis die peinliche Sache mit Herbert passierte. Romy bewohnte das wesentlich geräumigere Studio im Anwesen, das dem ihren gegenüber lag. Immer wenn er kam und ging, und an Waltrauds Tür vorbeikam, klingelte er zweimal kurz bei ihr.

Eines Nachts lagen sie nackt zusammen in Romys Bett. Waltraud versicherte mir jedoch, es sei nichts vorgefallen. Sie habe die animalische Ausstrahlung Romys gemocht und er habe nicht allein sein wollen, weil er zu der Zeit mal gerade keine Freundin hatte (was selten vorkam). Nachdem, was sie mir erzählte, hatte Waltraud bereits früher, als sie noch wesentlich jünger war, mit einigen Männern auf diese Art Nächte verbracht. Sie betonte jedoch, das habe nur mit den Ausländern funktioniert. Als sie es einmal mit einem Einheimischen probierte, versuchte dieser, sie zu vergewaltigen und schlug sie, als sie sich hartnäckig weigerte, ihm nachzugeben. Diesen Mann hatte sie dann auch noch heiraten sollen, da seine Stellung—er war Finanzbeamter—auf ihre Eltern Eindruck gemacht hatte. Die Tatsache, dass er ständig betrunken war, schien sie nicht zu stören. Waltraud schlug ihm rechts und links ins Gesicht und verließ ihn—für immer.

Romy war in der Tat ein Typ, der Mädchen anzieht. Mit seinem pechschwarzen krausen Haar, seiner getönten Haut,



seiner behaarten Brust und der jungenhaften etwas leichtsinnigen Art hielt man ihn eher für einen Südländer. Auch seine weiche charmante Stimme, seine Parfümierung, die schwarzen eleganten Lederstiefel und sein weißer Alpha Spider trugen dazu bei, ihn für einen waschechten Italiener zu halten.

Und dass Waltraud auf Italiener stand, wusste ich nicht erst seit gestern. Ich freundete mich schnell an mit Romy, denn er brachte mir eine liebenswürdige Aufmerksamkeit entgegen, die mich erstaunte. War er nicht eifersüchtig? Er lud uns öfter zusammen zu sich ein und ich verstand schnell, was er wirklich suchte: Affektion und Verständnis.

In seinem großen Zimmer waren die Rollläden meist halb heruntergelassen und es herrschte eine bohemienhafte Stimmung, zumal sich in dem Raum lediglich ein großes Doppelbett, ein Schrankmöbel und ein großer venezianischer Spiegel befanden. Wenn wir bei ihm waren, saß Waltraud am Boden, ich lag auf dem Bett und Romy stand daneben und hantierte wie ein Kind mit seinem Luftgewehr, oder er erzählte, die Zigarette in der Hand und leicht gegen die Wand gelehnt. Es war angenehm, Romy zuzuhören, seine Stimme war so überaus wohlklingend, voll und männlich, aber ohne jede Härte.

Romys Vater war Blutspezialist am Krankenhaus. Er hatte sich nach einigen Flirts mit Camaros und Corvettes einen ge-



brauchten De Tomaso gekauft. Aber dieser war noch wesentlich anfälliger als mein Jaguar. Oft stand sein trauriger Besitzer neben dem Traum von Auto, irgendein Drähtchen in der Hand, das plötzlich abgefallen war, mich ratlos fragend, ob ich vielleicht wisse, wo dies hingehöre? Mir war schon der Sechszylinder meines Jaguar ein Rätsel, wie hätte ich da irgendeine blasse Ahnung haben können von der völlig unzugänglichen Achtzylinder-Flugzeugturbine dieses PS-Riesen?

Romys Cousin Mirca glich mir ein wenig vom Äußeren her. Wie ich hatte er dunkelbraune Locken und auch seine Größe und Gesichtsform hatten Ähnlichkeit mit meinen Zügen. Er studierte Zahnmedizin und bald wurde ich schmerzhaft gewahr, dass er Romy ein wenig von oben herab behandelte und ihm die Gunst, die er bei mir besaß, gewissermaßen ausspannen wollte. Wenn Mirca uns in seine schöne Zweizimmerwohnung einlud, die nur einige Blocks weiter entfernt lag, war Romy nie mit von der Partie und Mirca liess keine Gelegenheit aus, abfällig über seinen Cousin zu reden. Er würde seine Stelle als Zahntechniker bald verlieren, meinte Mirca, denn er sei faul und bequem und so fort. Sicher hatte Mirca recht—vom rein materiell-rationalen Standpunkt aus betrachtet—aber er wusste nicht, dass ich Romy gerne hatte. So wurde mir Mirca zusehends unsympathisch, während ich mich aber auch gleichzeitig von Romy zurückzog, da seine Art zusehends tyrannischer wurde. Sei es nun, dass doch Eifer-



sucht auf mich vorlag wegen Waltraud, sei es, dass er glaubte, ich teile die Einschätzung seines Cousins, was ihn anbetraf, Romy begann, mich ziemlich kühl zu schneiden, ließ keine Gelegenheit aus, die Mülltonne, die gleich vor unserem Fenster war, zu jeder Tages- und Nachtzeit mit voller Wucht zuzuschlagen, wenn er ausging und seine Abfalltüte hineinwarf und viele andere solcher Kleinigkeiten mehr.

Als wir in die obere Wohnung umgezogen waren, störte er uns weniger und schließlich schien er Glück zu haben mit einer Freundin, denn er heiratete sie und zog mit ihr in ein kleines Häuschen auf dem Lande.

Mit Eugen, einem wesentlich älteren rumänischen Architekten, der mit seiner Frau Despina in der kleinen Penthousewohnung über uns wohnte, hatte Waltraud nicht nur nackt beieinander gelegen. Als seine Frau auf Reisen war, hatte er Waltraud zu einem Drink eingeladen, der gegen morgen, als alle beide ziemlich betrunken waren, im Bett endete. Waltraud wusste nur noch, dass er sie leidenschaftlich umarmt hatte—von da ab versagte ihr Gedächtnis. Ich nahm ihr die Affäre mit Eugen nicht übel, zumal ich ihn sehr gerne mochte. Er war ein echter Künstler und sehr lieber Mensch. Von einem deutschen Vater und einer rumänischen Mutter abstammend, war Eugen in einer Atmosphäre der Affektion und Kultur aufgewachsen, die heute nur noch selten zu finden ist.



Der mütterliche Teil der Familie war seit Generationen am Hof des rumänischen Königs tätig gewesen und Eugen flüchtete endlich mit Despina vor den Kommunisten in den Westen. Die beiden führten eine interessante Ehe. Es fehlte durchaus nicht an Disputen, bei denen Eugen jedoch nie sein gutmütiges und unschuldig verschmitztes Lächeln verlor und Despina gern Recht haben liess. Despina war eher choleric-temperamentvollen Gemüts, während Eugen ein Diogenes war mit seinem Bierbauch und dem schönen geistvollen Gesicht. Despina war Eugens Kontaktstelle nach außen—ohne sie hätte er sicherlich nicht gerade in einem Fass, so doch in philosophischer Abgeschiedenheit gelebt, und seine Ikonen hätten nie einen Käufer gefunden. Eugen arbeitete Monate an einer Ikone und nur ein eminenter Fachmann und Kenner hätte seine Ikonen von den originalen russischen oder rumänischen Ikonen unterscheiden können, die ihm als Vorbilder zu seinen wunderbaren Kunstwerken dienten.

Eines Tages hatte Eugen es satt, Betonklötze mit Käfigen zu konstruieren und kündigte seinen Job im Architekturbüro. Despina eröffnete ein kleines Antiquitätengeschäft in einer nahen Kleinstadt und verkaufte die Ikonen und von Eugen restaurierte alte Möbel, von denen die meisten aus irgendwelchen französischen Schlössern stammten.

Bald folgten Ausstellungen in München und Paris und dann auch in London und New York und Eugens Ikonen stan-



den immer höher im Kurs. Er beklagte sich über die viele Arbeit, aber Despina war unerbittlich, wenn es ums Geld ging. So gelang es den beiden denn später auch, die Wohnung, die sie zunächst nur gemietet hatten, zu kaufen und konnten sich aus der finanziellen Misere, in der sie seit ihrer Flucht von Rumänien gewesen waren, herausschaffen.

Auf der Höhe unserer Wohnung lebten im Nachbarblock zur einen Seite eine alleinstehende Lehrerin mit Sohn und auf der anderen Seite eine persische Familie.

Die Lehrerin war mit ihrem Filius ein solch getreues Abbild meiner Mutter und mir, dass ich den achtjährigen blonden und zarten Jungen, unwillkürlich Peter nannte, obwohl er Thomas hieß. Seine Mutter war ebenso klein und rund, wie meine Mutter, und hatte das gleiche Mondgesicht. Sie dressierte den Jungen wie einen Tanzbär und wäre sicher in jedem Zirkus als Dompteuse angekommen. Aber am Ekelhaftesten war die Art, wie sie das Gefühlsleben ihres Jungen vor anderen Leuten offenbarte. Wir waren zu einem Kaffee bei ihnen eingeladen gewesen und befanden uns bereits auf dem Weg die Treppe hinunter, da rief sie mir von der Wohnungstür aus nach:

—Wissen sie, Thomas liebt sie sehr. Er hat mir gesagt, er habe sich immer so einen Vater gewünscht.



Ich konnte nur traurig zurückblicken und entgegenen: 'Ich mir auch.' Thomas äußerte mir gegenüber nie seine Gefühle. Das war ja nach dieser Bemerkung seiner Mutter, die er sicherlich vernommen hatte, auch nicht mehr nötig: sogar für Thomas' Intimbereich war seine Mutter Sprachrohr und Treuhänder. Als ich den Jungen für mich im stillen bedauerte, wurde mir zum ersten Mal klar, dass ich eigentlich mich selbst bedauerte.

ERSTE SELBSTANALYSE

Thomas war der erste deutliche Beweis meiner narzisstischen Projektionen, wenn sich auch zu dieser Zeit bei mir noch keine sexuellen Neigungen einstellten. Aber die Tatsache meiner Inzestfantasien beweist mir rückblickend, dass solche Neigungen sehr wohl bestanden hatten, dass ich sie aber sofort und gründlich verdrängte. Doch dieser psychische Mechanismus, das heißt der Zusammenhang zwischen narzisstisch-päderastischen Neigungen und die durch ihre Verdrängung geschaffenen Inzestwünsche wurde mir erst zur Zeit der Verfassung dieses Buches und meiner Therapie klar. Eine Traumanalyse, auf die ich später in diesem Buch näher eingehen werde, hat mir die komplizierte psychische Struktur meiner Kindliebe bewusst gemacht.

Genau wie meine Mutter, so betonte auch Thomas' Mutter bei jedem Gespräch, wie großzügig sie mit Thomas sei,



und dass er ja auch durchaus schon eine kleine Freundin haben dürfe. Die kleine Freundin war Miriam, die fünfjährige Tochter der persisch-deutschen Familie. Ihr Vater war ein ziemlich unfreundlicher persischer Arzt, ihre Mutter eine eher schüchterne Deutsche aus einem Dorf. Miriam hatte viel von ihrem Vater und kommandierte Thomas herum, als sei er ihr Dienstbote. Thomas mochte Miriam nicht besonders und spielte das Spiel eigentlich nur mit, weil er spürte, dass man es von ihm erwartete. Er kam manchmal zu uns hoch und unterhielt sich gern mit mir. Seine Stimme war heller als die von Miriam und seine Bewegungen waren so unsicher und schlaksig, dass man den Eindruck hatte, sein dürres Knochengestüt würde jeden Augenblick in sich zusammenbrechen. In jedem Satz, den er formulierte, kam mindestens einmal seine Mutter vor.

Ganz besonders hatten Waltraud und ich die kleine Schwester Miriams ins Herz geschlossen. Sie war drei Jahre alt und das schönste Mädchen, was ich in meinem Leben gesehen habe. Wir luden sie einmal zum Kaffee ein und sie kam mit einem Selbstbewusstsein, das ihre eigene Mutter in den Schatten gestellt hätte. Sie hatte allerdings nichts von dem materiellen Egoismus Miriams und saß am Tisch wie eine Prinzessin aus tausendundeiner Nacht mit ihren herrlichen mandelförmigen kastanienbraunen Augen, ihrem seidig glänzenden dunkelblonden Haar und ihrem feenhaften Körper-



chen, das eine fast überirdische Grazie besaß. Ihre Intelligenz war ihrem Alter weit voraus und wir beneideten ihre Eltern um dieses Kind mit wirklich schwerem Herzen. Es war das einzige Mal, dass Waltraud und ich ein anderes Ehepaar um ein Kind beneideten.

Aber dieses wunderbare Mädchen nahm unser Herz und Sinn so ein, dass die Eltern es wohl merkten und plötzlich den Kontakt des Kindes mit uns einschränkten. Ich weiß nicht mehr genau alle Einzelheiten, aber es ist möglich, dass diese deutliche Abkühlung des Verhältnisses nach einer kleinen Ausfahrt stattfand, die wir mit den Kindern in unserem Jaguar unternahmen. Seit geraumer Zeit hatten die Kinder darum gebeten und gebettelt, besonders Thomas. Und als wir schließlich mit dem Jungen und den beiden Mädchen in das grüne Tal fuhren, über dem wir wohnten, gaben sie ihrer Liebe zu diesem außergewöhnlichen Auto offen Ausdruck. Ich war eigentlich erstaunt darüber, wie sehr Kinder den spezifischen Charakter von Automobilen einschätzen, wie sehr sie die materialistische Kälte und Machtgebärde eines Mercedes einschüchtert, wie die rasante Sportlichkeit eines Porsche etwas bei ihnen zum Prickeln bringt und wie sehr nun die verschwiegene und elegante Erotik des katzenhaften Jaguar auf die Kinder wirkte.

Miriam und Thomas waren in einem Grad ausgelassen, wie wir sie vorher noch nie erlebt hatten. Das kleine Schwes-



terchen Miriams strahlte vor Glück. Sie machte Bemerkungen über den Komfort und die Eleganz des Jaguar, über die lederne Innenausstattung, das hölzerne Armaturenbrett und manch anderes Detail, die einem Fachmann hätten anstehen können. Dieses Kind war einfach außergewöhnlich.

Als wir im Tal ankamen, in dem eine Pferdekoppel sich an die andere reiht und wo auch Romy eine kleine Ranch besaß mit einigen Ponys, parkten wir den Wagen an unserem Lieblingsplatz, unter zwei mächtigen Kastanienbäumen, und streiften mit den Kindern durchs Gras. Wir fütterten die Ponys mit altem Brot und steckten uns schließlich die Haare und Kleider voll mit Blüten und aus Gras geflochtenen Kränzen, die wir uns gegenseitig zum Geschenk machten.

Wenn Miriams Schwesterchen einem eine Blume schenkte, wagte man kaum, sie anzunehmen. Dieses Kind hatte etwas fast Heiliges in seinem Gesicht, eine solche Liebe strahlte daraus hervor, eine solche Reinheit, dass man sich unwürdig fühlte, der Gegenstand dieser Liebe zu sein. Jedenfalls ging es mir so, waren doch meine Gefühle ihr gegenüber nun doch nicht ohne erotische Hintergedanken.

Während dieser Zeit begannen zum ersten Mal Fantasien aufzukommen, die sich um Inzest drehten und ich verkrampte mich innerlich vor Schuldgefühlen, weil ich sicher war, dass, wenn wir ein Kind bekommen würden, ich mit Si-



cherheit ein inzestuöser Vater werden würde. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, wie man der Vater eines solch bezaubernden Nymphchens sein konnte, ohne in die Abgründe erotischer Fantasien zu stürzen—und damit in den gesellschaftlichen Ruin, wenn es herauskäme.

Als wir zurück waren und vor dem Haus vorfuhren und ausstiegen, stieß Thomas' Mutter, die auf dem Balkon stand, einen Schrei aus, und rannte hinein, um den Photoapparat zu holen. Auf dem Bild sah man eine bouffonhafte Gruppe mit Ehepaar und drei panhaft schönen Kindern, die alle fünf wie wahre Blumenkinder vor einem eleganten dunkelblauen Jaguar standen und lächelten, als seien sie gerade aus dem Schlaraffenland zurückgekehrt.

DIE GUTEN NACHBARN

Vom Balkon aus machte Waltraud die Bekanntschaft mit Frau Botterill, einer hageren und immer stark geschminkten Engländerin, die mit ihrem Mann und zwei erwachsenen Söhnen in einem großen Neubau auf der Straßenseite gegenüber wohnte. Der große Bungalow war mit Schwimmbad ausgestattet und lag am Hang, der besten Lage der ganzen Stadt. Von der vor dem Wohnzimmer gelegenen breiten Sonnenterasse übersah man das ganze Tal; wilde Brombeersträucher, Erdbeeren und Obstbäume säumten den Hang bis zu den weit unten gelegenen Pferdekoppeln und Privattranchs. Herr



Botterill war Manager eines Unternehmens, das Teile für Mercedes-Automobile herstellte. Das Werk war in Turin, Herr Botterills Arbeitsplatz befand sich jedoch in Frankfurt, wo er auch die ganze Woche über verblieb. So führte das Ehepaar bereits seit Jahren eine Art Wochenendehe und Frau Botterill hatte denn auch einige etwas eigenartig anmutende Allüren, eine schroffe Gestik und weit aufgerissene Augen, die die Angst, die sie vor Menschen hatte, nur allzu deutlich zeigten. Nach einer Einladung Waltrauds bei dieser Frau erwachte sie die folgende Nacht mit einem Schrei und erzählte mir, sie habe von ihrer Einladung bei Frau Botterill geträumt, die sich aber in ihrem Traum plötzlich in eine Hexe verwandelt habe.

Frau Botterill stammte aus einer kleinen Grafschaft in Wales und war Lehrerin, bevor sie ihren Mann kennengelernt hatte. Er war ihr einziger Mann und Liebhaber gewesen, und Vater ihrer zwei Söhne, von denen der ältere Medizin studierte, bereits verlobt war und ein eigenes Zimmer hatte. Der jüngere Sohn war mehr wie die Mutter, weich und duldsam, aber der Vater versuchte mit aller Gewalt durchzusetzen, dass der Junge beruflich in seine Fußstapfen trete, da der ältere bereits aus der Art geschlagen war.

Wir waren genau zwei Mal bei Familie Botterill eingeladen, das erste Mal zu einem Drink an der Bar, das zweite Mal zu einem Glas Wein. Zu einer Einladung zum Dinner kam es nicht—wir waren schließlich nur Nachbarn. Wir wollten auch



gar nicht mehr für Familie Botterill sein, denn Herr Botterill war uns nach dem Drink an der Bar bereits zutiefst unsympathisch. Wenn er redete, herrschte eine Art heilige Stille. Er kannte nur zwei Gesprächsthemen, seine Arbeit und seinen jüngsten Sohn, an dem er kein Haar ließ. In allen Punkten war er angeblich dem älteren Bruder unterlegen. Im Gegensatz zu seinem hageren Vater mit dem kadaverhaften Gesicht des älteren Engländers, war der Junge eher dicklich, ziemlich groß und schwer und schaute meist etwas betreten vor sich hin. Er servierte an der Bar. In dem mit unglaublichem Prunk ausgestatteten Haus fehlte es an nichts—besonders nicht an Alkohol in jeder nur denkbaren Konsumform. Es gab keine Sherry-Marke, die nicht in einem der unzähligen Kristallflakons auf der eleganten Mahagonikommode vertreten war. Und die Bar war ein regelrechtes Whiskeymuseum. Es gab leckere Krabben-schnittchen und Herr Botterill stellte sofort fest, dass dazu nach englischer Art nur Whiskey passe. Ich nahm gern an, zumal ich in den seltenen Genuss kam, meinen Lieblingswhiskey: Glenfiddish. Herr Botterill bevorzugte den weichen Chivas Regal. Die Frauen zogen sich zurück. Das erste Gesprächsthema war festgelegt: Whiskey. Die Chivas Flasche leerte sich erstaunlich schnell, denn Vater und Sohn legten einen Whiskeydurst an den Tag, der mir schiere Bewunderung abverlangte.



Herr Botterill schien ein wahrer Initiierter in Sachen Whiskey. Aber der Frieden währte nicht lange und Herr Botterill, nachdem er Thema Nummer Eins, die Arbeit, kurz gestreift hatte, hakte sich schließlich bei Thema Nummer Zwei, seinem Sohn, fest, bis der Drink zu Ende war. Oh, wie peinlich war mir dieses Gespräch! Der Alte zeigte sich als eingefleischter Patriarch und Haustyrann, der den Jungen ultimativ mit der Entziehung jeglicher finanzieller Unterstützung bedrohte, wenn er nicht, wie sein Vater, das Studium der Ingenieurwissenschaften ergreifen wolle. Ein Sohn müsse die Linie wahren und den Beruf ergreifen, der nun einmal Tradition in seiner Familie sei. Alle seine Hoffnung stütze sich daher auf den jüngsten Sohn, der nun mit traurigem Gesicht hinter der Bar stand und nach unten schaute; aber dieser sei zu weich und faul und nur auf das schöne Leben aus. Im übrigen hänge er zu sehr an seiner Mutter, die ihn verzogen und verweichlicht habe. Ich versuchte, so gut es mir die Formen der Höflichkeit gestatteten (die ich oft in meinem Leben besser über Bord geworfen hätte), für den Jungen Partei zu ergreifen, denn ich fand den Alten widerlich und sah wohl, dass er den sensiblen Jungen durch sein machohaftes Getue, seine harte verständnislose Art und die ständigen Demütigungen zerstörte. Wenn der Junge wirklich etwas zu weich war, wie der Vater abwertend festzustellen sich herabließ, dann war nur eines daran Schuld: die Verständnislosigkeit und der grausame Zynismus



seines Vaters, der den Jungen unbewusst in eine passive Homosexualität hineintrieb.

Dass meine Vermutung in dieser Hinsicht nicht völlig aus der Luft gegriffen war, bestätigte sich eines Nachts, als wir durch einen ungeheuren Lärm, der von der Strasse her kam, aus den Betten aufgeschreckt wurden. Wir nahmen eigentlich an, es sei wieder einmal Romy, der nach Mitternacht seinen Müll in die Tonne wirft und ich war nun so in Rage, dass ich ihm etwas vom Balkon herschreien wollte. Umso überraschter waren Waltraud und ich über das Bild, das sich uns darbot, als wir im Nachthemd auf den Balkon hinaustraten.

Da stand der junge Botterill Sohn an der Mülltonne und feuerte mit kreischendem Lachen und voller Wucht eine leere Flasche nach der anderen in die offenbare noch völlig leere Tonne. Er hatte Hose und Unterhose auf den Füßen hängen und sein schönes und perfekt marmorweißes Hinterteil zeichnete sich einigermaßen grotesk im Neonlicht der Straßenbeleuchtung und vor der sachlich-kühlen Fassade des Neubaus ab. Als er zur Eingangstür zurücktorkelte, wo ihn seine Freunde empfingen (die Eltern waren an diesem Abend ausgegangen und er hatte seine Kameraden eingeladen), lachten wir leise vor uns hin und versteckten uns schnell hinter den buschigen Grünpflanzen, die wir in unseren Blumenkästen angelegt hatten. Mein Humor wich jedoch schnell einer traurigen Stimmung und ich lag noch lange danach wach im Bett und



dachte an den Jungen und mein eigenes Schicksal. Der Junge hatte ja wenigstens noch eine Mutter, an der seine weiche Seite sich lehnen konnte. Mir war auch das verwehrt worden, denn meine Mutter wollte mir stolz den Vater ersetzen, mit dem Ergebnis, dass ich weder eine wirkliche Mutter, noch einen wirklichen Vater gehabt habe. Meine Mutter war für mich eine Art androgyner Drachen gewesen, eine phallische Megäre, eine ständige Bedrohung und Quelle der Angst.

In unser freigewordenes kleines Studio zog ein junger Arzt aus Luxemburg, der, weil er Junggeselle war, zu fast ständigem Nachtdienst im Krankenhaus verurteilt wurde.

Er konnte ein Lied singen vom harten Brot eines jungen Krankenhausarztes in der autoritären Hierarchie dieses Berufes. Im Gegensatz zu meiner fast anarchischen Lebenseinstellung—ich sagte mir 'lieber einen Jaguar mit dreißig, als einen fetten Mercedes mit sechzig'—schien er eher konventionell eingestellt zu sein und konnte über unsere bohemienhafte Lebensart nicht genug staunen. Er gab denn auch eine gewisse Reserve uns gegenüber nicht auf und blieb für sich.

Dieses muntere Milieu verließen wir nun bald, da ich einerseits als Referendar mehr Geld verdiente und zum anderen vorhatte, später eine Anwaltskanzlei in meiner Privatwohnung aufzumachen. Da wir viele Leute aus unserem Viertel kannten und jedermann wusste, dass ich Jurist war (und nicht einer



dabei war, der nicht über seinen bisherigen Anwalt schimpfte), fand ich diese Idee nicht abwegig und erhielt auch die Unterstützung meiner Mutter dafür. Wir mieteten uns denn unweit meiner Mutter eine große Maisonettenwohnung. Das Haus war vom Vermieter meiner Mutter gebaut worden und wir erhielten die Wohnung sofort, obwohl sie fünfzehnhundert Mark monatlich kostete. Die Wohnung hatte in ihrem unteren Stockwerk einen separaten Trakt mit einem Gang und zwei Zimmern, die sich ideal als Anwaltsbüro und Sekretariat eigneten und ich wollte das Klavier ins obere Geschoss transportieren lassen, um endlich ungestört spielen zu können.

Doch alles kam anders, als geplant. Es fing damit an, dass die Umzugsleute sich weigerten, das Klavier die Wendeltreppe hinaufzutragen. Es war angeblich unmöglich, das Klavier da hochzubekommen. Wir erkundigten uns, was es kostete, das Klavier mit einem Kran von oben über die große Sonnenterrasse ins Wohnzimmer heben zu lassen, aber die Auslage erschien uns zu hoch. So blieb das Klavier im unteren Geschoss und da wir die ersten Mieter in dem Neubau waren, verlief der erste Monat in reinem Glück und Frieden. Wir freuten uns an der hellen geräumigen Wohnung, der kleinen preiswerten Einbauküche, die ich uns von meinem ersten Referendargehalt gekauft hatte, der Sonnenterrasse im oberen und den zwei Balkonen im unteren Geschoss, der ruhigen Lage, der herrlichen Aussicht über das ganze grüne Tal und den



Perspektiven, die ich mir hinsichtlich meiner späteren Anwaltstätigkeit ausmalte.

Doch alles änderte sich schlagartig, als in die Wohnung unter uns ein Pärchen einzog, die beide Groupiers bei der Spielbank waren und daher nachts arbeiteten. Sie beklagten sich über mein Klavierspiel am Morgen, denn sie schliefen immer bis gegen ein Uhr nachmittags, und ich erklärte mich in einem Gentleman-Agreement bereit, nicht vor elf Uhr morgens mit dem Spielen zu beginnen. Daran hielt ich mich auch, aber das war den beiden noch nicht genug. Sie rächten sich, indem sie uns jede Nacht um drei, wenn sie von der Spielbank nach Hause kamen, mit einem entsetzlichen Lärm aufweckten, sodass wir tagsüber mehr und mehr müde und missgestimmt waren.

Der Terror ging soweit, dass ich die Hausverwaltung einschaltete, die sich jedoch weigerte, etwas zu unternehmen und uns vielmehr nahe legte auszuziehen, wenn es uns nicht passe im Hause. Wir erfuhren nun, dass die beiden sich mit den Eigentümern der einzelnen Wohnungen gut standen, auch mit dem Eigentümer der an uns vermieteten Wohnung, den wir nie zu sehen bekamen.

Ich erkundigte mich nun genauestens über die Rechtsprechung in vergleichbaren Fällen und wusste, dass ich mich völlig ordnungsgemäß verhielt. Ich minderte daher die Miete,



die Hausverwaltung jedoch prozessierte gegen uns. Wir verloren den Prozess wegen eines groben Rechtsfehlers der Richterin.

Sie hatte den Beweis, den ich anbot, einfach abgelehnt und wir hätten in die Berufung gehen können. Ein mir befreundeter Rechtsanwalt nahm sich der Sache an und riet mir zu diesem Schritt. Ich aber lehnte ihn ab—ich hatte meine Gründe.

Bis es soweit war, vergingen jedoch zwei Jahre. Solange nämlich zog sich die Sache hin und solange wohnten wir in dieser herrlichen Wohnung und genossen unser Leben, so gut es ging.

Thomas kam uns weiterhin besuchen, zumal ich mir jetzt eine Tischtennisplatte angeschafft hatte, die in der breiten Doppelgarage ausreichend Platz fand. So frönte ich des einzigen Sports, der mich je wirklich interessiert hat, und Thomas kam gern zum Spielen. Auch Waltraud spielte nicht schlecht und wir trugen manch heißen Wettbewerb in der Garage aus.

KLAR SEHEN

Ich hatte meine Gier nach materieller Kompensation für all das Leid und die vielen emotionalen Enttäuschungen in meiner Kindheit und Adoleszenz auf die Spitze getrie-



ben—und merkte nun langsam aber sicher, dass ich auf dem total falschen Weg war.

Einige Ereignisse trugen dazu bei, mir die Augen für die Realität ein wenig zu öffnen. Die kläglichen und gehemmten Typen, die ich im täglichen Gerichts- und Staatsanwaltsdienst sah, zeigten mir nur zu deutlich, dass ich am falschen Platz war.

Als Staatsanwalt verdonnerte ich einen jungen Mann, obwohl ich mir nicht sicher war, dass er den Diebstahl des Autos wirklich begangen hatte. Ich hatte die Akte erst fünf Minuten vor der Sitzung erhalten und sollte plötzlich plädieren. Das Schlimme war, dass der Richter meinem Mist ohne mit einer Wimper zu zucken folgte und den jungen Mann verurteilte. Ich war völlig geschockt und mir wurde mit einem Mal bewusst, wieviel Macht über Menschen man in diesem Beruf hatte. Mein ganzes Inneres sträubte sich jedoch dagegen, eine solche Macht ausüben zu wollen. In einem anderen Falle, der nun durchaus nicht der Komik entbehrte, plädierte ich milder als der Anwalt des Angeklagten. Er konnte sich nicht so schnell der veränderten Situation anpassen und leierte ein Plädoyer herunter, das Punkte verteidigte, die ich garnicht angeklagt hatte. Auch diese Akte hatte ich, was völlig gerichtsüblich war, fünf Minuten vor der Sitzung in die Hand gedrückt bekommen und der Anwalt hatte sich wohl auf einen



ausgewachsenen Staatsanwalt vorbereitet, der den Tyrannen im schwarzen Kittel spielt.

Nun stand er etwas verdattert da und merkte recht und schlecht, dass sein ganzes Plädoyer unnötig war. Auch diesmal folgte mir der Richter blindlings—nur war es zum Glück zugunsten des Angeklagten. Leider verpflichtet mich mein Amtsgeheimnis, über die vielen fast unglaublichen Dinge zu berichten, die ich in meiner halbjährigen Stage beim Kultusministerium mitbekommen habe. Sie bestätigten mir, dass die Nazivergangenheit meines Landes noch lange nicht zu Ende ist und lösten nur eine Reaktion bei mir aus: niemals Staatsdienst, niemals Gerichtsdienst.

Im übrigen weigerte man sich offen, mir die Stagennoten zu geben, die ich mir verdient hatte. Wer war ich denn auch für diese Leute? Was für ein vom Mond gefallenes Gespenst muss ich für sie verkörpert haben, ein Referendar, der morgens von seiner Frau im Jaguar ans Gericht gefahren wird, und der noch dazu Europarecht studierte? Ist ihnen unser Deutschland nicht gut genug? Wozu Europa? Die spinnen doch nur herum in Luxemburg und schmeißen unsere Steuergelder zum Fenster hinaus. So etwa klangen die Parolen von Richtern am Landgericht, Regierungsdirektoren und Gerichtspräsidenten in Gesprächen, wenn ich ein wenig über meine sonstigen Interessen Auskunft gegeben hatte.



Ich hatte nun mehr und mehr terminliche Schwierigkeiten zwischen meinen Referendarverpflichtungen und den vielen Veranstaltungen am Europa-Institut. Meine Fragen nach Terminverlegung und Bitten um Verständnis fanden jedoch bei den meisten Ausbildern bei Gericht und Ministerium wenig Verständnis. Wenn unsere Gruppe fleißig die Voraussetzungen des Haftbefehls von der Tafel abschrieb, lernte ich Englisch-Vokabeln und meine Kollegen sahen mich wie einen Marsmenschen an und fragten mich, warum um alles in der Welt ich wohl Englisch lerne?

ROMAN WARSZEWSKI

Roman, der Pole, war in jeder Hinsicht ein Genie. Viel jünger als ich, hatte er bereits eine Glatze und seine ganze Erscheinung strahlte nur eines aus: Intelligenz. Ich lief Roman fast ein halbes Jahr lang nach und warb um seine Freundschaft. Er war ein sehr eigenbrötlerischer Mensch und hatte mit niemandem engeren Kontakt. Er war darin ähnlich wie einst mein Freund Thomas: jedem, und auch den Professoren, ein komplettes Rätsel. Ich wollte diesem Rätsel auf den Grund gehen und es gelang mir schließlich, die Aufmerksamkeit Romans auf mich zu ziehen und gar, seine freundschaftliche Affektion zu gewinnen. Roman hatte Ökonomie in Polen studiert und bereitete sich auf sein Doktorat vor. Das Studium der europäischen Integration absolvierte er nur so nebenbei, ebenso ganz nebenbei legte er Professor Ress eine achtzig-



seitige Arbeit vor, die eine Psychoanalyse der Krise der Europäischen Gemeinschaft war. Der Professor hatte sie monatelang auf seinem unordentlichen Schreibtisch herumfliegen und endlich, nach fast einem Jahr, kam es zu einer Diskussion über die Arbeit, die Roman endgültig darüber aufklärte, dass der Professor von seiner Arbeit nicht das Geringste verstanden hatte. Romans Hauptbeschäftigung war Schreiben, er schrieb Artikel in fast allen Sprachen; er sprach acht Sprachen, darunter *Kechua*, eine Sprache der Indios in Peru, unternahm eine dreimonatige Studienreise nach Mexiko, Bolivien und Peru, die von einem polnischen Exilverlag in Paris finanziert worden war und veröffentlichte ein Buch über die Expedition.

Bereits mit dreizehn Jahren hatte er ein Stipendium von London erhalten, das ihn in die Lage versetzte, nach England zu reisen, um mit Professoren zu diskutieren, die seine Großväter hätten sein können: Roman hatte eine bis dahin unbekannte Sprache der Osterinsel entziffert. Er stand in ständigem Clinch mit der polnischen Regierung wegen der zahlreichen Ausreisegenehmigungen, die er von da an beantragte und so geschah es denn auch, dass er, nachdem er in aller Eile wegen eines Autounfalls seiner Mutter nach Polen zurückgekehrt war, so bald keine Reisegenehmigung mehr bekam. Er hatte eine Assistentenstelle bei Professor Habermas in Frankfurt in Aussicht gehabt, die er nun in den Wind schreiben musste.



Roman war ein ungewöhnlicher Mensch, der beste und zärtlichste Freund, den man sich vorstellen konnte, bescheiden und mit dieser noblen Großmut ausgestattet, wie sie nur wirklich geniale Menschen haben.

Er erinnerte mich in mancher Hinsicht an Einstein, den ich immer bewundert hatte. Oh, wie liebte er Chopin, seinen großen Landsmann und es machte mir unsagbare Freude, ihn zu uns in die große Wohnung einzuladen und Richters unvergleichliche Chopin Einspielungen mit ihm zu hören, die Auswahl der Préludes, die Richter spielte und die phantastische Interpretation der Polonaise-Fantasie. Schumann konnte Roman jedoch nicht ertragen. Er fand ihn gekünstelt und sentimental. Er regte mich damit dazu an, über Schumann—und damit auch über mich—ein wenig kritischer nachzudenken.

Vielleicht war auch ich gekünstelt und sentimental? Die Heroik eines Chopin ging mir allerdings ganz ab, war ich doch so viel mehr Konformist als Roman, nicht zu reden von meinem eklatanten Materialismus und meiner übertriebenen Sensualität.

DERINGER, SEDEMUND & PARTNERS

Eine dreimonatige Stage bei Deringer, Sedemund & Partners, einer internationalen Anwaltskanzlei in Köln, öffnete mir dann endgültig die Augen über die Realität des Berufes, der mir bevorstand. Ich arbeitete dort wie ein Kollege der



Firma, im eleganten Büro eines erkrankten Führungsmitglieds. Die Kanzlei arbeitete nur auf Oberlandesgerichtsebene und in Verfahren vor dem Europäischen Gerichtshof. Fünf- undsechzig Prozent der Klientel der Kanzlei waren Geschäftsleute aus USA, die hauptsächlich per Telefon und Telex mit der Kanzlei in Verbindung standen. Die meisten meiner Berufungsbegründungen und –Erwiderungen gingen unzensiert zu Gericht. Zehn Stunden pro Tag harte Arbeit, die für mich wie eine Tortur war. Ich bekam nur achthundert Mark zusätzlich zu meinem Referendargehalt, wovon noch zweihundert Mark weggesteuert wurden. Die restlichen sechshundert Mark reichten gerade, um das kalte dreckige Zimmer zu zahlen, das wir gemietet hatten. Behandelt wurde ich wie ein Schuljunge und beim täglichen Essen der im Mikrowellenherd aufgewärmten Tiefkühlkost sprachen die hohen Herren von ihren Geschäften.

Ich saß stumm dabei und man nahm mich garnicht wahr. Mehrmals wurde ich in einem insolenten Ton zurechtgewiesen, wenn ich kleine Fehler machte—wer ist schon perfekt? Und dies, obwohl ich sogar für die amerikanischen Klienten Gutachten in englischer Sprache erstattete und selbstverständlich auch bei meiner sonstigen juristischen Arbeit Literatur in englischer und französischer Sprache hinzuzog, die ich mehr und mehr perfekt beherrschte. Das hatte ich schließlich bereits beim Studium des Völker- und Europarechts ler-



nen müssen. So hatte ich denn nach zwei Monaten, nach einem Streit mit unserer unverschämten Zimmerwirtin, von dieser ganzen juristischen und rheinländischen Sippe gründlich die Nase voll. Wir fuhren zurück und die einzige positive Erinnerung an Köln blieben die vielen guten chinesischen Restaurants und die italienische Trattoria mit dem venezianischen Inhaber, in denen wir gegessen hatten, und meine Freundschaft mit Noor, einem schönen jungen Mann von Afghanistan, den ich im Bus kennengelernt hatte und der bei einem Antiquitäten- und Teppichhändler arbeitete.

Noor kam uns in der Folge zweimal in unserer neuen Wohnung besuchen und er blieb übers Wochenende. Dabei ereignete sich nun aber etwas, das unsere Freundschaft zerbrach. Ich hatte bereits im Jahre vorher für einige Monate ein Phänomen erlebt, das mir vordem nicht bekannt gewesen war. Meine Sexualität war nämlich plötzlich umgekippt und ich fühlte mich als Homosexueller den ganzen Sommer über.

KEIN LIEBESGLÜCK

Dieser Periode war ein ungeheurer starker sexueller Drang nach jungen Mädchen vorausgegangen, den ich unter Schmerzen und Tränen verdrängt hatte, nachdem ich Waltrauds aggressive Reaktion darauf erleben hatte müssen.

In dieser Zeit rührte ich Waltraud also nicht mehr an und unsere Ehe war ein einziger Streit, ein einziger nervöser Kon-



flikt, ein tägliches Gerangel aus Anspielungen, Verletzungen, Verzeihungen und wieder Verletzungen. Gegen den Winter zu stellte sich dann aber wie durch ein Wunder wieder ein, was man Heterosexualität nennt und ich fühlte mich wie von einem Alpdruck erleichtert und hatte mit Waltraud wieder normalen sexuellen Kontakt.

Nun hatte sich in diesem Jahre die ganze Szenerie aber aufs Neue abgespielt. Häuslich, wie ich war, sah ich hübsche Mädchen natürlich nur dann, wenn ich mit Waltraud in die Stadt flanieren ging. Ging ich allein, sah ich mit Sicherheit keine. Ging ich mit Waltraud, konnte ich sicher gehen, dass ein Traum von Mädchen mir über den Weg laufen und mir das Herz im Leib umdrehen würde vor Gram aussichtsloser Liebe. So kam es, dass wir eines Sonntagnachmittags an einer Disko in der Stadt vorbeikamen, in die ich zwei etwa vierzehnjährige Mädchen von vollkommener Schönheit gehen sah, eine schwarz und eine blond. Ich sah gerade noch ihre kleinen runden Popochen die Treppe hinauf verschwinden und wurde von einem Taumel ergriffen, der mich tagelang nicht mehr verließ. Ich versuchte mit allen Mitteln, Herr darüber zu werden, rauchte, las, spielte Klavier, trank Wein, hörte Musik, las wieder—aber nichts half.

Endlich nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und fragte Waltraud, ob sie nichts dagegen habe, wenn ich einmal in eine Disko zum Tanzen ginge.



Sie verstand sofort, sah mich nur ernst an und sagte kühl:

—Du kannst tun und lassen, was du willst. Wer kann dich daran hindern?

Diese Antwort war so klug und gleichzeitig so berechnend kühl, dass ich sofort die stärksten Schuldgefühle wegen meines Begehrens bekam und mit tausendundeiner dummen Phrase mein Anliegen zu rechtfertigen suchte. Sie antwortete mir jedoch kaum darauf und schließlich verließ ich seufzend und mit Herzklopfen die Wohnung.

In der Diskothek stand ich erst einmal lange herum, da ich nicht wusste, wie man so die Kontakte mit den Mädchen anfängt. Da ich keine Zigaretten rauchte, und eine Zigarre äußerst unpassend in dem Rahmen gewesen wäre, fiel schon einmal gleich die Möglichkeit weg, durch Anbieten einer Zigarette den ersten Schritt zu tun. Im übrigen war starker Männerüberschuss in allen Diskos unserer Stadt. Es waren hauptsächlich Ausländer, die Spalier standen am Eingang und die Mädchen musterten.

Wie beneidete ich sie doch um ihre ungezwungene Art und um ihre Erfahrung, mit ein paar belanglosen Worten oder einem Lächeln eine Konversation mit einem Mädchen zu beginnen.



Mir fielen keine belanglosen Worte ein, hatte ich doch gerade vorher noch Goethe gelesen und am Lächeln hinderte mich mein rasendes Herzklopfen.

Man sollte eben nicht Goethe lesen, nicht Klavierspielen, nicht studieren und nicht verheiratet sein, wenn man ein Liebhaber sein wollte. Jahre später sagte mir ein Astrologe einmal, ich sei ein *papillon épinglé* und er hatte so recht damit. Die Frage war nur, wer mir den Spieß durch den Leib gerannt hatte, der mich am Wegflattern hinderte? Ich brauchte lange, um zu merken, dass ich selbst es gewesen war.

Am Ende tanzte ich doch mit einigen Mädchen, nachdem ich mit Erleichterung festgestellt hatte, dass es gar nicht so schlimm war, Körbe einzustecken.

Aber wie das so typisch für mich ist, verliebte ich mich auch diesmal in das wohl einzige Mädchen in der ganzen Dis-ko, das sozusagen tabu war. Ich habe wohl ein angeborenes Talent, gegen Tabus anzurennen. Sie war eine etwa zwölfjährige Vietnamesin und saß am Tresen neben einer ältlichen ziemlich vulgär aussehenden Frau. Sie war so schön und reizvoll, ihr Körper so anmutig und grazil, ihr Haar so seidig, pechschwarz und lang, dass es mir zunächst einmal die Sprache verschlag.



Ich fragte mich, was die beiden hier wohl taten und sagte mir schließlich, die Kleine wollte wohl ganz einfach ein wenig tanzen.

Sie saß da, rauchte eine Marlboro nach der anderen und ihr trauriges Gesichtchen liess eigentlich keinen Zweifel an meiner Vermutung aufkommen. So stellte ich mich denn neben sie an den Tresen, lächelte sie an und fragte sie, aus welchem Lande sie komme. Sie antwortete mir mit dem reizendsten Lächeln und sagte, sie sei von Vietnam geflüchtet und habe auf der Flucht leider ihre Eltern verloren. Sie lebe nun bei der Dame, die neben ihr stehe. Dabei schaute sie etwas scheu und fast furchtsam zu der Frau hin. Ich fragte sie leise, ob sie nichts dagegen habe, mit mir ein wenig zu tanzen. Sie antwortete schüchtern, sie würde sehr gern mit mir tanzen, aber sie habe kein Recht, darüber zu entscheiden. Ich müsse mich an die Frau wenden mit meiner Bitte.

Nun nahm ich meinen ganzen Kavaliercharme zusammen und wendete mich an die Frau, die mich bereits mit einem bösen Blick musterte. Ich hatte kaum meine höfliche Bitte ausgesprochen, da fing sie an, eine ganze Salve von Gemeinheiten auf mich loszulassen im ordinärsten Dialekt des Industrieviertels unserer Stadt. Sie schimpfte laut auf mich ein, es seien doch wohl genug erwachsene Mädchen in der Disko, die ich anmachen könne und das sei ja noch schöner, wenn



sich nun ausgewachsene Männer auch noch an kleinen Mädchen vergreifen wollten.

In mir kam eine ohnmächtige Wut hoch, aber ich nahm mich mit aller Kraft zusammen und sagte, das Mädchen habe sich einverstanden erklärt, mit mir zu tanzen, außerdem verwahre ich mich gegen ihre unverschämten Anspielungen und wolle lediglich mit dem Mädchen tanzen, wozu sie denn mit dem Mädchen gekommen sei, wenn sie es nicht mit einem Mann, den es sympathisch findet, tanzen lasse? Sie wurde nur noch insolenter und schrie mich einfach an, ich solle mich hinwegscheren, sie in Ruhe lassen und die Finger weglassen von unschuldigen kleinen Mädchen.

Ich stand da, zitterte am ganzen Leib, sah in all die entsetzten Gesichter, die mir und der Frau nun zugewandt waren, sah auch das leichte und verständnisvolle Schmunzeln, das einer oder der andere der umherstehenden Männer für mich übrig hatten, drehte mich brüsk herum, lief die Treppe hinunter, nahm wortlos meine Jacke in Empfang, lief nach draußen zum Auto und fuhr weinend nach Hause.

Ich hoffte, alles vor Waltraud verbergen zu können, aber sie schlief keineswegs, sondern lag hellwach auf dem Bett und fragte leise, ob ich mich gut amüsiert habe. Ich bereute nun, überhaupt nach Hause gefahren zu sein und erzählte ihr schließlich die ganze Geschichte in einer Mischung aus Wei-



nen und Wut. Sie war aufgebracht über die unverschämte Person und bedauerte es nun, nicht mit mir in die Disko gegangen zu sein. So ist es ja immer, sagte sie, ich kann dich nicht alleine gehen lassen.

—Aber dass man dich vor aller Leute Augen so beleidigen und heruntermachen würde, hätte ich nicht für möglich gehalten. Wenn ich dabei gewesen wäre, hätte ich mich nicht halten können. Ich hätte die Alte niedergeschlagen!

So war Waltraud. Gerade in den Momenten, in denen ich bis auf den Grund meines Herzens zerbrochen war, hielt sie zu mir und tröstete mich. Auch wenn wir den schlimmsten Streit vorher gehabt hatten. Daher konnte ich sie nicht verlassen. Sie war mein bester und mein einziger Freund.

Am nächsten Abend ging ich wieder in die Diskothek. Ich war recht früh daran und die Sitzgruppen waren alle noch leer. Auf der Tanzfläche tanzte lediglich ein junges Mädchen mit langen blonden Haaren. Sie tanzte allein, in einer ziemlich narzisstischen Art.

Ohne lange zu überlegen, gesellte ich mich zu ihr auf die Tanzfläche und erging mich in noch verrückteren Bewegungen, wie sie sie produzierte. Das musste zwangsläufig ihre Aufmerksamkeit erregen, dachte ich mir, und in der Tat warf sie mir zunächst zwar eher kühle Blicke zu, lächelte mich dann



aber an und wir tauschten einige belanglose Sätze, bevor sie sagte, sie sei nun müde vom Tanzen und wolle etwas trinken.

Das Kennenlernen, das Einfädeln des Kontakts, die individuelle Reaktion des Mädchens, die Begleitumstände, die förderlich oder hinderlich sind, die Stimmung, die sich im Gespräch spontan entfaltet—all das reizte mich eigentlich immer am meisten an der Liebe, all das erregt immer wieder meine Neugierde.

Mit älteren, erfahreneren Mädchen und Frauen ist es dagegen viel weniger interessant, denn man spürt sofort, dass eine gewisse naive *Gentillesse* (für das Wort gibt es keine deutsche Entsprechung) durch viel Erfahrung und regelmäßigen Sex einfach abhanden gekommen ist.

Sie war zwar keine zwölf mehr, sondern achtzehn, aber sie hatte dennoch etwas bewahrt von dieser kindlichen Schönheit—wenn auch nur ein wenig.

Koketterie und sexuelle Erfahrung zeichnete sich bereits deutlich in ihrem Gesicht ab, auch eine gewisse Einbildung. Ich ließ mich jedoch ganz von meiner Intuition leiten, begleitete sie zu ihrem Platz am Tresen, bestellte uns etwas zu trinken und wir plauderten angeregt. Sie war irgendwie beeindruckt von dem, was ich beruflich machte.



Ich hatte ihr ein wenig von meiner Arbeit erzählt, von meinen Studien, meinem Aufenthalt in Köln, fragte sie aber gleich zurück, was sie daran wohl so interessant fände? Mir wurde schnell klar, dass sie auf Status und Äußerlichkeiten Wert legt und eigentlich ein ziemlich hohler Mensch war. Sie redete sehr schlecht von ihren Eltern, erzählte lächelnd sie habe ihren weißen Golf GTI gegen die Wand gesetzt und ihr Alter solle das nur mal ruhig bezahlen, er habe ja Geld genug, er sei beim Film und sie wolle Cutterin werden, sei bereits bei der Filmakademie in München eingeschrieben und werde nächstens dorthin umziehen. Meine Intuition sagte mir dass sie innerlich nicht so schön sei, wie äußerlich, aber ich wollte nicht hören und ließ mich von ihrer hübschen Fassade blenden. Ihr Haar war einfach bezaubernd weich, voll und blond und ihr Gesichtchen hatte diesen verführerischen babyhaften Charme einer B.B. Nach weiteren Marathons auf der Tanzfläche waren wir schließlich wirklich müde und setzten uns nebeneinander auf eine Couch und ich legte meinen Arm um ihre Schultern.

Sie bat mich kühl, meinen Arm wieder herunterzunehmen und ich fragte sie überrascht, was ich ihr wohl angetan habe? Sie sagte kurz und sachlich, sie habe einen Freund und wünsche keine Zärtlichkeiten.

Es war nicht die Tatsache, dass sie einen Freund hatte, was ich zu respektieren bereit war, sondern der kalte und ar-



rogante Ton, in dem sie mir dies sagte, der mich tief bis ins Herz verletzte. Ich antwortete daher traurig, ich sei müde und werde nun nach Hause fahren. Sie schaute mich erstaunt an— und schien dann zu verstehen.

Sie nahm meine Hand und bat mich, noch zu bleiben. Sie sagte, sie schätze die Unterhaltung mit mir sehr und ich müsse ihr dies glauben, sie möge mich wirklich und ich dürfe sie jetzt nicht allein lassen. Ich fühlte nun eine tiefe Depression in mir aufsteigen, einen Druck in der Brust und eine Leere im Gehirn und sagte gleichgültig, ich sei ohnehin verheiratet. Sie schaute mich voller Überraschung an: Verheiratet? Du verheiratet? Das kann ich nicht glauben. Du siehst nicht aus wie ein verheirateter Mann.

Sie schätzte mich fünf Jahre jünger, als ich wirklich war und ihre Neugierde war nun entfacht. Ich war naiv genug, ihr alles Mögliche über meine Ehe zu erzählen, meine emotionalen Probleme und so fort. Sie tanzte zwischendurch mit anderen Jungen, kam aber immer wieder zu mir zurück.

Es war spät geworden und sie bat mich, sie nach Hause zu fahren. Als sie den Jaguar sah, war sie natürlich beeindruckt, aber ich hätte gern den Jaguar hergegeben für eine einzige glückliche Begegnung mit einem Mädchen. Das Schlimmste war, dass sie nahe am Kinderheim wohnte. Sie liess mich genau an der Ecke anhalten, wo ich einst als Engel-



chen hatte stehen müssen und nicht mit den Augenwimpern zucken durfte.

Mir wurde nun klar, dass diese Begegnung irgendwie einen tieferen Sinn hatte und meine Trauer verstärkte sich noch. Sie sagte zum Abschluss in einer unglaublich kalten und verletzenden Art:

—Trenn' dich von deiner Alten! Das ist alles, was ich dir sagen kann! stieg aus und knallte die Tür mit einer Wucht zu, dass mir der Kopf dröhnte.

Ihr Gang war der eines arroganten und verwöhnten Mädchens. Voller Ekel fuhr ich nach Hause.

EIN BRIEF AN RICHTER

Von da an ging ich nicht mehr aus und zog mich wieder in meine Elfenbeinturm aus Musik, Literatur, Ästhetik und Luxus zurück. Aber auch innerhalb dieses Turms war die Welt nun doch nicht mehr so in Ordnung. Das hing mit einer eigenartigen Geschichte zusammen, die den Pianisten Svjatoslav Richter betraf, den ich nun seit zehn Jahren wie einen Halbgott verehrte. Bereits von meinem Büro in der Kölner Kanzlei aus, begann ich, Konzertagenturen in Köln, Hamburg und München anzurufen, da ich vorhatte, meinem Idol einen Brief zu schreiben, in dem ich ihm meine tiefe Verehrung ausdrücken wollte. Von einer Agentur wurde ich an die andere



verwiesen, doch meine Hartnäckigkeit siegte und ich landete bei Richters Agentur in München.

Ich hatte die Frau von Richters Konzertmanager, Herrn Metaxas am Telefon und fragte sie, wie ich die ganze Sache wohl am Besten anstellen sollte? Sie riet mir, wenn mich dies interessiere, zum nächsten Konzert Richters in Paris zu fahren und dort den Brief nach dem Konzert an eine bestimmte Dame zu übergeben, dessen Namen sie mir nannte.

Ich fragte, ob ich Richter denn nicht nach dem Klavierabend in seiner Garderobe aufsuchen dürfe und ihm den Brief persönlich überreichen könne, doch sie meinte, Richter sei sehr menschenscheu und ich werde insoweit wohl kein Glück haben. Sie betonte noch einmal ausdrücklich, dass ich den Brief unter allen Umständen an niemand anderen, als die besagte Dame überreichen dürfe, sie sei Richters Konzertmanagerin in Paris.

Glücklich über diese willkommene Gelegenheit, fuhren Waltraud und ich nach Paris und konnten die erste Nacht im Hotel fast nicht schlafen vor Aufregung.

Richter spielte erst abends um neun und so liefen Waltraud und ich den ganzen Tag in Paris herum, schauten uns die Antiquitätengeschäfte an, von denen es unzählige gibt, flanierten auf den Champs-Élysées, setzten uns in eines der Straßencafés und beobachteten die Leute, aßen eine Pizza in



der großen Pizzeria nahe dem Place d'Étoile und konnten kaum den Abend erwarten. Endlich nahmen wir ein Taxi zum Salle Gaveau.

Ich hatte Karten reserviert, aber es gab dennoch eigenartige Schwierigkeiten, einen guten Platz zu erhalten. Da war ein Gerangel am Kassenbereich, das ich für unnormal hielt. Es war, als würden die Karten nicht verkauft, sondern verhandelt. Auf meine Reservierung hin drückte mir das Fräulein an der Kasse lediglich zwei Berechtigungsscheine in die Hand, und wies mich an, für diese Scheine an dem Buffet gegenüber meine Karten in Empfang zu nehmen. Dort war ein noch größeres Gerangel und ich bekam mit, dass bestimmte Karten an bestimmte Personen ausgegeben wurden, die gar keine Berechtigungsscheine vorzeigten. Schließlich kam ich an die Reihe und erhielt zwei Karten. Wir ließen uns die Plätze zeigen und es stellte sich heraus, dass vor uns ein Pfeiler war, der uns die ganze Sicht versperrte. Ich lief schnell noch einmal hinter zu der Vergabe und bat flehentlich um andere Karten. Ich sagte, wir seien von Deutschland angereist, um Richterspielen zu sehen und von diesen Plätzen aus sähen wir aber überhaupt nichts. Ich hatte Glück und erhielt zwei andere Karten. Die Plätze waren auf der Empore und wir saßen ganz dicht beim Flügel. Wir sahen auf Richters breiten Rücken hinter und ich konnte jede Bewegung seiner Hände, seiner Handgelenke und Unterarme und seines Körpers mitverfol-



gen. Es war unglaublich, wie dieser Mann spielte. Ich hatte schon viele Pianisten gesehen, in Konzertsälen und auch im Fernsehen, aber dieses Klavierspiel schlug alles, was ich bisher gehört und gesehen hatte. Richter spielte Préludes von Szymanowski, einem polnischen Spätromantiker und Freund von Richters Klavierlehrer Neuhaus.

Diese Stücke waren von einer rauschhaften Ekstase be-seelt, bald meditierend süß, bald feenhaft dahinhauchend, bald in allen wüsten Regionen dahindonnernd und diabolisch die letzten und raffiniertesten Nonenakkorde und Alterationen auskostend, wie sie selbst ein Skriabin nicht ersonnen hatte. Richter saß wie ein Titan am Flügel und als seine großen weichen Hände die ersten Klänge ergriffen, wurde ich wie vom Blitz getroffen von einer Einsicht in das letzte Geheimnis des Klavierspiels.

Es war dies eine völlig intuitive und, ich möchte sagen holistisch empfundene Erkenntnis. Die Erkenntnis nämlich, dass alle Kunst und Kreativität aus Liebe wächst, aus einem tiefen und dauerhaften Gefühl, und dass dem Intellekt dabei nur eine begleitende, niemals aber dominierende Rolle zukommen darf. Richters erster Griff nach den Tasten war fast wie ein Streicheln, wie ein sanftes Fragen des Flügels, ob er wohl bereit sei, sein Geheimnis für diesen Abend und dieses Publikum zu offenbaren?



Meine Sinne wurden überwältigt von dem was ich sah und hörte, denn weder kannte ich diese herrlichen Klavierstücke, noch hatte ich Richter je spielen gesehen. Allein über seine Technik könnte man ein ganzes Buch schreiben, über diese absolut unglaubliche Agilität seiner Unterarme, die den Handgelenksschwung so gut wie überflüssig machen. Bei der Größe seiner Hände—Richter greift spielend eine Duodezime—sind die vielen kleinen notwendigen Handgelenksdrehungen, die man vor allem bei Frauen häufig sieht, nicht notwendig. Über die Weichheit seines Anschlags selbst bei drei- und vierfachem Fortissimo, über die zerreißende Spannung, die er bei Crescendi und ansteigender Dynamik aufzubauen imstande ist—ohne dass all dies je als Selbstzweck eingesetzt wird—konnte ich nicht genug staunen.

Richter war für mich ein Sokrates am Klavier, ein *Daimon*, ein großer Philosoph und Lehrer der Menschheit, ein wahrer Orpheus.

Ich applaudierte so laut, dass er einige Male zu uns hochschaute und ich konnte meinen Blick nicht abwenden von dem zutiefst depressiven, aber unendlich weisen Gesicht eines Renaissance-Narren und seiner königlichen Gestalt. Dieser Mann war ein unerkannter Gott, so sagte es eine Stimme in mir!



Nach der Pause kam er mit der Sängerin zurück, die er in der zweiten Hälfte des Abends am Flügel begleiten würde und brachte ihr eine Ovation dar wie ein wahrer Ritter. Groß und schwer von Statur, hat dieser Mann doch einen solchen Schwung und eine solche Grazie in seinen Bewegungen, dass man den Eindruck bekam, er sei leicht wie eine Feder. Er musste ein großer Tänzer sein, dachte ich mir, und ein vollendeter Kavalier.

Mit welcher Aufmerksamkeit, Hingabe, und Zurückhaltung er begleitete! Alle Äußerlichkeit war diesem Manne fremd und sein Wesen strahlte eine Noblesse aus, die ich noch bei keinem meiner Zeitgenossen habe wahrnehmen dürfen. Richter wurde von da an mein großes Vorbild, pianistisch, musikalisch, menschlich, in jeder Hinsicht. Szymanowskis Lieder waren bezaubernde Kleinodien und die Sängerin hatte in jeder Hinsicht die richtige Stimme dafür.

Es gab viel Applaus nach dem Konzert und Waltraud schlug mir vor, schnell nach unten zu laufen und Richter den Brief einfach aufs Podium zu übergeben. Aber ich wollte mich an die Instruktionen halten, die man mir gegeben hatte und lief mit einer kleinen Gruppe von Leuten zur Garderobe. Da stand die Sängerin mit einem großen Strauß Blumen in der Hand und nahm die Ovationen aller Anwesenden lächelnd entgegen. Ich machte ihr ebenfalls meine Aufwartung und fragte, ob man Herrn Richter vielleicht auch sprechen dürfe?



Sie gab ihrem Bedauern Ausdruck und sagte, Richter sei bereits ins Hotel abgefahren. Er sei sehr müde gewesen. Nun fragte ich nach der Dame, der ich meinen Brief übergeben sollte und es stellte sich heraus, dass sie nicht da war. Die Sängerin bot sich jedoch sehr freundlich an, meinen Brief in Empfang zu nehmen und ihn Richter später im Hotel auszuhändigen. Ich übergab ihr den Brief, dankte ihr für ihre Liebenswürdigkeit und vertraute auf ihre Diskretion.

Am nächsten Abend spielte Richter zusammen mit dem Geiger Oleg Kagaan zwei große Violinsonaten von Szymanowski. Als wir in den Saal kamen, sah ich die Sängerin in einer kleinen Loge sitzen. Sie unterhielt sich mit einer anderen Dame. Ich ging gleich auf sie zu, grüßte sie und fragte sie, ob sie meinen Brief Herrn Richter übergeben habe?

Sie sah mich mit einem etwas eigenartigen Lächeln an und meinte, sie habe den Brief an 'Frau Richter' übergeben und die werde ihn ihrem Mann sicherlich aushändigen.

Ich fragte etwas scheu, ob ich denn eine Antwort auf den Brief erwarten könne und sie sagte, *'Yes, but in another mood!'* Ich wusste nicht so recht, was ich damit anfangen sollte? Hatte sie denn meinen Brief gelesen? Oder hatte sie mit Frau Richter darüber gesprochen, und hatte dieser etwa die Art missfallen, in der ich an ihren Mann schrieb? So stand ich etwas ratlos da und in diesem Moment zeigte die Sängerin



auf eine in der Ecke stehende schlanke ältere und etwas streng dreinschauende Dame und fügte abschließend hinzu:

—This is Mrs. Richter. You can talk to her yourself if you want.

Ich hatte nicht erwartet, Nina Dorliak, hier anzutreffen, ging aber nun doch auf sie zu und grüßte sie höflich. Sie fragte mich gleich in einer feinen, aber distanzierten Art, ob ich wohl der junge Mann sei, der Herrn Richter einen Brief geschrieben habe. Ich bejahte und fragte sie, ob er den Brief bereits erhalten habe. Sie sagte, sie würde ihm den Brief nach dem Konzert im Zug nach Bordeaux, der nächsten Etappe der Tournee, überreichen, da habe er Zeit genug, ihn zu lesen.

Sie beteuerte mir auf meine entsprechende Frage hin, ich würde eine Antwort auf meinen Brief erhalten, aber es könne wohl schon eine Weile dauern. Er werde wohl nicht zum Schreiben kommen, bevor sie in Moskau zurück seien.

Ich versicherte sie, dass es mir nicht eilig sei mit einer Antwort und nutzte die Gelegenheit, sie zu fragen, ob ich denn Herrn Richter nicht nach dem Konzert kurz persönlich meine Aufwartung machen dürfe. Sie sagte kurz, das sei unmöglich, Herr Richter hat seit heute morgen um neun Uhr am Klavier geübt, um sich auf diesen Abend vorzubereiten, er wird nach dem Konzert zu müde sein, um mit jemandem zu reden.



Ich war überrascht darüber, dass sich dieser große Pianist zwölf Stunden auf einen einzigen Klavierabend vorbereitete und fragte mich im stillen, wie er das in seinem Alter während einer ganzen Tournee kräftemäßig aushielt? So entschuldigte ich mich denn für mein Anliegen und verabschiedete mich von der alten Dame.

Ich erwartete keine Antwort auf meinen Brief vor Ablauf von etwa zwei Monaten, von da an aber lief ich jeden Morgen schnell die Treppe hinunter zum Briefkasten und war jeden Tag aufs Neue enttäuscht. So verging ein ganzes Jahr. Jeden Tag dieselbe Enttäuschung, dieselbe Trauer.

Man mag dies für einfältig oder gar verrückt halten, aber ich liebte diesen Mann so sehr und mein Brief drückte meine Affektion so deutlich aus, dass ich mir nicht vorstellen konnte, ich würde nicht einmal eine kleine Karte mit einem Autogramm als Antwort erhalten, wo ich doch gar die Reise nach Paris unternommen hatte, um Richter den Brief zu übergeben.

So rief ich nach Ablauf eines Jahres Richters Manager in München noch einmal an. Er war nun selbst am Telefon, reagierte sehr freundlich, war sofort im Bilde und sagte, er habe den Brief in Richters Händen gesehen und er würde Richter gerne auf die Sache ansprechen. Ich solle in etwa vierzehn Tagen noch einmal zurückrufen. Das tat ich auch, diesmal war aber wieder die Frau des Managers am Telefon, die nun plötz-



lich ganz verändert war, eher unfreundlich und abweisend. Sie meinte nur kalt, ein Künstler wie Richter habe viel zu arbeiten, erhalte körbeweise Post und könne nicht jeden einzelnen Fanbrief beantworten. Ich rief ihr unser erstes Gespräch in Erinnerung und die Tatsache, dass ich ihren Anweisungen gefolgt sei und dass Richters Frau, wie auch ihr eigener Mann mir eine Antwort zugesichert hätten. Sie machte nun ziemlich kurz und bündig Schluss und wenige Tage darauf erhielt ich einen sehr unhöflichen, beleidigend formulierten Brief des Managers, in dem er mich beschuldigte, es an Höflichkeit und Takt habe fehlen lassen in dieser Angelegenheit, dass die Zeit eines Mannes wie Richter kostbar sei und so fort. Am Schluss fügte er dann aber doch hinzu, er werde Richter noch einmal auf meinen Brief hin ansprechen und ihn bitten, mir zu antworten.

Damit war die Sache zu Ende und mir verblieb nichts als ein sehr bitterer Nachgeschmack und ein brennendes Schuldgefühl, dass ich in dem Brief einem fremden sensiblen Menschen zu nahe getreten war, einem Menschen, der es offenbar als einen Affront auffasst, von einem jungen Verehrer ein paar Worte der Aufwartung und einer tiefempfundenen Affektion zu erhalten. Ich erhielt nie eine Antwort.

Dennoch hatte diese Sache ein kuriose Nachspiel. Bei meinen Nachforschungen im gesamten Bundesgebiet hatte



ich festgestellt, dass einige sehr wertvolle alte Einspielungen Richters nicht mehr verfügbar waren.

Ich hatte Richter davon in meinem Brief geschrieben und ihn gebeten, mir doch mitzuteilen, in welchem Land ich diese Einspielungen noch erhalten könne.

Es handelte sich vor allem um die Live-Einspielung von Mussorgskys *Bilder einer Ausstellung* in Sofia, die Debussy *Préludes*, einige *Valses oubliées* und *Etüden* von Liszt, einiges von Prokofieff und weiteres mehr. Zu meiner Überraschung erschien etwa ein Jahr später eine neue Platte mit den alten Einspielungen; eine weitere Platte mit alten Richter-Aufnahmen folgte bald. Ich kaufte sie gleich, überglücklich, nun auch diese Aufnahmen mit dem großen Interpreten zu haben, von denen ich einige, wie zum Beispiel die unvergleichliche Interpretation des Debussy *Prélude Ondine* nur als schlechte Magnetbandaufnahme vom Radio überspielt hatte. Auch die *Feux follets* und die Etüde *Harmonies du Soir* von Liszt wurde von keinem Pianisten jemals in einer solchen Vollendung gespielt—außer wahrscheinlich von Liszt selbst. Schließlich fand ich zu meiner großen Überraschung bei Saturn in Köln noch einige alte Monoaufnahmen eines kalifornischen Label, unter denen sich die großartigste Interpretation von Liszts h-moll Sonate befindet, die die Welt je gehört hat. Die Interpretation dieser Sonate, die einerseits ein wahres Bekenntnis ihres Schöpfers ist, stellt zum anderen ein Denkmal dar für ihren



Nachschöpfer und Interpreten Richter. Die Synthese zweier genialer Seelen gelang hier in einer unvergleichlichen und einzigartigen Weise.

In einer späteren numerologischen Studie sah ich alle Charakteristika dieses großen Mannes und Künstlers, die ich bereits intuitiv erfasst hatte, voll bestätigt.

Nach dieser Briefaffäre und dem Ausbleiben einer Antwort folgte eine gründliche Desillusionierung. Ich sagte mir, dass ich einen *faux pas* begangen habe, dass ich wieder mal eine Don Quijoterie unternommen hatte und dass mich meine blinde Verehrung dieses Mannes wohl wieder einmal sehr weit von Mutter Erde in die Lüfte der Phantasie erhoben hatte. Realitätssinn war nie meine Stärke gewesen, nun aber wurde er durch die äußeren Umstände, die auf mich zukamen, verlangt.

Denn alle Bewerbungen, die ich seit etwa einem Jahr zu allen möglichen Unternehmen, Banken, Anwaltsbüros und Versicherungen im In- und Ausland losgeschickt hatte, waren negativ beschieden worden. In vielen Fällen gelang ich bis zum Interview oder gar einem Gruppentest für eine Stelle in London mit aller Art von psychologischen Interaktionen und so fort. Man sagte mir ungeschminkt, ich sei auf den ersten Eindruck eigentlich mehr ein Professortyp und ich solle doch besser die Universitätslaufbahn anstreben. Für eine Tätigkeit



in der Wirtschaft sei ich ein wenig zu passiv, zu konzilient, zu wenig aggressiv. Ich verstand vollkommen, wusste ich doch seit meiner Kindheit, dass ich so war, dass ich eine Künstlernatur oder ein Träumer war, ein Schriftsteller oder Poet oder was weiß ich, ein Tagträumer.

DU BIST EIN BÜRGER!

Für meine Mutter waren meine künstlerischen Ambitionen jedoch Anathema. Sie hatte bei einer früheren leidenschaftlichen Diskussion, die ich entfacht hatte im Anschluss an meine Lektüre der Werke von Thomas Mann und in der es um Manns Künstler-Bürger Problem ging, kategorisch entschieden:

—Du bist ein Bürger!

Das Hauptproblem bestand natürlich schlichtweg in meiner äußeren und inneren Abhängigkeit von meiner Mutter. Es hätte mir schließlich egal sein können, für was sie mich hielt, wenn ich mich nur selbst für etwas hielt. Aber zu Letzterem war ich einfach nicht im Stande.

Zu dieser Desillusionierung trug nun auch bei, dass meine Mutter sich mehr und mehr in eine Art Lügenwelt hinein verstrickte, aus der sie offenbar nicht mehr alleine herausfand. Ich schrieb diese Tatsache ihrem übermäßigen Alkoholkonsum bei und suchte ihr immer wieder zu verzeihen. Aber es



ereigneten sich Dinge, die mich tief nachdenklich stimmten und die letztlich meine Abnabelung von ihr erleichterten. Eines Abends waren wir wie so häufig bei ihr eingeladen, es wurde gegessen, getrunken und viel geredet. Wie immer bei solchen Anlässen wälzte meine Mutter die Vergangenheit, wiederholte ihre alten Geschichten, ihre alte Leier, ihre Kindheit, der Krieg, ihr Stiefvater, 'das Schwein,' die Nazis, ihr Mann, 'das Schwein,' ihr Bruder Walter, 'das Schwein,' der Erbschaftsprozess, Luther, 'das Schwein,' Dr. Müller, 'das Schwein,' die hohen Steuern und so fort.

Waltraud und ich saßen wie immer da, hörten zu, lobten ihr Essen, tranken mit ihr, schenkten ihr ein, wenn sie es verlangte, und hielten unseren Mund—wie man es ja von Kindesbeinen an von uns erwartet hatte.

Nun ging der Abend bereits seinem Ende zu, meine Mutter war angetrunken und ich fragte sie höflich, ob sie mir wohl einen der acht Stühle ihrer Esszimmermöbel geben könne als Schreibtischstuhl. Ich hatte nur einen Hocker ohne Lehne und da ich oft lange an der Schreibmaschine saß, tat mir bisweilen der Rücken weh. Da Mutter noch niemals, seit ich auf der Welt war, mehr als zwei oder drei Besucher bei sich bewirtet hatte, dachte ich mir, dass sie vielleicht einen der Stühle entbehren könne.



Sie reagierte etwas nachdenklich auf meine Frage und gab schließlich zur Antwort, sie leihe mir einen Stuhl, ich müsse mich aber bereit erklären, ihn ihr wieder zurückzubringen, sobald sie ihn benötige. Ich versprach es und wir gingen dann auch bald nach Hause. Ich nahm den Stuhl unter den Arm und trug ihn die Strasse hinauf zu unserer Wohnung.

Ein oder zwei Wochen später waren wir wieder bei meiner Mutter eingeladen. Der Abend verlief ganz genau wie der vorige und wie alle solche Abende, nur mit dem Unterschied, dass Mutter, als sie bereits wieder angetrunken war, meinte:

—Ach übrigens, bringt doch mal gefälligst den Stuhl wieder zurück, den ihr mir beim letzten Mal gestohlen habt!

Waltraud und ich saßen wie versteinert da, als sie dies mit ihrem typischen zynischen Lächeln von sich gegeben hatte. Wir protestierten schärfstens gegen die infame Unterstellung und riefen ihr in Erinnerung, wie der letzte Abend bei ihr sich abgespielt hatte. Sie wurde unsicher, wich aus, insistierte, taktierte und sagte schließlich mit einer ärgerlichen Handbewegung, uns ginge es ja nur ums Disputieren.

Wir standen auf und gingen. Ich kam wenige Minuten später wieder zurück, stellte ihr den Stuhl an den Esstisch und ging wortlos zur Tür. Da stand sie vor mir, klein wie sie war, und ihre Augen sahen zu mir auf mit einem eigenartigen Funkeln. Leise und gefasst sagte sie:



—Es gibt eine Sache, mein lieber Sohn, die ich dir nie verzeihen werde. Ich fragte: Und die wäre?

—Dass du geheiratet hast! war ihre lakonische Antwort. Ich schloss die Tür hinter mir und ging langsam die Strasse hinauf nach Hause.

NOOR UND NEUE GEFÜHLE

Ein weiteres Ereignis trug zu meiner psychischen Destabilisierung bei. Mein afghanischer Freund Noor kam von Köln über ein Wochenende. Es war dies während eines heißen Sommers und zwischen Waltraud und mir stand es katastrophal. Wir wussten nicht mehr aus noch ein in unserer Beziehung und ich hatte Noor angerufen und ihn gebeten zu kommen, um ein wenig den Vermittler zu spielen. Ich hatte nicht gedacht, dass es mir die Freundschaft kosten würde.

Noor kam prompt—er war ein wirklicher Freund—und wir unternahmen Spaziergänge und Ausfahrten zusammen, spielten leidenschaftlich Tischtennis, ich spielte Klavier für ihn, kurz: wir waren ein Herz und eine Seele. Nun geschah es aber, dass ich plötzlich für den bildschönen zweiundzwanzigjährigen Noor andere als nur freundschaftliche Gefühle bekam.

Wir diskutierten gemeinsam mit ihm unsere Probleme und gingen dann abends zusammen in die Disko. Während der ganzen Zeit redete Waltraud auf Noor ein und versuchte,



ihn von ihrem Standpunkt zu überzeugen. Ich tanzte fast den ganzen Abend mit Mädchen und amüsierte mich. Es wurde spät, wir fuhren nach Hause und Waltraud sagte, sie habe Kopfschmerzen und gehe ins Bett. Noor und ich blieben noch auf und setzten uns auf eine Decke oben auf der Terrasse. Die Nacht war warm und sternenklar und ich fühlte mich unbeschreiblich sicher und wohl neben Noor. Es war ein Gefühl, das ich mir nicht erklären konnte. Nun fragte ich Noor um seine Meinung zu unserem Problem und er sagte:

—Du musst dich von Waltraud trennen!

Ich war überrascht, hatte ich doch angenommen, Waltraud habe ihn von ihrem Standpunkt überzeugt und ich sei in dieser Sache der Sündenbock, derjenige, der die Ehe kaputt machen wolle und so fort. Noor war ganz anderer Meinung und fand Waltraud *unmöglich*. Ich wusste nicht so recht, was er meinte, da kam Waltraud auf die Terrasse und wollte sich zu uns setzen. Noor ergriff sofort das Wort und sagte leise und gefasst:

—Waltraud, bitte lasse uns allein, ich möchte mit Peter reden!

Waltraud ging, kam aber nach zwei Minuten wieder zurück und insistierte, an unserer Unterredung teilzunehmen. Nun wurde Noor ein wenig ärgerlich, blieb aber ruhig und sagte:



—Liebe Waltraud, du hast mir den ganzen Abend lang deine Version der Geschichte erzählt, nun möchte ich einmal Peters Ansicht dazu hören!

Waltraud wurde ärgerlich und fast unverschämt und Noor gebot ihr nun laut, ins Bett zu gehen und uns endlich in Ruhe zu lassen. Als Waltraud gegangen war, konnte ich nicht mehr länger mit der Wahrheit hinter dem Berg halten und erzählte Noor alles über mein emotionales Elend und dass mich all die Enttäuschungen mit den Mädchen immer mehr zu Jungen hintrieben. Ich klärte ihn darüber auf, dass die Sexualbeziehung mit Waltraud bei mir mehr und mehr einen unbeschreiblichen Ekel auslöse und dass ich im Jahre zuvor bereits eine homosexuelle Phase durchlebt habe, sich dann aber alles wieder überraschend normalisiert habe.

Nun spürte ich in Noors Gegenwart, dass ich wieder am selben Punkt angelangt war. Ich konnte mich nicht mehr zurückhalten und umarmte Noor und küsste ihn. Er legte sich auf die Decke, lächelte mich an und wies meine Liebkosungen nicht zurück. Während ich seine muskulösen Arme und seine wohlgeformte Brust unter dem Hemd streichelte und sein Gesicht mit Küssen bedeckte, sagte ich ihm zärtlich, er brauche sich nicht zu sorgen, dass ich etwas Sexuelles von ihm verlange. Er sagte zart, er wäre damit auch nicht einverstanden, denn Homosexualität sei mit der Moral seiner muslimischen Erziehung in keiner Weise zu vereinbaren. Er fügte



aber hinzu, dass er mich sehr gerne habe, ja mich liebe wie seinen eigenen Bruder und dass er nichts gegen diese Art von Zärtlichkeiten habe. Ich spürte in diesem Moment eine so starke Affektion zu diesem wunderbaren Freund und Menschen, dass ich ihm alles sagen wollte. Ich musste es loswerden, was ich schon seit langem auf dem Grunde meines Herzens hatte.

Noor, begann ich etwas zögernd, weißt du, ich liebe eigentlich kleine Jungen. Ich machte mich schon auf eine Strafpredigt gefasst, aber Noor reagierte völlig gelassen und sagte lächelnd:

—Aber es ist doch kein Problem, Peter, kleine Jungen zu haben, und schon garnicht wenn man so aussieht und so nett ist, wie du. Weißt du, ich kenne einen jungen Mann in Köln, er ist in deinem Alter, und er hat regelmäßig Jungen und schläft mit ihnen.

Völlig überrascht über die angebliche Problemlösung einer Sache, die ich als ein Verbrechen ansah, aber auch neugierig geworden, fragte ich Noor nun zurück, wie alt denn die Jungen seien und wie es denn möglich sei für den jungen Mann, in sie einzudringen? Noor sagte, sie seien alle so um die zehn bis vierzehn, und nach dem, was sein Freund in Köln ihm erzählt habe, sei das alles nur eine Frage der Technik. Die Jungen liebten es, sich einem Mann hinzugeben und man



könne ihnen dabei helfen, sich zu öffnen, wenn man sie in Rückenlage und mit angezogenen Beinen nehme und ihnen dabei mit beiden Händen unter die Nieren drücke.

Das war mir nun fast etwas zuviel Technik, ich wäre ja schon froh gewesen, überhaupt Kontakte mit Jungen zu haben und mir wäre es auf die sexuelle Seite höchstens in zweiter Linie angekommen. Im übrigen wusste ich von meinen Erfahrungen mit den Jungen im Heim, wie schön Sexualität mit Jungen auch ohne Analverkehr sein konnte.

Was mir nun klar wurde, war vielmehr, in welchem goldenen Käfig ich doch saß, welchen Käfig ich doch eigentlich selbst um mich herum errichtet hatte.

Ich unterhielt mich noch lange mit Noor und verabschiedete mich endlich von ihm an seiner Zimmertür. Ich wusste nicht, wie ich ihm für seine Freundschaft und sein Verständnis danken sollte.

Am nächsten Tag fuhr er nach Köln zurück. Am Bahnhof hielten wir Hand, bis er in den Zug stieg und ich weinte, als der Zug sich entfernte und ihn davontrug.

Er wollte mir schreiben und ich wartete lange auf ein Zeichen. Schließlich rief ich in dem Geschäft an, in dem er arbeitete und musste erfahren, dass er den Arbeitgeber gewechselt hatte. So schrieb ich ihm denn zu seiner Zimmerwir-



tin, hörte aber lange nichts von ihm. Nach Monaten schrieb er mir eine Karte aus dem Skiurlaub und dann brach der Kontakt ab.

STUDIENERFOLG, ABER MUTTERTROTTEL

Ebenso klanglos, wie ich Abitur und erstes Staatsexamen abgelegt hatte, absolvierte ich nun zweiundzwanzig schriftliche und mündliche Prüfungen am Europa-Institut und mein zweites Staatsexamen. Am Institut schnitt ich glanzvoll ab, am Gericht schaffte ich ein mittleres befriedigend—und im Ganzen war ich zufrieden.

Nach all dem Ärger wegen meines Klavierspiels jedoch und der hohen Miete und auch wegen der Tatsache, dass ich die Idee, Rechtsanwalt zu werden, längst an den Nagel gehängt hatte, kündigten wir nun die Wohnung und zogen erst einmal in ein kleines Dachzimmerchen im Geschäftshaus meiner Mutter.

Wir verkauften und verschenkten den Großteil unserer Möbel und Gegenstände und zogen aus einer hundertvierzig Quadratmeter großen sonnigen Maisonettenwohnung in ein dreißig Quadratmeter kleines dunkles Dachzimmerchen, in das meine Mutter eine Spüle mit zwei Kochplatten und eine Dusche hatte einbauen lassen. Sie hatte das Zimmer eigentlich für ihren eigenen Bedarf ausbauen lassen, für die paar



Stunden, die sie am Wochenende in die Kleinstadt fuhr, um im Haus nach dem Rechten zu sehen.

Es gelang uns, trotz allem Elend, ein gemütliches Refugium aus dem Zimmerchen zu machen, aber die Umstände, in denen wir uns nun befanden, waren alles andere als angenehm. Meine Mutter duldeten unseren Aufenthalt in dem Zimmer für eine gewisse Zeit. Ich hatte mich mit ihr zerstritten und wir schrieben uns Briefe, die an Hass und Gemeinheiten wohl kaum zu übertreffen sind. Dazu hatte nicht nur die Sache mit dem angeblich gestohlenen Stuhl beigetragen, sondern ein von der Seite meiner Mutter aus so eindeutig unehrenhaftes und vertrauensloses Verhalten mir und Waltraud gegenüber, dass mir an einem Kontakt mit ihr nichts mehr gelegen war.

Der Ausgangspunkt für diesen Streit war der Ablauf des Mietvertrages eines der Mieter, eines älteren Herrn, der bereits zu Zeiten der Großmutter ein in der Kleinstadt sehr bekanntes Pelzgeschäft führte und fast unser ganzes Geschäftshaus gemietet hatte.

Ein weiterer, allerdings wesentlich kleinerer Laden war an einen Juwelier vermietet und im übrigen bezog meine Mutter eine eher bescheidene Miete von einem Rostwurststand in der Toreinfahrt zum Hof des Geschäftshauses. Bereits zu einem früheren Zeitpunkt hatte meine Tanzpartnerin Frau Zen-



ner, die Immobilienmaklerin war, sich angeboten, einen Käufer für das Objekt zu finden, falls meine Mutter Interesse an einem Verkauf hätte. Frau Zenner besichtigte das Haus zusammen mit dem Chef der Firma, für die sie arbeitete.

Als sie den verwehrlosten Zustand des Speichers sahen, den man hervorragend hätte ausbauen können, da alle Leitungen bis zum Dach lagen, und den allgemein ziemlich renovierungsbedürftigen Zustand des Hauses in Rechnung stellten, kamen sie zu dem wohl vernünftigen Ergebnis, dass eine Vermietung wenig rentabel sei, beziehungsweise das Risiko einer relativ geringen Miete in sich berge. Denn bei den Investitionen, die einem Mieter für die Dauer des Mietvertrages für ein nach modernen Maßstäben ausgestattetes Geschäft anfielen, käme es einem ernsthaften und solventen Interessenten letztlich günstiger, das Objekt käuflich zu erwerben, da dann diese Investitionen nicht verloren seien. An einer Vermietung des Objektes, so wie es dastand, lehnte die Maklerfirma jedes Interesse ab. Meiner Mutter war es zu riskant, ins Blaue hinein das Objekt zu renovieren und dafür Hypotheken aufzunehmen; andererseits lehnte sie aber auch einen Verkauf des Hauses striktweg ab. Das kommt überhaupt nicht in Frage, war ihre Antwort, das Haus muss in der Familie bleiben. Als ich einräumte, dass mir als dem einzigen zukünftigen Erben nichts an dem Haus liege, da ich ohnehin ins Ausland zu gehen beabsichtige und meine Mutter das Geld ebenso gut



in Aktien und Wertpapieren anlegen könne—gab sie mir kalt heraus, ich sei wie Walter und dein Vater und mir gehe es nur darum, das ganze Vermögen mit Waltraud auf den Putz zu hauen.

Als der Mietvertrag dann später ablief und eine Entscheidung imperativ geboten war, meldete neben verschiedenen Schuhgeschäften, Wendy und einer arabischen Geschenkkladenkette auch die Bayrische Vereinsbank Interesse an. In der Besprechung stellte sich heraus, dass die Bank in Wahrheit nicht an einer Miete interessiert war, da Untersuchungen ergeben hatten, dass die Bank wegen der Schwere der Tresore sehr kostenaufwendige Stützmaßnahmen der Decken des ersten Stockwerkes und des Kellers vornehmen müsste. Die Bank meldete also großes Interesse am Kauf des Hauses an und zeigte sich eher großzügig, als es zur Frage des Kaufpreises ging.

Das Interesse dieser grossen deutschen Bank an einem Erwerb des Objekts war umso größer, als die Bank bereits seit Jahren auf der Straßenecke gegenüber ihre Filiale hatte. Ein Erwerb jenes Objektes jedoch war aus verschiedenen Gründen ausgeschlossen und die Filiale war gemessen am Kundenandrang zu klein geworden. Daher war die Bank verständlicherweise sehr interessiert, die gute zentrale Lage in der Stadt zu behalten, andererseits jedoch Eigentum an einem Objekt zu erwerben als langfristige Investition in eine neue



Filiale. Aus all den Gründen war es nachvollziehbar, warum sie einen solch guten Kaufpreis anboten.

Sie boten meiner Mutter auf den ersten Schlag, und ohne Verhandeln, bereits drei Millionen und siebenhunderttausend Mark. Es gab in der Kleinstadt in der Tat keine unserem Haus entsprechend günstige Lage. Darüber hinaus boten sie meiner Mutter auf ihre Frage hin an, das Geld in ein gutes und sicheres Renditeobjekt im Münchner Raum anzulegen. Für mich klang dies wie ein Traum, denn endlich hätte ich dort leben können in Deutschland, wo es mir einzig immer gefallen hatte, in München, wo auch mein Cousin Bernd Eichenauer lebt und arbeitet.

Doch meine Mutter schwärmte sentimental von ihrer Mutter, die angeblich eine große Geschäftsfrau gewesen sei und die einem Verkauf des Objektes nie zugestimmt hätte. Ein solcher Verkauf stünde außer Frage. Im übrigen, so glaubte meine Mutter, bekomme sie 'nie wieder eine solche Rendite.' Die freundlichen Herren von der Bank machten meine Mutter höflich darauf aufmerksam, dass die Rendite meiner Mutter, wie es im Moment aussehe mit Mieteinnahmen und Steuern, garnicht so rosig aussehe und dass die gnädigen Frau im Münchner Raum ein weit besseres und lukrativeres Renditeobjekt erwerben könne. In München sei die Zentrale der Vereins- und Hypobank, und man kenne dort die Lage sehr gut.



Mir schlug das Herz bis zum Halse, als ich dies hörte, wollte ich doch seit dem fünften Semester nach München, weil Waltraud dort die Umschulung hätte machen können. Außerdem war mir klar, dass München mir ganz andere Alternativen für meine berufliche Entwicklung bieten konnte, als unsere kleine Stadt. Doch meine Mutter blieb hart und aus dem Verkauf wurde nichts. Die Bank zog sich zurück. Der verantwortliche Abteilungsleiter der Bank bot mir zum Abschied großzügig an, mich jederzeit an ihn zu wenden, wenn ich nach meinem zweiten Staatsexamen (das in einigen Monaten bevorstand) eine Position in der Bank wünsche. Er werde zusehen, was er für mich tun könne.

Meine Mutter unterstellte mir und Waltraud die gemeinsten Absichten, weil wir für einen Verkauf des Hauses plädiert hatten. Meine Argumente, dass sie schließlich nicht mehr die Jüngste sei und die Verwaltung des Hauses, die ständigen kleinen Streitigkeiten mit den Mietern, die Steuerfragen und so fort ihr immer wieder Anlass zu Klagen über ihr hartes Leben gäben und sie sich nun wirklich ein bequemeres Los erwählen könne, hielt sie für reine Überredungskünste. Sie war einfach nicht imstande, mir honorige Absichten zugute zu halten. Der Grund war, dass ich 'diese Waltraud' geheiratet hatte, die angeblich eine Gehirnwäsche mit mir vorgenommen und mich derart beeinflusst habe, dass ich nicht mehr der Gleiche sei. Wenn es nach mir und meiner Waltraud gin-



ge, würde das ganze Vermögen in kurzer Zeit verprasst werden; wir hätten ja nur ein Interesse, nämlich das, alles zu verjuxen.

Abgesehen von der persönlichen Beleidigung, Verletzung und Demütigung, die sie mir antat mit ihren wiederholten spöttischen Bemerkungen, denn sie sagte solches im Beisein von Maklern, Mietern, Bankleuten oder unserem Steuerberater, verletzte meine Mutter auch sich selbst durch ihre Gemeinheit, indem sie sich nämlich das Wasser abgrub für eine gesunde Expansion ihres Vermögens. Es war dies ganz deutlich in den folgenden Monaten und Jahren, denn es ging mit dem Eigentum kontinuierlich bergab.

Kurz gesagt, Mutter hatte, im Gegensatz zu Großmutter, *sprichwörtlich keine Ahnung von Tuten und Blasen*, was Vermögensverwaltung angeht und sie traf daher kontinuierlich falsche Entscheidungen.

Zu allem war sie dann auch noch *blind und arrogant* genug, die negativen Konsequenzen ihrer falschen Entscheidungen mir, Waltraud, ihrem Steuerberater, ihrem Partner, ihren Mietern und dem Staat, repräsentiert durch Bundeskanzler Kohl, 'das Schwein,' in die Schuhe zu schieben.

Und die weitere Entwicklung der Situation sollte ihr nach und nach lehren, dass sie mit ihrer wirtschaftlichen Einschätzung der Lage völlig fehlgegangen war. Denn die Zukunft der



Kleinstadt stand in Frage, als die Hütte um diese Zeit Tausende von Arbeitnehmern entließ, weil die Stahlindustrie am Boden lag.

Plötzlich horchte man im Bundesgebiet auf und die wenigen Interessenten, die noch für die Vermietung des Lokals anstanden, sprangen nach verschiedenen Diskussionen einer nach dem anderen ab. Zum Schluss saß meine Mutter händeringend vor ihrem abendlichen 'Glas Bier' (das gewöhnlich zwischen fünf und zehn Fläschchen umfasste) und sah sich in der peinlichen Lage unter Umständen ein oder zwei Monate leer auszugehen. Da die Miete für das fragliche Lokal mehrere Tausende ausmachte, hätte das ihren Ruin bedeutet, denn eine Mietausfallversicherung hatte sie nicht abgeschlossen.

In dieser Situation blieb uns nichts anderes übrig, als auf einen Interessenten zurückzukommen, den meine Mutter als raffinierten unsympathischen Geschäftemacher ansah. In Wirklichkeit war Herr Soravia ein energischer junger Geschäftsmann, der, italienischer Abstammung, mehrere Modeboutiquen aufgezogen hatte und offensichtlich erfolgreich führte. Der alte Kürschner hatte ihm das Erdgeschoss des Ladens untervermietet, als er sah, dass er mit dem großen Ladenlokal, das zudem räumlich total verbaut war, in ein eklatantes Defizit geriet. Herr Soravia hatte sich daher bereits ganz am Anfang der Mietersuche gemeldet und meiner Mutter angeboten, alles zu mieten—mit der Bedingung jedoch,



das viel zu große Lokal nach eigenen Wünschen umbauen und, in kleine Parzellen aufgeteilt, an mehrere Interessenten seiner Wahl untervermieten zu dürfen. Meiner Mutter Kommentar war ganz einfach, Soravia sei ein raffinierter Hund, der aus dem Vertrag Kapital schlagen wolle. Auf meinen Einwand, sie könne selbst die Idee von Soravia durchführen, einen Architekten kommen lassen, umbauen, investieren, Mieter suchen für kleinere Läden, antwortete sie natürlich stöhnend, dafür sei sie zu alt und das sei ihr auch alles viel zu viel, denn schließlich gehe sie ja noch in den Dienst.

Sie lehnte letztlich einen vollen Einsatz für die Erbschaft ab und damit die Verantwortung dafür. Und zurückbetrachtet hat sie durch diese Haltung ganz klar meine Erbschaft heruntergewirtschaftet und hat mich daher letztlich finanziell um einen nicht unerheblichen Geldbetrag betrogen. Ihre Inkompetenz verbrämte sie hinter einem Wusch von Gerede und ihrer chronischen Paranoia. Der wahre Grund ihrer Ablehnung von Soravias Angebot war natürlich, dass ihr seine selbstbewusste Art missfiel. Soravia kroch nicht vor ihr, wie die anderen Mieter, sondern sagte, was er dachte. Und was er sagte, hatte immer Hand und Fuß. Nun kamen wir also reumütig auf Soravias Angebot zurück und er befand sich in einer hervorragenden Ausgangsposition. Er senkte den ursprünglich vage anvisierten Mietpreis nun um glatte tausend Mark und war davon nicht mehr abzubringen. Doch das war nicht alles. Er



verlangte, dass das Regel– und Ausnahme Prinzip bei der Beschreibung der zu vermietenden Räume umgekehrt würde, dergestalt dass er im Grundsatz das ganze Haus mietete, abzüglich des an den Juwelier vermieteten Lokals und diverser im einzelnen zu spezifizierender Räume.

Den von mir ausgearbeiteten Mietvertrag lehnte er in Bausch und Bogen ab und ließ durch seinen Rechtsanwalt einen Mietvertrag vorlegen, den wir schließlich kleinlaut unterzeichneten. Er war der einzige der Interessenten, der meine Wenigkeit mit in seine Überlegungen einbezogen hatte und legte nun Wert auf meine Unterschrift des Vertrages. Obwohl klar war, dass ich im Erbfolge an die Stelle meiner Mutter treten würde, bedeutete meine Unterschrift eine Mithaftung bei eventuellen Schadensersatzansprüchen gegen meine Mutter, also auch eine Mitverantwortung an der Verwaltung des Hauses. Das aber stand lediglich auf dem Papier. Denn als Waltraud und ich nun im Hause wohnten und uns wegen verschiedener Regelwidrigkeiten insbesondere des Kürschners bemerkbar zu machen suchten, erhielten wir einen Brief meiner Mutter, mit Durchschlag an alle Mieter, in dem sie uns strikt verbot, zukünftig Anweisungen im Hause zu erteilen. Sie wies darauf hin, dass das Haus bis zu ihrem Tode ihr gehöre und das bedeute, dass sie sich in die geschäftlichen Angelegenheiten nicht hineinreden zu lassen wünsche.



ARBEITSLOS

Damit hatte mich meine Mutter endgültig bei den Mietern entmündigt. Und das war noch lange nicht alles, was uns zu dieser Zeit widerfuhr.

Da Mutter es ablehnte, auch nur einen Pfennig zu meiner Unterhaltung weiterzuzahlen und obwohl sie der Meinung war, dass mir auch vom Staat nichts zustünde, beantragte ich nach Ablauf der Arbeitslosenunterstützung die Arbeitslosenhilfe. Wir hatten ganze vierhundert Mark monatlich zum Leben.

Ich überließ es natürlich nicht nur dem Arbeitsamt, eine Stelle für mich zu finden, sondern schrieb auf unzählige Annoncen aus dem In- und Ausland, fuhr und flog zu Vorstellungsgesprächen, nahm an einem Auswahlverfahren für den diplomatischen Dienst teil, bereitete mich monatelang auf die schwierige Prüfung vor, lernte deutsche Geschichte, Politik und Sozialkunde, nahm an der Prüfung teil, fiel aber durch, weil der in der Geschichtsprüfung Einzelheiten über die Sozialgesetzgebung Bismarcks gefragt wurden, die ich bei meinem schwachen Gedächtnis unmöglich alle im Kopf haben konnte.

Als wir am Abend der Prüfung erschöpft von Frankfurt zurückkamen, fanden wir das Zimmer unter Wasser, weil die von meiner Mutter eingebaute alte Dusche, die mit Pumpe



und Wasserreservoir funktionierte, undicht war. Wir mussten uns also daranmachen, zwei volle Stunden mit Lappen und Handtüchern das Wasser aus dem Teppichboden zu pressen und in Eimer auszuwringen. Es folgten Vorstellungsgespräche und Tests in Anwaltskanzleien Versicherungen, Unternehmen und Banken in Frankfurt, Stuttgart, Bremen, Bonn und Düsseldorf, eine private achttägige Fahrt zur Arbeitssuche nach München, die ebenso erfolglos endete und bei der sich ein netter adeliger Rechtsanwalt die Zeit nahm, mich, obwohl er mir nichts anbieten konnte, zu einem Kaffee in seine sehr elegante Kanzlei einlud und mir händeringend abriet, als Berufsanfänger nach München zu kommen, da er Fälle kenne, wo verheiratete Kandidaten mit Kind bei zehnstündiger täglicher Arbeit und Überstunden am Samstag mit zwölfhundert Mark netto abgespeist würden.

Völlig entmutigt kamen wir von München zurück und nur ein Schrei Waltrauds hinderte mich daran, in meiner Apathie und Unaufmerksamkeit voll in einen Kleinlastwagen hineinzufahren. Meine Notbremsung und die unglaubliche Geistesgegenwart des Lastwagenfahrers, der mir in einem großen Bogen auswich und lediglich die Grünbepflanzung abrasierte, führte zu einer totalen Demolierung des vorderen linken Kotflügels des Jaguar, der auf Kosten meiner ADAC-Versicherung nach Hause geschleppt wurde. Die Polizei war so freundlich, uns nichts für die Beschädigung der Grünbepflanzung



des Seitenstreifens in Rechnung zu stellen. Ich weiß nicht mehr, wie wir das Geld zusammenbekamen, um den Kotflügel bei einer kleinen Garage auf dem Land in Schwarzarbeit ausbeulen und lackieren zu lassen. Es hatte uns nicht mehr als zweihundert Mark gekostet, aber das war damals viel Geld für uns. Dieselbe Summe verlor ich, als Waltrauds älterer Bruder eines Freitagabends überraschend auftauchte und mich bat, ihm übers Wochenende zweihundert Mark zu leihen. Montagmorgens, statt bei uns zu erscheinen, fuhr er nach Mannheim zurück und ich sah das Geld nie wieder.

Waltraud war nicht dazu zu überreden, den Jaguar zu verkaufen. Ganz unvernünftig war dies nicht, denn er war in dieser schrecklichen Zeit wirklich unsere einzige Freude, wenn wir ihn auch die meiste Zeit nur anschauen konnten, weil wir kein Geld fürs Benzin hatten.

Nach einer Woche in dem Zimmer, in dem man nachts wegen des entsetzlichen Strassenlärms mitten in der Stadt kein Fenster öffnen konnte, war es ein unbeschreibliches Vergnügen, mit dem Wagen in die Hauptstadt zu fahren, um in einer gemütlichen Cafébar am Marktplatz einen Tee zu trinken oder etwas Kleines zu essen.

Auch für meine Fahrten an die Uni, die außerhalb der Hauptstadt liegt und zu der man von der Kleinstadt aus nur durch ein ganzes Gewirr von Zug- und Busverbindungen ge-



langen konnte, brauchte ich den Wagen. Denn ich blieb auch nach meinem Diplom nicht untätig, an verschiedenen Veranstaltungen teilzunehmen, da ich mir die Hilfe des einen oder anderen meiner Professoren bei dem Finden einer Stelle versprach. So nahm ich denn an einem Praktikerseminar im Zivilprozessrecht teil und konnte durch meine aufmerksame Teilnahme auch das Wohlwollen des Professors erregen, der mich bereits vom Studium her kannte.

Professor Lücke tat in der Folge vieles für mich. Er war der liebste und teilnahmsvollste Professor, den ich in meiner ganzen juristischen Laufbahn kennengelernt habe. Er schrieb verschiedenen seiner Kollegen mit dem Bemühen, eine eventuell vakante Assistentenstelle für mich zu finden. Aber all sein Elan war nicht von Erfolg gekrönt.

Mit meiner Mutter stand ich lediglich in brieflichem Kontakt. Sie schrieb in einem Brief, ich sei ein Faulenzer und wolle nicht arbeiten. Waltrauds Vater, obwohl er nicht die geringste Ahnung von meinen beruflichen Dingen hatte, sagte erstaunlicherweise das Gleiche. In dieser harten Zeit lernten Waltraud und ich endgültig das wahre Gesicht unserer Eltern kennen, und das war es auch, was uns dann wirklich verband. Wir fühlten uns wie verstossene Kinder, und wir waren beide damals auch noch ziemlich kindlich in vielen Dingen, was eben auch heißt, wir waren sehr sensibel und litten furchtbar unter der



dummen Arroganz und der brutalen Geisteshaltung unserer Eltern.

In meiner eigenen Stadt hatte ich ebenfalls keinen Erfolg, obwohl ich eine Reihe von Anwälten kannte. Ich bewarb mich bei Rechtsanwalt Heimes, der einst unsere Erbschaftssache vertreten hatte—er engagierte einen Kommilitonen von mir, der zwar noch nie einen Schriftsatz in seinem Leben gefertigt hatte, dafür aber zwei Prädikatsexamina vorweisen konnte. Das war es, worauf es ankam: *Papier*. Bei anderen Anwältin wurde ich bereits am Telefon abgewimmelt, da kein Bedarf bestand.

VOM MUTTERTROTTEL ZUM UNITROTTEL

Nach Ablauf eines ganzen Jahres gaben wir schließlich die Hoffnung auf, doch es blieb eine Idee, nämlich die, ein Doktorat abzulegen und dadurch Zeit zugewinnen und eine zusätzliche Qualifikation, die vielleicht die Anstellungschancen erhöhen würde. Ich hatte im Rahmen des Aufbaustudiums eine Seminararbeit geschrieben, die einiges Aufsehen erregte. Professor Dr. Dr. Georg Ress, den ich ebenfalls um Hilfe bei der Arbeitssuche gebeten hatte, und der als Völkerrechtler viel herumgekommen war, hatte mir bei einem Gespräch über das eventuelle Thema der Seminararbeit zu meiner Überraschung seine Ansicht gestanden, ich stelle mein Licht unter den Scheffel.



Dann nahm er sein Diktaphon und diktierte:

—Herr Walter wird eine Arbeit abliefern über die Beweislastverteilung bei der Staatenimmunität.

Ich verstand kein Wort von dem Thema, sagte aber lächelnd 'Warum nicht?' und machte mich an die Arbeit. Diese wurde mit hervorragend bewertet und ich veröffentlichte einen Aufsatz über das Thema in einem der führenden deutschen Fachjournale.

Ohne eine Ahnung davon zu haben, dass Artikel remuneriert werden, war ich bereits froh gewesen, meinen Aufsatz in einer bekannten Wirtschaftszeitschrift veröffentlichen zu können, nachdem alle Bemühungen Lükes in der Hinsicht gescheitert waren. Ich hängte mich ans Telefon und fand selbst einen Herausgeber. Nun kam ein Scheck über fünfhundert Mark ins Haus und Waltraud und ich sprangen an die Decke vor Freude. Ich kaufte mir eine neue elektronische Schreibmaschine, gab meine alte in Zahlung und brauchte nur noch ein paar Pfennige draufzulegen. Diese Schreibmaschine hatte ich mir also mit meinem eigenen Geld verdient—welch ein Gefühl!

Professor Ress verwertete meine Seminararbeit in der Folge für einen Vortrag anlässlich der Geburtstagsfeier für den emeritierten Professor Aubin, einen älteren Professor des internationalen Privatrechts, der früher einmal über Staa-



tenimmunität geforscht hatte. Zu diesem Vortrag wurde ich weder eingeladen, noch erfuhr ich überhaupt davon. Es war Professor Lücke, der mir später davon berichtete. Er war zu dem Vortrag eingeladen gewesen und erinnerte sich bereits wegen des auf dem Einladungsschreiben vermerkten Vortragsthemas an meine Seminararbeit. Als er nun bei der Feier sah, dass Professor Ress sogar die Kühnheit hatte, aus meiner Arbeit abzulesen, dessen Manuskript vor ihm lag, ohne meinen Namen zu nennen oder von der Existenz einer solchen Arbeit zu berichten, war Professor Lücke einigermaßen überrascht. Nach seinen Worten distanzierte er sich in der Folge von Professor Ress. Er fügte allerdings hinzu, dass Ress für die Auswertung der Arbeiten seiner Studenten bekannt sei. Mein Aufsatz war derzeit noch nicht veröffentlicht und ich besaß im übrigen keinerlei Schutzrechte gegen eine solche plagiative Ausbeutung meiner Leistungen.

Die patriarchalische Gesellschaftsordnung, in der wir leben, mit ihrer ganzen sogenannten Moral und all ihren hehren Gesetzen kennt keinen Schutz des Kindes gegenüber seinen Eltern, des Schülers gegenüber seinem Lehrer und des Studenten gegenüber seinem Professor. Ich schrieb später ein Gedicht über diese schöne Gesellschaftsordnung, das den Titel trug *'Das System der kleinen Schweine.'*

Als mich Ress später fragte, ob ich nicht über die Arbeit promovieren wollte, war ich gerade einem früheren Dokto-



randen von ihm über den Weg gelaufen, der inzwischen eine Stelle bei der Bonner Regierung erhalten hatte. Er machte eine wegwerfende Geste, als ich ihn auf Ress ansprach und sagte, Ress habe sich ein geschlagenes Jahr Zeit gelassen, seine Arbeit zu korrigieren und habe sie ihm dann hingeworfen mit der Bemerkung, so ginge dies nicht und so fort—er habe die Arbeit noch einmal total umschreiben müssen. Da es darüber hinaus unmöglich erschien bei meiner Heimatuniversität ein Stipendium oder eine Assistentenstelle zu erhalten, rief ich kurzerhand Professor Dr. Seidl-Hohenveldern in Wien an, der auf das Thema Staatenimmunität spezialisiert war und fragte ihn, ob er mich mit meinem Thema als Doktoranden akzeptieren würde?

Er nahm sofort an, verwies mich aber für die formelle Zulassung an die entsprechenden Gremien der Universität. Nach einiger Zeit erhielt ich einen Brief, in dem mein Anliegen mit Bedauern zurückgewiesen wurde. Die Uni hatte gerade zuvor die alte Promotionsordnung abgeschafft und um die neue zu verabschieden, veranschlagte man mindestens ein Jahr. In der Zwischenzeit würden keine Doktoranden angenommen.



NEUE STUDIEN

‘MEIN SOHN IST EIN FAULENZER!’

Noch bevor ich mit Waltraud in die große Wohnung gezogen war, hatten wir mit unserem Jaguar eine kleine Reise nach Genf unternommen. Anspruchsvoll, wie wir damals waren, stiegen wir für drei Tage im Noga Hilton ab und ich rief ein Anwaltsbüro nach dem anderen an, um Arbeit zu finden.

Mein Französisch war noch holprig, aber alles lief besser, als ich erwartet hatte. Schließlich lud mich ein deutscher Anwalt, der in Genf tätig ist, in sein Büro ein.

Die Kanzlei war eine der großen internationalen Arbitragefirmen und ich wurde in Begleitung einer Sekretärin das imposante alte Treppenhaus hinauf geleitet zum Büro von Rechtsanwalt D.

Er war von einer entwaffnenden Liebenswürdigkeit, konnte mir aber keine Hoffnungen machen. Es sei unmöglich, als ausländischer Anwalt eine Arbeitserlaubnis in Genf zu erhalten. Er genieße einen besonderen Status, den er sich auf Umwegen beschafft habe, riet mir aber ab von solch gewagten Demarchen. Er meinte, die einzige Möglichkeit, die er sehe, sei, an der Universität Genf zu promovieren und dann eine Lehrtätigkeit an der Uni auszuüben. Von dort aus sei es viel-



leicht möglich, später einmal irgendwie in den Anwaltsberuf hineinzurutschen.

Als ich nun den freundlichen Professor in Wien zurückrief, der sein Bedauern über meine unglückliche Situation zum Ausdruck gab, fragte ich ihn, ob er einen Kollegen in Genf kenne, der auf dem Gebiet der Staatenimmunität Bescheid wisse? Er sagte sofort, es gäbe einen eminenten Spezialisten zu dieser Frage in Genf, Professor Christian Dominicé, mit dem in Kontakt zu treten er mir sehr empfahl.

Ich rief sogleich an und verlangte mit einigem Herzklopfen Professor Dominicé, der mir in französisch kurz und sachlich auf mein Anliegen antwortete, bereit war, mich anzunehmen, mich aber zunächst auf die administrative Annahmeprozedur verwies, die an der Rechtsfakultät der Universität Genf nicht gerade einfach zu sein schien. Ich rief Rechtsanwalt D. zurück, der sich freute und mich zu meiner Idee beglückwünschte. Er sicherte mir Rat und Tat zu und gab mir einige nützliche Tips.

An der Universität Genf konnte man normalerweise nur promovieren, wenn man vorher das sogenannte *Diplôme d'Études Supérieures (D.E.S.)* abgelegt hatte. Dieses Zertifikat hätte mich ein ganzes Jahr zusätzlich gekostet und ich war nicht bereit, noch einmal Anfängerkurse im Völkerrecht zu hören. So beantragte ich denn die direkte Zulassung zum Dok-



torat mit dem Argument, mein in Deutschland erworbenes Zertifikat über Europäische Studien sei dem D.E.S. äquivalent. Während der Zulassungsantrag lief, ereignete sich nun vieles, und als seien die Pforten des Himmels mit einem Male geöffnet, erhielt ich Angebote. Zunächst rief mich ein auf Steuerrecht spezialisierter Anwalt in der Hauptstadt an, der einen Mitarbeiter suchte und nach dem Vorstellungsgespräch voll von mir eingenommen war.

Da mir jedoch die trockene Materie des Steuerrechts überhaupt nicht lag, und ich auf einen Erfolg in Genf hoffte, lehnte ich ab. Ich beantragte nun ein Stipendium beim DAAD in Bonn und Professor Ress setzte sich dafür ein, dass ich ein weiteres Stipendium von einem Rechtsinstitut in Lausanne erhielt. Alle Anträge waren in der Schwebe und plötzlich bot man mir eine Assistentenstelle bei einem Strafrechtler in Freiburg an. Wir fuhren hin, aber der Professor zeigte sich im Vorstellungsgespräch eher unkommunikativ und gehemmt einer solch vagen Art und stellte in einer späteren Korrespondenz gar die ganze Unterredung in einem fälschlichen Licht dar, dass eine ärgerliche kleine Auseinandersetzung folgte und ich die Stelle kurzerhand ablehnte.

Kurz bevor mein positiver Bescheid von Genf kam, erhielt ich von Professor Lücke eine gute Nachricht. Der Direktor des Instituts für Rechtsvergleichung in Paris hatte überraschend einen deutschen Assistenten gesucht und sich an un-



sere Universität gewandt, mit der er regen Kontakt unterhielt. Auf Vorschlag Lükés wurde ich von einem Gremium als der geeignetste Kandidat der Universität für die Stelle vorgeschlagen. Der Haken bei der Sache war aber, dass die Stelle in Paris nur für ein Jahr war und eine Verlängerung grundsätzlich ausgeschlossen war.

Da ich wusste, dass ich über mein schwieriges internationales Thema nicht innerhalb eines Jahres promovieren konnte und Angst hatte, nach Ablauf der Zeit mit einer halbfertigen Doktorarbeit, aber doch wieder arbeitslos dazustehen, wartete ich auf den Zulassungsbescheid von der Universität Genf und lehnte die Stelle in Paris dankend ab, obwohl ich noch keine Nachricht wegen der Stipendien erhalten hatte.

Nachdem ich dann zu Anfang des Wintersemesters den positiven Zulassungsbescheid zum Doktorat in Genf erhalten hatte, führte ich den Winter über erste Recherchen an meiner Heimatuniversität durch, musste jedoch feststellen, dass die einschlägige Literatur fehlte. Ich hatte dies bereits vorausgesehen und dementsprechend meinen Antrag auf ein Stipendium in Genf mit dem Bedürfnis begründet, wegen des internationalen Themas meiner Arbeit, auf die Bibliothek der Vereinten Nationen in Genf angewiesen zu sein. Im Frühjahr des nächsten Jahres kam die Zusage des Instituts für Rechtsvergleichung in Lausanne-Dorigny und wenig später wurde das DAAD Stipendium bewilligt, das ein Austauschstipendium der



Universität Genf war. Das Stipendium des Institutes konnte ich sofort in Anspruch nehmen; es war auf maximal auf ein halbes Jahr begrenzt, das Stipendium der Universität Genf begann danach im folgenden Herbst und galt für neun Monate.

GAS IM HAUS

Waltraud und ich hüpfen im Zimmer herum vor Freude nach dieser schrecklichen Zeit der Demütigungen. Weihnachten und Neujahr hatte ich fast ganz auf der Toilette verbracht, die auf der Etage im unteren Stockwerk lag. Schreckliche Durchfälle hatten sich eingestellt. Waltraud und ich wurden immer blasser und magerer und wir konnten uns unseren Zustand nicht erklären. Kurz vor dem Ende unseres Golgatha im Hause meiner Mutter hatte sich herausgestellt, dass der uralte Heizkessel im Keller einen Riss hatte und giftiges Kohlendioxid ausströmte, das offenbar durchs Treppenhaus bis zu uns unter Dach zog und, da wir wegen des Lärms nicht bei offenem Fenster schlafen konnten, sich in unserem Zimmer ansammelte.

Als Fachleute mit Messgeräten ins Treppenhaus kamen, schlugen die Zeiger bereits an der Eingangstür aus und meine Mutter musste sich zur Investition einer neuen Heizung entschließen. Für unsere Leiden hatte sie noch nicht einmal ein Wort der Entschuldigung bereit und der einzige Kommentar, den sie zur meiner großen Chance in Genf abgab war ein



mürrisches 'Und warum willst du nicht in Deutschland bleiben?' am Telefon. 'Schließlich ging es nach Lausanne. Dort fing ein neues Leben an,' schrieb ich später in einem Gedicht. Die Wohnungssuche war schwierig gewesen, aber mit viel Glück und einem persönlichen Empfehlungsbrief von Professor Dr. Overbeck, dem Direktor des Instituts für Rechtsvergleichung in Dorigny, fanden wir ein Studio in einem Vorort von Lausanne. Das Studio lag nicht sehr weit vom Institut entfernt, und ich konnte es von dem bescheidenen Betrag meines Stipendiums bezahlen. Ein bezahlbares Studio in Genf zu finden hatte sich als unmöglich erwiesen. Selbst wenn ich mit außerordentlichem Glück ein Studio dort gefunden hätte, so wäre die Miete ebenso hoch, oder gar höher, gewesen, als meine monatliche Stipendienrate.

So waren Waltraud und ich denn heilfroh, dieses kleine Zimmerchen, das nur vier mal fünf Meter maß, mit Küchenzeile in der Eingangsdiele und kleinem Badezimmer gefunden zu haben. Als wir die Rollläden hochzogen, stießen wir einen Freudenschrei aus, so herrlich war der Blick von dem kleinen Balkon aus, welcher allerdings nicht tiefer war, als mein Fuß lang ist. Da konnte das Auge schweifen über den großen Park mit einem Ententeich hinter dem Anwesen bis zu den Bergen und, wenn man ganz nach links herüber schaute, sogar über den *Lac Léman*.



Was kümmerte es mich, dass man mir meine Anwaltszulassung wieder entzog, weil ich angeblich, wie es entgegen der Vorschrift war, nicht mehr ortsansässig war?

Rechtsanwalt D. in Genf hatte mir zu dem Schritt geraten, für alle Fälle meine Zulassung in Deutschland zu beantragen, da die Anwaltskammer, bei mehrjähriger Abwesenheit im Ausland, immer Schwierigkeiten machen würde bei der Zulassung. So erhielt ich denn meine Rechtsanwaltszulassung für das Zimmer im Geschäftshaus meiner Mutter und kurz vor unserem Auszug wurde ein Schild Rechtsanwalt neben der Eingangstür des Hauses angebracht. D. war in Frankfurt als Anwalt zugelassen und niemand hatte sich je darum gekümmert, dass er inzwischen seit Jahren in Genf lebte und arbeitete.

Aber Frankfurt ist nicht die verklatschte Kleinstadt, in welche mein unglückliches Schicksal mich nun einmal geboren hat. Bald nach unserem Auszug fragten irgendwelche neugierigen Aasgeier, die nichts im Leben zu tun haben, als in anderer Leute Unterhosen zu schnüffeln, unsere Mieter nach dem Rechtsanwalt aus, der angeblich im Hause seine Kanzlei habe und erfuhren, dass dieser längst in der Schweiz ansässig sei. Die Geschichte wurde der Anwaltskammer hinterbracht und diese entzog mir kurzerhand die Anwaltszulassung.



Als Gegenleistung für ihre Freundlichkeit verweigerte ich die Zahlung ausstehender Kammerbeiträge und Sozialabgaben. Meine Mutter zahlte sie schließlich, als der Staat sich an sie wendete. Ich hätte nichts gezahlt, selbst wenn meine Mittel es mir erlaubt hätten.

Die deutsche Regelung der Anwaltszulassung ist eine Schande für jeden Anwalt, der ins Ausland gehen will, um seine praktischen Kenntnisse und damit seine Qualifikation zu erhöhen. Bereits während des Aufbaustudiums hatten meine Studienkollegen aus Griechenland 'Rechtsanwalt' auf ihren Visitenkarten stehen, obwohl sie jünger waren als ich. Dort darf man den Titel automatisch nach dem, wesentlich kürzeren, Studium tragen. Ich trug den dämlichen Titel Referendar, der genauso wenig in andere Sprachen übersetzbar ist, wie der Titel Assessor, den man schließlich nach dem zweiten Staatsexamen erhält. Rechtsanwalt darf sich nur der nennen, der auch als Rechtsanwalt zugelassen, das heißt ortsansässig ist, obwohl die deutsche Ausbildung so streng und so umfassend ist, dass sie für alle juristischen Berufe qualifiziert.

Dies ist in anderen Ländern nicht der Fall. Die deutsche Regelung ist gleichermaßen Ausdruck von provinzieller und nationalistischer Engstirnigkeit, eine Einstellung, die leider bei Absolventen des Rechtsberufes eher die Regel ist. Auch das wegen meines Klavierspielens gegen mich ergangene Zahlungsurteil ignorierte ich.



DIE WANDLUNG / 333

Ich log nicht, wenn ich dem gegnerischen Anwalt schrieb, dass ich leider von einem sehr knappen Stipendium lebe und völlig außerstande sei, die Summe zu begleichen. Nach etwa einem Jahr stellte die Klägerin ihre Bemühungen ein, das Geld beizutreiben.

VIEL HOFFNUNG, WENIG GELD

Wir lebten von tausend Franken monatlich, zahlten vierhundertdreißig Franken für das Zimmer und der Rest reichte gerade zu einem einfachen Leben. Der Jaguar stand am Strassenrand—wir hatten kein Geld fürs Benzin. Wir konnten uns nur Margarine leisten und ich aß tagsüber Butterbrote im Institut und trank meinen Tee aus der Thermoskanne. Ich hätte es mir nicht leisten können, an der Uni zu essen. Aber das machte mir nichts aus—die Arbeit ging vor und wegen der Arbeit war ich schließlich da.

Professor von Overbeck, ein matt wirkender alter Deutschschweizer, der aber in Wahrheit eine unglaubliche Arbeitsenergie besaß und immens publiziert hatte, empfing mich mit freundlichen und ermutigenden Worten und wies mir ein Büro in der unteren Etage des Institutes an. Es trug die Nummer 84. Unser Studio trug die Nummer 64. Damals befasste ich mich noch nicht mit Numerologie, aber Zahlen hatten immer etwas Magisches für mich. Im Rundhaus trug



unsere Wohnung die Nummer 13, ein rundes weißes Schild mit einer schwarzen 13 hing rechts von der Eingangstür.

Das Eigenartigste war, dass ich nun während des ganzen ersten Jahres, in dem ich die Grundfassung der Arbeit erstellte, immer wieder der Zahl 13 begegnet bin. Es kam oft vor, dass ich keine Lust hatte zu arbeiten und durch die Regale des Institutes streifte, in denen Rechtsliteratur der ganzen Welt gesammelt war. Und dabei geschah es nicht selten, dass ich durch einen Buchtitel oder auch den schönen Einband eines Buches angezogen, das Buch ergriff und aufschlug, und auf der Seite 13 oder 113 oder 213 landete, oder einem §13, und dort stand mit Sicherheit etwas, das ich für meine Arbeit verwerten konnte. Auf diese ulkige Weise machte ich die tollsten Entdeckungen.

Das erste halbe Jahr war besonders hart. Dies hing damit zusammen, dass ich den Kreis der zu untersuchenden Rechtssysteme irgendwie einschränken musste, damit die Arbeit den Rahmen einer Doktorarbeit nicht überschritt. Ich hatte einen Plan erstellt, in dem fast alle Rechtssysteme der Welt rangierten. Als ich ihn dem alten Professor Perret zeigte, der für Jahre der Leiter des Departements für internationales Recht an der Universität Lausanne gewesen war, lachte dieser zuerst, sah mich aber dann ernsthaft an und sagte:



—Junger Mann, das ist unmöglich. Wenn sie auf mich alten Mann hören wollen, der doch ein wenig Erfahrung mit solchen Dingen hat, so greifen sie einen kleinen Teilaspekt ihres riesigen Projekts heraus und bearbeiten diesen wirklich gründlich. Alles andere wäre oberflächliches Geschmiere und es würde eine Thèse dabei herauskommen, die aus viel Gerede besteht, aber keine Tiefe hat!

SCHWERE ARBEIT OHNE GEWINN

So beschränkte ich denn meine rechtsvergleichende Untersuchung auf die Länder, die Gesetze auf dem Gebiet der Staatenimmunität erlassen hatten. Es waren dies die *Vereinigten Staaten (1976)*, *Großbritannien (1978)*, *Singapur (1979)*, *Pakistan (1981)*, *Südafrika (1981)* und *Kanada (1982)*, sowie ansatzweise *Australien (1985)*. Da diese *Immunity Acts* alle neueren Datums waren, hatte ich Schwierigkeiten, Literatur darüber zu finden.

Meine Hauptarbeit während dieses ersten halben Jahres aber war es, ein einleitendes Kapitel zu schreiben, das in das angloamerikanische Beweisrecht einführte, von dem kontinentale Juristen in der Regel keine Ahnung haben.

Meine Arbeit wäre ohne diese Einleitung für europäische Juristen nicht verständlich gewesen. Ich musste mich also in eine mir völlig fremde Rechtsmaterie einarbeiten—und dies in kurzer Zeit, denn es war schließlich nur der Vorspann



meiner Arbeit. Das Institut war zum Glück bestens ausgestattet, was die Thematik meiner Arbeit anbetraf. Außerdem war der bibliothekarische Dienst dankbar für jeden Anschaffungsvorschlag, denn das Institut bestand erst seit drei Jahren. Der tschechische Bibliotheksdirektor, ein großer stiller alter Mann, hatte zwölf Jahre die Rechtsbibliothek der *Harvard University* geleitet und hervorragende Aufbauarbeit geleistet. Das Katalogisierungssystem war das logischste und einfachste, das ich je in einer Bibliothek gesehen habe.

Das Institut war einfach in Länder aufgeteilt und dort wiederum gab es einfache Merkzeichen für die verschiedenen Rechtsmaterien. In nur zwei Monaten fand ich mich so perfekt zurecht, dass ich hilflos suchenden Studenten Auskünfte erteilen konnte.

Nach einem halben Jahr intensivster Arbeit kam es nach einigen Telefonaten zu einer gewissen Versöhnung mit meiner Mutter. Sie konnte ihren Stolz über meine Stipendien und die neue Chance nicht verhehlen und schickte uns nun wieder monatlich etwas Geld zur Unterstützung. Das ermöglichte uns, am Wochenende das Auto zu benutzen und nach Ouchy zu fahren, um ein wenig unter die Leute zu kommen.

Ich war fasziniert von den jungen Männern, die auf den Rollschuhen alle möglichen Kapriolen vollführten und setzte mir in den Kopf, diesen Sport zu erlernen. Der einzige Sport,



denn ich etwas beherrschte war Tischtennis, aber wieviel graziler war doch dieses Rollschuhlaufen! Nach den langen Monaten der Arbeit an diesem schwierigen Doktorat und all den Jahren des Studiums fühlte ich mich alt und trottelig, wenn ich die Jungen auf ihren Rollschuhen sah. Einer von ihnen war ein richtiger Champion. Er war nicht älter als vielleicht sechzehn und ein Mädchen saß auf der Mauer und strahlte ihn an, als er wie ein Floh über die Colabüchsen sprang. Nach jeder Runde fuhr er auf seine Freundin zu, bremste scharf, bückte sich, küsste sie und fuhr wieder los. Oh wie beneidete ich ihn! Ich hätte sofort mit ihm getauscht, ihm alle Titel hingeworfen und sein Leben übernommen.

Auf mein enthusiastisches Drängen hin kauften Waltraud und ich uns denn Rollschuhe und übten jeden Abend nach der Arbeit auf dem Campus an der Uni. Sie viel öfter hin als ich, aber statt wirklich etwas zu lernen, schimpfte ich mit ihr und raste herum wie ein Wilder. Später fuhren wir auch in Ouchy und dort, an einem Sonntagnachmittag vor dem *Hotel Beau Rivage* passierte es: ich wollte zum Auto zurückfahren und meine Schuhe anziehen, während Waltraud auf einer Bank wartete. Wir hatten wieder einmal Streit gehabt und ich war in trauriger Stimmung, als ich das leichte Gefälle des geteerten Platzes hinabfuhr. Es war von einem Rasenstreifen umgeben und da ich noch nicht gelernt hatte, mit den Gummipfropfen zu bremsen, wollte ich mich einfach auf dem Ra-



sen ausrollen lassen. Aber kaum war ich auf dem Rasen angelangt, verlor ich das Gleichgewicht und knickte mit dem rechten Fuss nach innen um. Es machte einen leichten Knacks und ich sank vor Schmerzen in die Knie und setzte mich ins Gras.

Waltraud kam herbei und wollte mir helfen aufzustehen, aber ich stellte fest, dass es unmöglich war. Der Knöchel musste gebrochen sein. Ich hatte sengende Schmerzen und mir wurde übel zum Brechen. Waltraud lief schnell und holte das Auto und ich legte mich auf die Rückbank. Eine freundliche Dame lotste Waltraud ins kantonale Krankenhaus, wo man mich gleich operieren wollte.

Mir war jedoch so übel, dass ich außerstande war, eine Einwilligung dazu zu erteilen. Das stark geschwollene Bein wurde hochgelegt und mit Eisbeuteln bedeckt und ich bat um einige Tage Bedenkzeit wegen der Operation. Vier Tage verbrachte ich denn zuhause im Bett mit hochliegendem Bein; die Nächte waren mühsam und vor Schmerzen konnte ich kaum schlafen.

Endlich entschied ich mich zur Operation und wurde im Krankenhaus in ein Zimmer mit vier anderen jungen Männern gelegt. Der Jüngste von ihnen war erst sechzehn, alle hatten sie zum Teil schwerwiegende Dummheiten mit ihren Motorrädern gemacht. Das Unangenehme war das Fernsehen und der entsetzliche Zigarettenqualm. Obwohl das Rauchen offizi-



ell untersagt war in den Zimmern, wurde es stillschweigend geduldet. Die Jungen waren so rücksichtslos, dass sie sogar nach meiner Operation munter weiter rauchten und störten sich nicht einmal daran, dass ich mich deswegen wiederholt übergeben musste. Das Personal bestand fast nur aus jungen Frauen von Südamerika, die alle Augen zudrückten wegen der Jungen und ihren manchmal wirklich lustigen kindlichen Allüren und Scherzen. Der Chefarzt war ein unfreundlicher und eingebildeter Kerl, der einen noch nicht einmal ansah, aber sonst waren die Ärzte ganz nett.

Allerdings lief nicht alles wie es sollte nach der Operation. Man entließ mich nach einiger Zeit mit einem Vollgips, mit dem mich Waltraud im Jaguar, auf dessen Rückbank ich bequem Platz fand, zum Institut fuhr.

Ich arbeitete weiter mit gleicher Intensität, musste aber das Bein den ganzen Tag über hochlegen. Bald bekam ich einen Laufgips und endlich kam der Tag, an dem auch diese letzte Behinderung abgenommen werden konnte.

Waltraud und ich hatten nun vor, direkt nach Deutschland zu fahren, um unsere Eltern zu besuchen, denn Waltrauds Vater ging es schlecht mit seinem Asthmaleiden und der Arzt hatte dagegen nichts einzuwenden. Er sagte, ich sei kuriert.



Unterwegs aber schwoll mein Bein schrecklich an und in meiner Heimatstadt diagnostizierte unser ehemaliger Hausarzt eine Thrombose. Er zeigte sich entsetzt über die Nachlässigkeit des Arztes, der mich behandelt hatte und meinte, ich hätte das Bein noch für Wochen bandagieren müssen. Mit einer Bescheinigung meines Arztes versuchte ich dann, Regress beim Krankenhaus zu nehmen. Der Arzt, der mich behandelt hatte, sagte mir jedoch mit zynischem Lächeln, ich solle es nur versuchen, es liege kein Kunstfehler vor und außerdem könne ich ihm nichts nachweisen.

SELBSTMORDVERSUCH UND NEUANFANG

Ich hatte keine Zeit, mich weiter mit diesem Kerl herum zu streiten, der nichts als ein Zahnrad war, ein Mechanist ohne Seele und Gefühl, in dieser Fabrik von Krankenhaus, wo niemand niemanden kannte und alle wie Ameisen in einem Kühlschranks herumliefen. Am Ende des Winters beging ich einen Selbstmordversuch. Ich hatte nicht den Mut, die giftgrüne Flüssigkeit zu trinken, die ich aus einer ganzen Packung Lexotanil gebraut hatte. So schüttete ich sie denn ins Becken und nahm stattdessen fünf große Lexotanil ein. Ein Gemisch aus Wein und Whiskey hatte ich bereits intus und war recht betrunken.

Die Tabletten bewirkten, dass ich bis Mittag schlief und Waltraud, die morgens von ihrem Freund nach Hause ge-



bracht worden war, hatte sich wieder hingelegt und war eingeschlafen. Als ich erwachte, fühlte ich mich in einer Art vogelfrei, wie ein Hofnarr aus alten Zeiten. Ein euphorisches Gefühl füllte mich aus und ich verbrachte diesen Tag mit Busfahren in alle möglichen Ecken der Stadt, redete alle Jungen an, die ich im Bus traf und die zu meinem großen Erstaunen sehr freundlich antworteten, setzte mich in Cafés, an denen ich vorher immer vorbeigeeilt war, um nur schnell ins Büro zu gelangen, und landete schließlich doch irgendwie an der Uni, wo ich mich allerdings in die Cafeteria setzte, statt ins Büro, und über das Aussehen der hiesigen Studentinnen nachdachte: hässliche eingebildete Tanten war mein einstimmiges Urteil.

Dieser Tag änderte etwas in meinem Leben. Es war, als sei etwas in meinem Gehirn umgepolt worden während des langen tiefen Schlafs. Ich sah plötzlich, dass die Welt auch eine ganz andere, vergnügliche, Seite hat, die ich vorher nur einfach nicht gesehen hatte. Es kam mir vor, als sei ich aus einem dichten Nebel aufgetaucht in höhere Gefilde des Glücks, wo die Sonne scheint und alles buffonhaft süßes Spiel ist. Ist das Leben nicht wirklich ein Spiel? begann ich mich zu fragen.

Was war ein Leben wert, das in Pflichterfüllung bestand, und einem ewigen Sich-Kasteien für irgendwelche Diplome, für Papier letzten Endes? Seit meiner frühesten Kindheit hatte ich nichts anderes gehört von meiner Mutter als dass das Le-



ben hart sei, dass man nicht tun und lassen könne, was man wolle, dass man Opfer bringen müsse, dass man von anderen Menschen nichts erwarten dürfe, mit einem Wort, dass man realistisch zu sein habe und seine Ansprüche in Grenzen zu halten sich bemühen solle.

Schöne Worte, aber meine Mutter hielt sich nicht an ihre eigene puritanische Moral und erging sich in Negativismen und einem fast blasphemischen Pessimismus, den ich leider nur allzu wörtlich übernommen hatte. Ich hatte bereits früher begonnen, diese Pflicht-, Kastei- und Opfermoral in Frage zu stellen. Letztlich war meine ganze materialistische Phase während des Studiums, die große Maisonettenwohnung, der Jaguar, der Wein, die Zigarren und so fort, war ein erster, wenn auch untauglicher Versuch, zu leben statt kadaverhaft dahinzusiechen wie es meine Mutter tat. Aber ich brauchte lange, um mir darüber klar zu werden, dass meine Mutter selbst gar kein solches Opferleben führte, sondern ganz einfach das tat, was ihr gefiel. Sie war ja einfach häuslich und ängstlich, liebte weder große Reisen, noch Abenteuer noch irgendeine Art von Unsicherheit, von Passion, Romanze und überschäumender Affektion, wie ich. Sie tat also genau das, was sie wollte, ich aber lebte in einer Art von Dauervergewaltigung ein Leben, das in keiner Hinsicht das meine war.

Ihre ganze puritanische Moral hatte letztlich nur den Zweck, mich einzuschüchtern, mich von meinen Abenteuer-



neigungen abzubringen, von meinem Geschmack für Kunst, Schönheit und Ästhetik, von meiner drängenden Lust zu reisen und die Welt kennen zu lernen. Und diese systematische Beeinflussung meines Charakters hatte einen ganz klaren und egoistischen Zweck, sie wollte mich bei sich behalten als Tröster und Partnerersatz; ich gab ihr in der Tat mit meiner affektiv-zarten und eher submissiven Art ein Gefühl emotionaler Sicherheit, das sie bei keinem ihrer Partner je gefunden hatte.

Ich war geprägt worden von dieser lebensfeindlichen Erziehung, ich war, wie meine Mutter, meistens von Schuldgefühlen geplagt, von irgendwelchen Rücksichtnahmen und Verpflichtungen besessen und wenn ich einmal an mich selbst dachte, kam ich mir egoistisch vor. In der Tat war das Wort egoistisch eines der Lieblingsworte meiner Mutter, um mich, in Reih' und Glied mit ihren Geschwistern und ihrem Mann, mit einem Brandmal zu zeichnen, das ich einfach nicht mehr los wurde. Natürlich lebte ich in der Vergangenheit, denn diese ganze Konditionierung und Dressur gehörte ja der Vergangenheit an.

Meine Mutter hatte inzwischen auch die große Liebe ihres Lebens gefunden, Franz, einen Mann, der fast zehn Jahre jünger war als sie, einen Rheinländer. Er hatte seine Frau und seine fünf Kinder wegen meiner Mutter verlassen. Sie mieteten sich ein Haus in der Nähe von Bonn, wo er einen sturen Büroposten bei der Bundeswehr bekleidete und als Waltraud



und ich sie zu Weihnachten besuchten, sagte er mir im Vertrauen, meine Mutter habe ihm gegenüber geäußert:

—Ich habe mit meinem einen Kind mehr Probleme gehabt als du mit deinen fünf.

Nicht nur ich wusste, dass dies eine unverschämte Lüge war; auch er wusste es und hatte es mir deswegen erzählt. Vom Moment ihres Zusammenlebens an behandelte sie ihn, wie sich mich behandelt hatte, nämlich wie einen Hund. Aber er war schließlich nicht von ihr abhängig, wie ich es als ihr Sohn zwangsläufig gewesen war. Und so behandelte er sie denn wie ein unmündiges Kind.

Die Rolle stand ihr gar nicht schlecht. Besonders wenn sie total besoffen war und mit einem wütend verzogenen Schmolzmund in die Küche torkelte, ihr Bierglas mit einem Knall in die Spülmaschine räumte und wortlos in ihr Zimmer wankte. So endete mancher Abend bei ihnen.

Ich war unfähig damals, in der Gegenwart zu leben. Dieses ganze lächerliche Moralsystem, das ich internalisiert hatte, hinderte mich einfach daran. Und statt damit Schluss zu machen, wollte ich mit dem Leben Schluss machen.

Wie viele Menschen überall auf der Welt hatte ich meine Konditionierung, meine psychischen Behinderungen, also letztlich mein unentwickeltes oder unterentwickeltes Ego mit



dem Leben verwechselt. Doch dieser ganze Mechanismus sollte mir erst viel später klar werden, drei Jahre später, um genau zu sein, als ich nämlich mit der Lektüre der Schriften Krishnamurtis begann.

In Wirklichkeit hing ich viel zu sehr am Leben, um es einfach wegzuwerfen, wie einen alten Lappen. Ich hatte Thomas' Selbstmord immer bedauert. Ich wusste instinktiv, dass es für jedes Problem im Leben eine Lösung gibt—nur manchmal braucht man etwas Geduld, da sich diese Lösung aus welchem Grund auch immer nicht sogleich anbietet. Und so sah ich nun, eigentlich zum ersten Mal in meinem Leben, dass man wirklich seines Glückes Schmied ist, wenn man die Dinge positiv sieht und Energie hat zur Verwirklichung seiner Pläne.

So ging es nun wirklich wirbelsturmartig aufwärts, sowohl beruflich als auch privat. Zunächst einmal beantragte ich ein Stipendium für einen Studienaufenthalt in den Vereinigten Staaten. Da die Fristen knapp waren, fuhren Waltraud und ich schnell nach Deutschland an meine Heimatuniversität, ließen uns alle erforderlichen Bescheinigungen und Formulare aushändigen und hatten eine Besprechung mit dem Studienberater. Ich erfuhr, dass es für ein Fulbright Vollstipendium zu spät war, aber ich konnte schnell noch einen *Fulbright Travel Grant* beantragen.



DIE WANDLUNG / 346

PRÜFUNGEN OHNE ENDE

Der Antrag wurde per Express zur Fulbrightkommission nach Frankfurt geschickt und ich ließ bei einer privaten Übersetzerin alle meine Studienbescheinigungen und Diplome ins Englische übersetzen. Die Übersetzungen waren kurz und ganz miserabel, die juristischen Fachausdrücke waren vollkommen falsch von der kleinen und etwas schmuddeligen Frau übersetzt worden, aber was sollte ich tun?

Bei der Menge der Scheine und Seminarzeugnisse, auf die die Amerikaner bestanden, hätte mich die Übersetzung in einem offiziellen Büro an die tausend Mark gekostet. Das Geld hatte ich nicht. So zahlte ich der Übersetzerin denn die vereinbarten zweihundert Mark und wir fuhren sofort in die Schweiz zurück, um die Unterlagen an die amerikanische Universität zu senden, die ich mir für mein Vorhaben ausgesucht hatte: die *University of Georgia*.

Es war die einzige Universität, die einen gewissen Namen im internationalen Recht besaß, seit ein emeritierter Harvardprofessor, Dr. Louis B. Sohn, den Lehrstuhl für Völkerrecht übernommen hatte und die dennoch mit achttausend Dollar im Jahr Gesamtkosten relativ preisgünstig war. Zusammen mit meiner Anmeldung zum *Master's Program*, bewarb ich mich zur teilweisen Finanzierung meines Aufenthaltes um eine *Graduate Research Assistantship*, eine Assistentenstelle bei



Professor Louis B. Sohn, einem ziemlich bekannten Professor für internationales Recht.

Noch vor unserer Rückreise in die Schweiz erfuhr ich von ehemaligen Kollegen des Europa-Institutes, dass eine Ausschreibung bei der Verwaltung des Europäischen Parlamentes in Luxemburg angekündigt war und ich nahm mir vor, daran teilzunehmen.

Zurück in meinem Büro im Lausanner Rechtsinstitut bereitete ich mich dann sehr gründlich auf diese Ausschreibung beim Europäischen Parlament vor. Nach meiner Art natürlich. Ich blätterte die Zeitschriften für europäisches Recht durch und wurde plötzlich angezogen von einem Thema, das im Moment offenbar in der Diskussion war, die Verabschiedung einer europäischen Verfassung nach dem Schema nationaler Verfassungsdokumente.

Bereits während meines Aufbaustudiums hatte ich eine Seminararbeit abgelegt über das Thema des Schutzes der Menschen- und Grundrechte durch den Europäischen Gerichtshof in Luxemburg, vertiefte die Problematik in einer Vorlesung des deutschen Generalanwaltes beim Europäischen Gerichtshof, Dr. R., und bereitete nun für die Prüfung eine Zusammenfassung dieses Themas in einem kleinen Aufsatz vor.

Zugleich schrieb ich eine Art kleine Vorlesung über das institutionelle Europarecht, einen Text von etwa dreißig Sei-



ten, in dem alle wichtigen Rechtsfragen kurz und prägnant dargestellt waren.

Waltraud und ich fuhren zur schriftlichen Prüfung bei der Verwaltung des Europäischen Parlaments in Luxemburg; in dem großen Saal sass ich mit etwa achtzig Mitbewerbern; im Ganzen nahmen über achthundert deutsche Kandidaten an der Ausschreibung teil. Ich war nicht überrascht, als eines der drei Aufsatzthemen ausgerufen wurde: 'Der Schutz der Grundrechte in der Europäischen Gemeinschaft.'

Ich schrieb von der ersten bis zur letzten Minute, wie ich dies immer tat, das heißt ich schrieb gewissermaßen von einer Leinwand ab, die ich im Kopf vor mir sah; ich reproduzierte fast wörtlich den Aufsatz, den ich vorbereitet hatte.

Es wunderte mich übrigens nicht im geringsten, dass das Thema dran kam, das ich vorbereitet hatte. Diese Erfahrung hatte ich zur Genüge bereits während der Prüfungen für das Aufbaustudium gemacht.

Die zweite Arbeit war mehr praktischer Art. Man sollte sich in die Lage des Referenden eines Abgeordneten des Parlaments versetzen und ihm einen kurzen Bericht für eine Sitzung erstatten. Dieser Bericht durfte nicht mehr als fünf Seiten umfassen. Das Thema war sehr interessant. Es ging um die religiösen Sekten, die sich seit einiger Zeit in allen Mitgliedsstaaten der Gemeinschaft breit machten. Die meisten dieser



Sekten hatten ihren Ursprung in Kalifornien und waren von irgendwelchen indischen Gurus geleitet, die ganze Wagenparks von Rolls–Royce fuhren und die Mitglieder der Sekten, vor allem Jugendliche, zu ihren Zwecken ausnutzten. Es wurden konkrete Fälle genannt, die von finanzieller Ausnutzung bis zum Zwang zur Prostitution zum Wohle der Sekte reichten.

Eine Stellungnahme war abzugeben. Auch dieses Themas entledigte ich mich nicht ohne eine gewisse Subjektivität, die mir nun einmal eigen ist, aber unter Beachtung der Rechts– und Sozialfragen, die diese Problematik aufwarf.

Die mündliche Prüfung fand erst einige Monate später statt. Sie lief ebenso glatt für mich, wie die schriftliche. Der Sprachtest war fast ein Witz, denn mein Französisch und Englisch waren besser als die der den Test führenden Beamten.

Und als ich dann noch einige Worte Spanisch und Italienisch kauderwelschte, war man mehr als zufrieden. Beim juristischen Test wurde ich über die Rechtsakte der Europäischen Gemeinschaft geprüft, ein Thema, das in meiner Vorlesung natürlich figurierte und das ich entsprechend fließend und prägnant niederbetete. Die Prüfer schienen irgendwie überrascht über meine spontanen Antworten und lächelten am Ende der Prüfung vielversprechend. Die Empfangsdame, die vor dem Prüfungszimmer saß, hatte bereits vertraulich Wal-



traud gegenüber angedeutet, dass ich sehr gute Chancen hätte, in die Rekrutenliste aufgenommen zu werden.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Sechszwanzig Kandidaten von den ursprünglichen achthundert bestanden die Ausschreibung und wurden in die Rekrutenliste aufgenommen. Ich figurierte an dreizehnter Stelle der Liste.

Normalerweise durfte ich meinen Rang auf der Liste nicht erfahren, aber ich rief die nette Dame in Luxemburg an und erfuhr es wiederum inoffiziell. Es wunderte mich nicht, dass ich den gerade den Platz Nr. 13 hatte. Denn diese Zahl war so oft in meinen Recherchen für das Doktorat auftaucht, dass sie schon zu einer Art ständiger Wegbegleiter für mich geworden war.

Auch mein guter Jaguar hatte einen Anteil am positiven Ergebnis meiner Prüfung. Denn wenn ich auch neben meiner Arbeit für die Dissertation noch Zeit fand, die kleine Vorlesung und den Aufsatz für die Prüfung in Luxemburg zusammenzuschreiben, so reichte es doch nicht mehr aus, das Zeug zu lernen. Das besorgte ich auf der Fahrt von Lausanne nach Luxemburg, gemütlich mit einer Zigarre im Fond meines Jaguar sitzend und meine Manuskripte auf den Hunderten von Kilometern Autobahn wieder und wieder lesend.

Waltraud liebte es zu fahren—und ich, gefahren zu werden. Eine Stelle bekam ich dennoch nicht bei der EG. Denn



plötzlich fehlte es wie so oft in Luxemburg am Geld und in den ersten beiden Jahren seit Erstellen der Liste wurde überhaupt niemand eingestellt. Und ich war schließlich erst in der Mitte angesiedelt. Als ich drei Jahre später dann wieder einmal um die Jahreswende das Formular erhielt, mit dem ich mich für eine Verlängerung der Warteliste anmelden konnte, schickte ich es nicht mehr ab.

KLEINLICHES EUROPA

Ich hatte nicht nur vom Recht, sondern auch von Europa die Nase voll. In der Tat brachte meine Renaissance auch einen fundamentalen Umschwung in meinem privaten Leben mit sich. Das kam völlig unerwartet. Ich wollte uns aus unserer elenden Finanzkrise heraushelfen und sah mich nach Arbeit für Waltraud um.

Da sie nicht bereit war, nach Deutschland zurückzukehren und in der Schweiz keine Aufenthaltserlaubnis besaß, kam nur eine Arbeit im Haushalt und mit Kindern in Betracht, da dies anmeldungsfrei lief und man seinen Lohn auf die Hand erhielt. Waltraud hatte bereits ein halbes Jahr vorher eine Annonce in eine der Lokalzeitungen gesetzt, dummerweise aber in Deutsch.

In der Folge riefen einige alte Weiber an und hatten die Unverschämtheit zu fragen, ob Madame auch eine Aufenthaltserlaubnis habe? Sollte dies nicht der Fall sein, so solle



sich Madame darüber klar werden, dass Madame bei der *Police des étrangers* angezeigt werden könne. Waltraud fiel das Herz in die Hose und ich konnte mich nicht genug wundern über die Spitzel- und Denunziantenmentalität der Schweizer. Um Schwierigkeiten zu entgehen, suchte ich kurzerhand eine Stelle für mich selbst mit der Absicht, sie an Waltraud abzugeben.

Bei der Arbeitsvermittlung an der Universität fand ich das Gesuchte dann auch. Es war eine Stelle in einer deutschen Familie, in der ein fünfjähriges Mädchen nachmittags zu betreuen war und so gut wie keine Hausarbeit anfiel, außer ein wenig Staubsaugen. Stolz und fröhlich kam ich nach Hause und unterbreitete Waltraud das Angebot.

Sie reagierte gereizt und alles was sie sagte war:

—Bin ich mehr wert in deinen Augen, wenn ich arbeite?
Eine Riesendebatte schloss sich an.

Ich war verärgert, dass sie meine Bemühungen in keiner Weise anerkannte, erklärte er, es ginge nicht um Wert, sondern schlicht ums Geld, ein Wort gab das andere und wir hatten einen unserer Ehekrachs, die in Schreien und Schlagen endeten.

Danach war ich für einen Tag arbeitsunfähig vor Schuldgefühlen und Gewissensbissen—ich weiß nicht, wie es Wal-



traud schaffte, dass sie mir immer, aber auch wirklich immer, das Gefühl vermittelte, ich sei der Schuldige.

Nach allem hin und her bekam ich sie dann aber doch so weit, dass wir zum Vorstellungsgespräch gingen. Allein wäre sie auf keinen Fall gegangen. So bot ich mich denn an mitzugehen. Der Erfolg war, dass das Mädchen mich vom ersten Blick an bevorzugte, Waltraud die Beleidigte spielte, uns ganz einfach vor Ende des Nachmittags allein ließ, nach Hause fuhr und Noemie mit der größten Selbstverständlichkeit mich als ihren Babysitter ansah.

Ihrer Mutter gefiel das garnicht. Sie war erst kürzlich geschieden worden und wollte, wie sie sich ausdrückte, 'keinen Mann im Hause' haben. Was Noemie wollte, war ihr egal. Sie behandelte ihre Tochter, je nach den Zwecken, die sie verfolgte mit dem Kind, mal als unmündiges Püppchen, mal als mein verständiges großes Mädchen, wenn es nämlich darum ging, ihr klarzumachen, dass Mutti nächstes Wochenende mit einem Mann zum Skifahren fährt und dabei *Noemiechen* nicht brauchen kann und dass deswegen 'mein Mädchen schön brav bei Omichen das Wochenende verbringen wird.'

Da ich es nicht mehr aushielt mit Waltraud und sie bat, für zwei Wochen nach Deutschland zu fahren, um etwas klarere Gedanken bezüglich unserer Beziehung zu fassen, schickte mir Noemies Mutter kurzerhand einen Scheck und ließ mich



DIE WANDLUNG / 354

von ihrer Sekretärin telefonisch verständigen, sie habe eine 'andere Lösung' für ihre Tochter gefunden.

Sie war bereit gewesen, mich für zwei Wochen als 'Ersatz für meine Frau' zu akzeptieren, aber nicht für länger. Ich hatte ein so wunderbares Verhältnis mit Noemie gehabt, dass ich von nun an wusste, wozu ich auf der Welt war. Mein Leben hatte plötzlich einen Sinn bekommen.